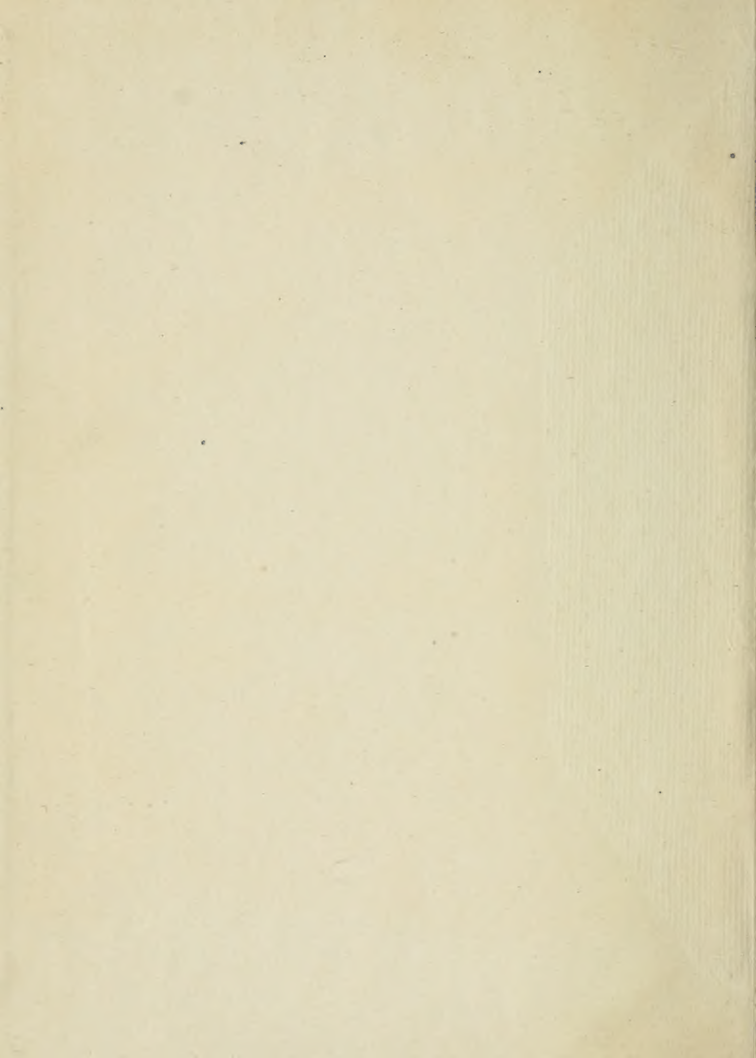
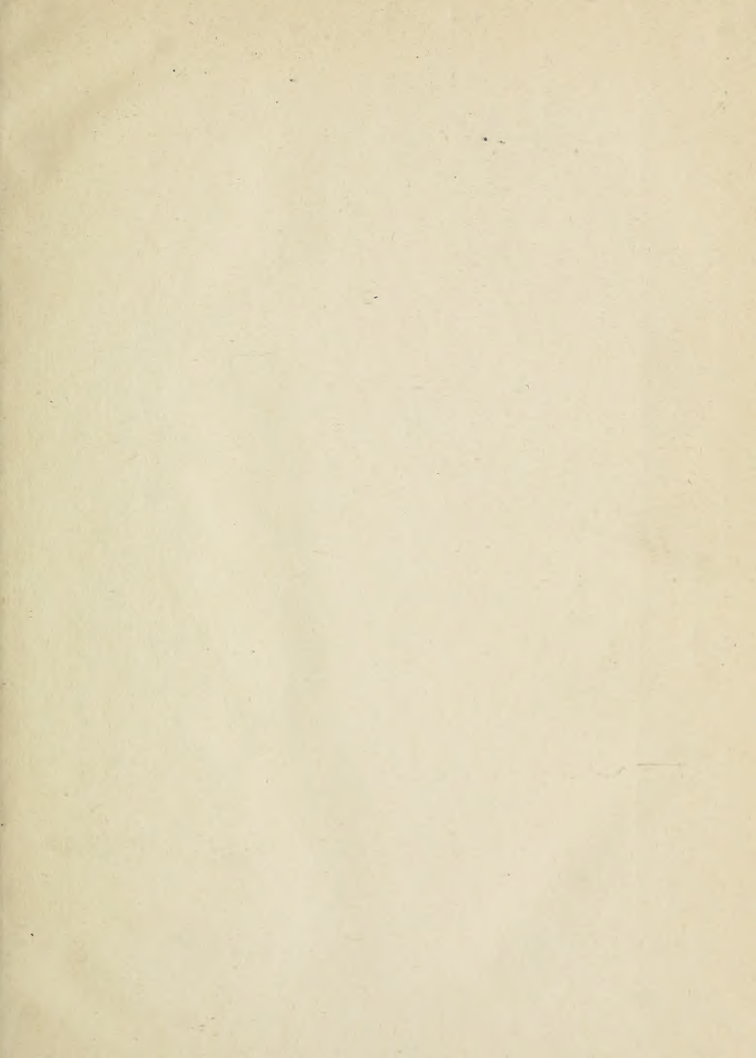
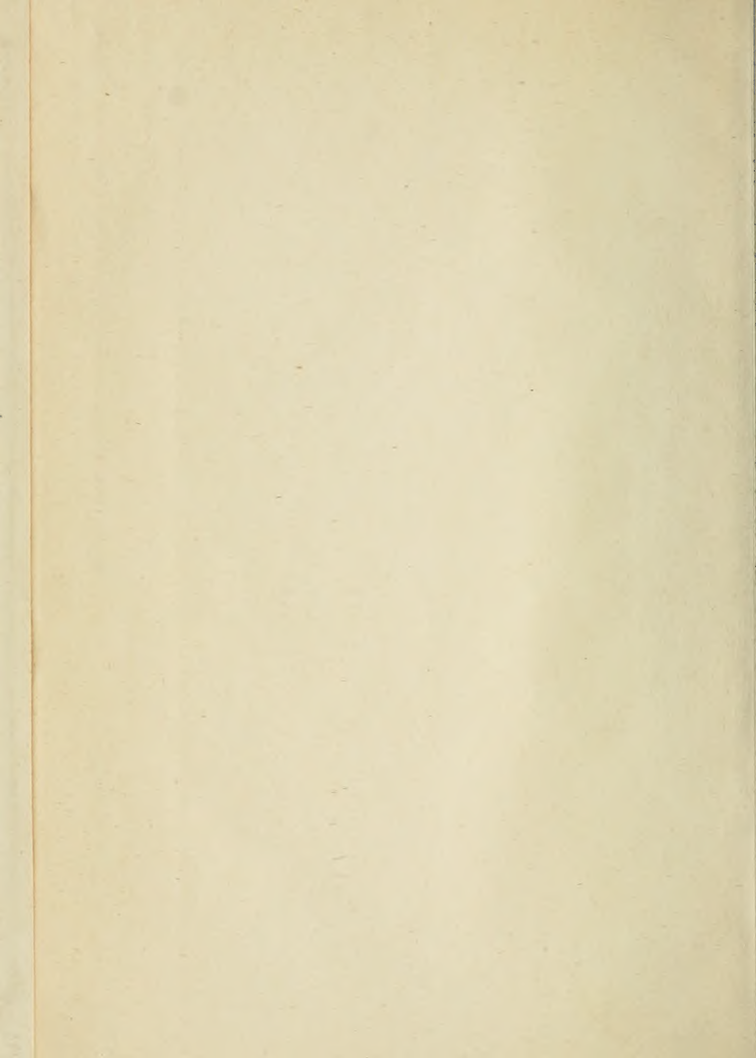
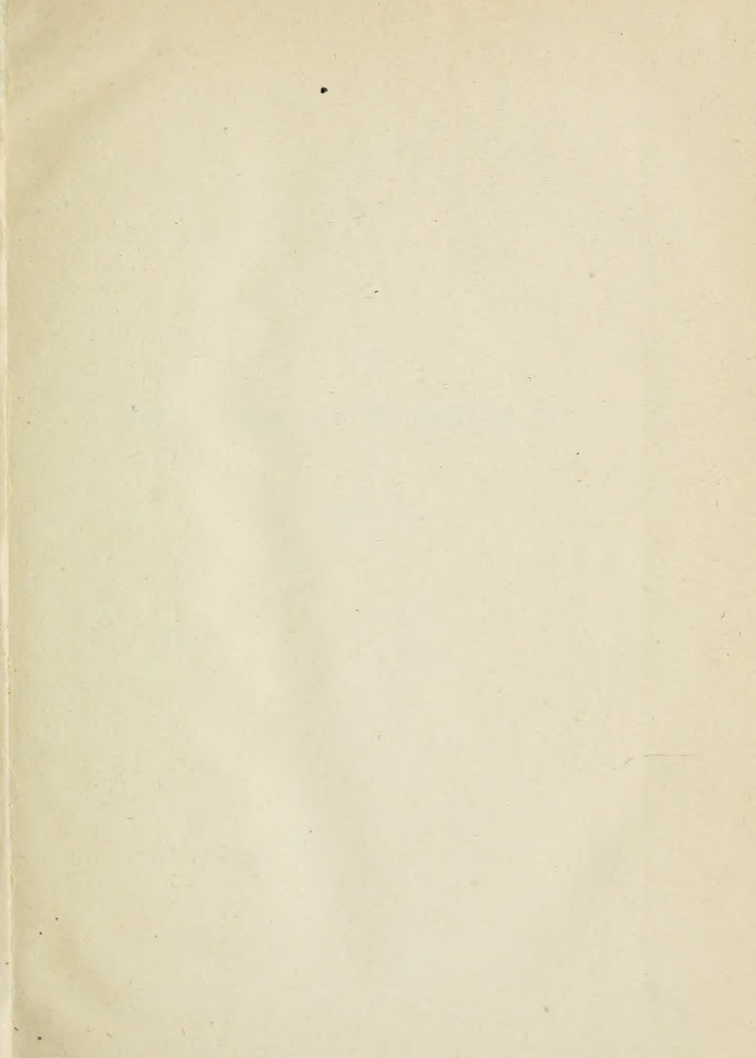
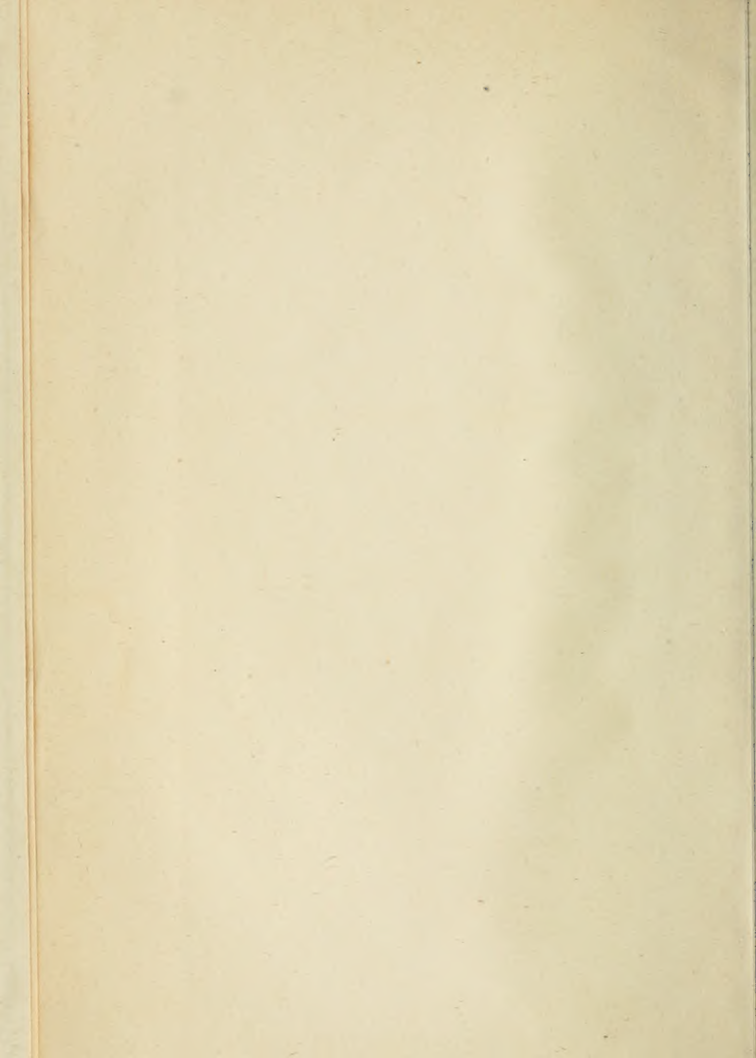


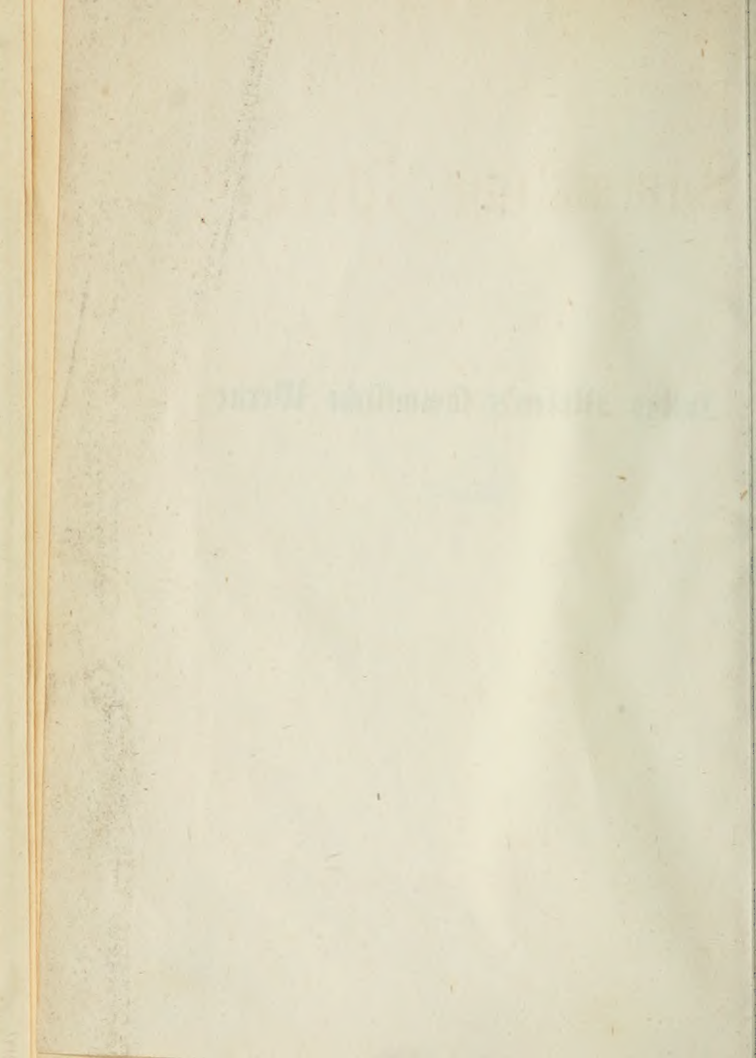








Julius Mosen's sämmtliche Werke.



Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Achter Band.

Oldenburg.
Verlag von Ferdinand Schmidt.
1863.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Studien zur Kunst der Malerei.



Die Geschichte der Kunst ist zugleich die Geschichte des Seelenlebens der Menschheit in seinen höchsten Ergebnissen. Sowie sich in jeglicher Religion die Gottheit, so offenbart sich die Menschheit in der Kunst.

Zur Zeit hat das menschliche Geschlecht zwei solche Offenbarungen durchlebt.

Die erste Offenbarung in der Naturreligion durch die Völker der alten Welt, bei welchen in Indien und Aegypten der menschliche Geist noch ganz von den Gewalten der Natur bewältigt und in symbolischen Darstellungen befangen ist, bis er erst später wagt, die furchtbaren Lenker des menschlichen Geschickes in rein menschlichen Gestalten zu denken und in den freien Staaten Griechenlands so sehr sich erhebt, daß er die Götter in die Linien der Schönheit bannt und als ideale menschliche Wesen mit menschlichen Leiden und Freuden mitten in das Menschenleben hereinstellt.

Von dieser Ueberwindung der alten Naturreligion handeln die schönsten Stellen in den Eumeniden des Aischylus.

Als aber die Hellenen so sich selbst zu Göttern des Lebens in Freiheit und Freude emporgeschwungen hatten, überfiel sie die Ahnung, daß, wie sie selbst, auch ihre Götter einst gestürzt werden würden.

Das scheint das Schicksal der Menschheit und ihre Aufgabe, daß selbst das Höchste und Heiligste von ihr über-

wunden werden müsse, damit ein noch höheres Princip zur Herrschaft gelange in ihr.

Deshalb finden wir die Blüthe einer Kunstepoche immer da, wo ein Glauben seinen Culminationspunkt bereits überstiegen hat; denn die Kunst ist das sichtbare Ringen der menschlichen Seele, das Unsichtbare und Ueberirdische sichtbar und irdisch zu machen und dergestalt zu überwinden.

Nachdem die Menschheit die erste große Aufgabe durch die Hellenen gelöst hatte, konnte ihr erst die zweite gestellt werden.

Diese zweite Offenbarung der Kunst ist die christliche, wo die Gottheit aus der Natur und dem unmittelbaren Verkehre der Menschen zurückweicht, das Band der Nationen auflöst und die Geister der Menschen zu einer Gottgemeinschaft emporreißt, — eine Idee, welche das germanische Mittelalter unter Kaiser und Papst auszuleben hatte.

Wenn im Alterthume der allgemeine ideale Begriff des Daseins eines Volkes, eines Volksstammes oder einer Stadt, das Individuum dagegen nur in Bezug auf diese allgemeine Idee eine Bedeutung hatte, mithin dort von selbst die Kunst dem Ideale sich zuwenden mußte, so hatte die Kunst, welche aus dem Christenthume erwuchs, zur Aufgabe geradezu das menschliche, zur Gemeinschaft mit Gott anringende und dadurch geheiligte Individuum des einzelnen Menschen. Dort ideale, plastisch dargestellte, allgemeine Begriffe, — hier seelenbegabte, besondere Individuen! — Dort vorwaltend marmorne, strenge Gebilde, hier die warme Farbe in Nüancirung der zartesten Seelenzustände! — Dort mehr die ganze menschliche Gestalt mit allgemeinem, typischem Antlitze; hier Verhüllung der Glieder und der lebendigste Ausdruck des Gesichtes als eines Spiegels der Seele.

Die Natur hatte, eben weil sie immer strebt, sich in äußeren Formen zur Erscheinung zu bringen, in den Völkern der alten Welt ihr höchstes Princip — die Schönheit durch die Kunst errungen.

Kaum war diese große Aufgabe durch die Menschheit gelöst, als mit den in sich zerfallenden griechischen Staaten in Socrates und Plato sich die Sehnsucht nach einem neuen, beseelenden Principe aussprach, das mit dem Christenthume in die Welt treten sollte.

In einem bekannten Märchen spricht sich bildlich dieser Uebergang von der alten zur neuen Zeit am Herrlichsten aus. Es wird uns erzählt, daß unten im Meere in crystallenen Schlössern wunderschöne Frauen, Ondinen, fröhlich leben, bis sie eine unendliche Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele empfinden, welche sie nur erhalten können durch die vertrauteste Liebe mit einem christlichen Manne. Die schönsten Volkslieder feiern das Glück und Unglück der Liebe zwischen christlichen Rittern und Meerfrauen.

Als eine solche Ondine empfing die zur griechischen Schönheit verklärte Menschheit den heiligen Geist des Christenthums.

Obschon der Septimenaccord in der Musik eine Dissonanz ist, welche das Ohr fast beleidigt, so ist doch erst durch ihn möglich geworden, in der Musik die tiefsten Seelenzustände auszudrücken. Als ein solcher Septimenaccord trat das Christenthum in die menschliche Brust und hob die einfache Harmonie auf, welche sich jetzt in Spiritualismus und Sensualismus zerlegte.

Sowie jetzt die Kunst bald spirituell und eben deshalb didaktisch, bald sensuell in einer seligen Versenkung der Seele in die Mysterien des himmlischen Heiles, die Idee des Chri=

stenthums zu lösen suchte, bis sie, wie in Verzweiflung an der Lösung der ihr gestellten Aufgabe, in sinnliche, leibliche Lust hinein und dem Untergange bachantisch zujauchzte; so ist auch hier in allgemeinen Zügen das Drama dieser beiden hervorstehenden Tendenzen in der christlichen Kunst mit Hindeutung auf die höchsten Glanzpunkte ihrer Entwickelung anzudeuten.

Diese höchste Entwickelung der christlichen Kunst fand Statt in

Italien.

Das römische Volk, welches aus Abenteuerern verschiedener italischer Völker zusammengeflossen war, mußte, wie in naturgemäßer Entwickelung, endlich die hauptsächlichsten Nationalitäten der alten Welt auflösen und romanisiren.

Diese Thatsache ging dem Christenthume voraus, welches das in der Theorie vollendete, was in der Praxis geschehen war.

Wie die jungen Völker des Nordens und Ostens mit Aufgebung ihrer Heimath und ihrer Nationalität sich in das römische Reich hereinstürzten und mit den entarteten Abkömmlingen der alten Völker in Eins zusammenflossen, wurde die romanische Völkermasse durch germanisches Blut verjüngt und die germanischen Völker dagegen von alter Bildung durchgeistet im neuen Glauben an den menschgewordenen Gott.

Während das weltliche römische Kaiserthum sich erneute in den deutschen Königen mit dem alten, materiellen Stre-

ben nach der Weltherrschaft, entwickelte sich gegenüber das Papstthum aus der neuen Idee von der inneren und äußeren Einheit der christlichen Kirche, in welcher von selbst eine geistige Anwartschaft auf die Beherrschung der Welt sich herausbilden mußte, so daß das neue, römisch-deutsche Reich einen weltlichen und einen irdischen Herrscher erhielt. Der nothwendige Kampf dieser beiden Gewalten mit einander, welcher aus dem christlichen Dualismus des leiblichen und geistigen Lebens historisch hervorgehen mußte, gab als Resultat das geschichtliche Leben; wie jedoch die bürgerliche Freiheit die Blüthe desselben war, so hebt sich wieder als Höchstes und Letztes daraus hervor die Vollendung der Kunst in der Erfassung und Bewältigung der Gesammtidee des christlichen Mittelalters.

Wie der altägyptische Cultus von Tod und Grab ausging, so knüpfte sich auch der christliche an das Leiden und Sterben des Heilandes und ging aus vom Grabe. Ebenso wie dort die Kunst symbolisch war, so begann auch jetzt die christliche in den römischen Katakomben mit der Darstellung von Symbolen.

Theilte sich in Aegypten die Herrschaft über das Volk zwischen Priester und König, so zeigt uns das Mittelalter dieselbe Erscheinung in Papst und Kaiser.

Die Weltgeschichte sucht die ihr von Anfang an gestellte Aufgabe der Versöhnung des leiblichen und geistigen Daseins immer in höherem Umfange zu lösen. Das ist ihr ewiges Gesetz, welches sie zu erfüllen sucht.

Deshalb wird jede große Weltperiode der anderen, in's Besondere bei ihrem Beginne, ähnlich sein, so die christliche der ägyptischen Kunst gegenüber.

Gegen das Ende des 1. Jahrtausends unserer Zeit-

rechnung übt sich wieder die, früher vom Christenthume zurückgewiesene, heidnische Kunstfertigkeit, welche sich allmälig zu christlichen Darstellungen herübergeläutert hatte, in Ausschmückung der römischen Basiliken mit Mosaikgemälden. Diese Kunst suchte in diesem Zeitraume das, was über alle Begriffe erhaben ist, theils noch mit symbolischen Zeichen, wie das Lamm auf dem Throne, theils schon in Gestalten von großen Dimensionen auszudrücken.

Allmälig weichen die symbolischen Zeichen mehr in die Nebenräume, und Christus mit den Aposteln füllt den ganzen Raum hinter dem Hauptaltare, die große Nische der Basiliken, in riesigen Gestalten, Ehrfurcht gebietend, aus.

Eine ewige, heilige Todesruhe ist in allen Mienen und Gliedern ausgeprägt. Alle diese heiligen Bilder in geweihten Räumen machen denselben Eindruck auf das Gemüth, wie ein ernster Choral in langgezogenen Orgeltönen. Jede Leidenschaft, jede Regung des gemeinen Lebens ist von solcher Stätte verbannt.

Es war die Zeit der Furcht, wozu noch der Glaube trat, daß mit der Beendigung des ersten Jahrtausends das Weltgericht anbrechen werde.

Hatte so der menschliche Geist diese großartigen, strengen Formen für die Gegenstände seiner Anbetung erfunden, so schien er jetzt selbst in ihnen zu erstarren. Sie wurden auf Jahrhunderte unverrückbare Typen, und in ihnen lag gebunden, wie in einem Fruchtkerne, der Keim der zukünftigen Pflanze mit seinen beiden Blättchen, fast noch ganz zusammengewickelt, — der Dualismus des Mittelalters — die spirituelle und sensuelle Tendenz.

Noch aber hatten sich die Factoren der neuen Weltgeschichte, Papst und Kaiser, nicht bis dahin entwickelt, wo

ihr Kampf beginnen mußte. An Fortentwickelung der Kunst war so lange nicht zu denken, als das historische Leben des Mittelalters noch nicht seinen Mittelpunkt in einem bestimmten socialen Zustande gefunden hatte; denn die Kunst ist der Culminationspunkt des Lebens.

Mitten im Sturme des langen Kampfes der Päpste mit den Kaisern erwuchs als das diese beiden Tendenzen neutralisirende Princip, die Freiheit der vielen italienischen, in's Besondere der lombardischen Städte in dem Bündnisse mit den Päpsten gegen die Gewalt der Kaiser und ihre Heerzüge.

Wie aber nicht Eins oder das Andere der sich einander entgegengesetzten Principien, welche um die Herrschaft über einen geschichtlichen Zeitraum mit einander bis zu ihrer gegenseitigen Vernichtung kämpfen, das Recht auf einseitige Existenz hat, sondern beide Principien nur eben da sind um des Kampfes Willen, welcher das historische Leben als fortlaufendes Product der streitenden Principe selbst ist, ebenso wird eine weltgeschichtliche Periode nur da zum Abschluß in der Kunst gelangen, wo dieser Kampf den engsten Kreis mit der größten Energie beschreiben und abschließen, mithin das ganze, weitverbreitete Völkerleben, wie im Fokus eines Brennspiegels, zusammendrängen wird zum freibürgerlichen Dasein, welches sich wieder in der Kunst zur Verklärung bringt.

War der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht unter Gregor VII. und Heinrich IV. erst recht ausgebrochen, so begann zu gleicher Zeit das heftigste, republikanische Drängen in den Städten Oberitaliens, welche ebenso wieder als päpstliche Bundesgenossen in den weiten Strudel des Kampfes mit hineingerissen wurden.

Nur eine der größeren Städte Italiens schien von allen diesen wilden Kämpfen unberührt zu bleiben. Florenz, so glücklich gelegen, nicht zu nahe der Lombardei, welche den ersten Ansturm der Kaiser zu ertragen hatte, noch auch gar zu nahe dem Sitze der Päpste in Rom, deren sanftere Art ebenso die freie Entwickelung einer Stadt gefährden mußte, schien nur ein idyllisches Traumleben zu führen bis zum Jahre 1215, wo die Familien Buondelmonti und Uberti zu Haß und Mord gegen einander aufstanden und später als Ghibellinen und Welfen und weiter als Schwarze und Weiße den großen Kampf des Mittelalters unerbittlich auskämpften, hin und hergeschleudert zwischen wilder Demokratie und zügelloser Aristokratie.

Es war daher eine historische Nothwendigkeit, daß aus dieser in Florenz erfolgten Concentration des Mittelalters auch die höchste Blüthe der Kunst sich entfaltete.

Hatte die Kunst fast genau bis zu diesem Zeitpunkte in Italien wie im Todesschlafe gelegen, so schien der byzantinische Grieche bis dahin von der Weltgeschichte als Custode der alten Kunstfertigkeiten angestellt gewesen zu sein, um dieselben zur rechten Stunde dem Italiener zu übermachen.

Das byzantinische Reich, nicht, wie das abendländische, verjüngt durch die jungen, germanischen Völker, erscheint in der ganzen Geschichte des Mittelalters, wie ein kindisch gewordener Greis, der mit buntem Spielwerke spielt und von den Jahren der Jugend nur die Untugenden übrig behalten hat. —

So todtkalt, wie das ganze Leben der Byzantiner, blieb auch ihre Malerei. Die Gesichter schauen aus dem Goldgrunde, grünlich, gelb, stumpf und leblos in typischer Weise

heraus, die Gestalten selbst sind lang und hager ohne lebendige Bewegung.

Kurz vor Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in Florenz wird, wie durch besondere Fügung, im Jahre 1204 Constantinopel durch die Lateiner erobert und geplündert, zugleich werden byzantinische Künstler über Italien verstreut, welche die alte Kunstfertigkeit dem zur Freiheit erstarkten italienischen Bürger zubringen.

Schon in den Wandmalereien in Parma vom Jahre 1230 zeigt sich der neue, wilde Geist in heftiger Bewegung und Leidenschaftlichkeit der Figuren und in kräftigen Farben neben byzantischer Schulenstrenge. Es ist der Kampf der Jugend mit althergebrachter Form.

Zugleich leben wieder auf alte Philosophie, Poesie, und hellenische, republicanische Politik. Der Bildhauer Nicola Pisano eilt zu der alten Kunst zurück und bildet ihr seine Gestalten nach in der höchsten Vollendung.

Da tritt auch der erste, große Maler Italiens, Giovanni Cimabue auf, erst gebannt in byzantinische Manier, von der er sich später losringt mit Modellirung des Nackten nach der Natur. Die neuerwachte Kunst scheint seine Malereien in der Oberkirche des heiligen Franciscus in Assisi in den Medaillons, worinnen Christus, Maria, Johannes der Täufer und Franciscus dargestellt sind, jauchzend mit Blumenranken und kletternden, fröhlichen Genien umgeben zu haben.

Seine Gesichter sind nicht mehr todt, sie schauen nur noch träumend in die Dämmerung des jungen Tages herein.

Schüchtern, langsam, aber sicher schritt die Kunst weiter von einem Genie zu dem anderen.

Cimabue findet einen Hirtenknaben, welcher bei seiner

Heerde sitzt und ein Schaf auf einen Stein zeichnet. Cimabue nimmt den Knaben zu seinem Schüler an. Dieser Hirtenknabe, welcher bald ganz Italien entzücken sollte, war Giotto, geboren im Jahre 1276 zu Vespignano bei Florenz. Sein Freund war Dante.

Gleich diesem faßte Giotto die Geheimnisse der Religion spirituell, oder didaktisch-allegorisch mit der individuellsten Charakteristik der dargestellten Figuren auf.

Diese spirituelle Auffassung des Himmlischen und Irdischen, wird von Giotto an die hervorstehende Richtung der toscanischen Malerschule bis auf Michael Angelo, mit welchem sie sich abschließt.

Wie in der Geschichte der italienischen Poesie Dante die spirituelle, die episch-didaktische Richtung, dagegen Petrarca die sensuelle, lyrische Richtung des Mittelalters darstellt, so beginnt auch zugleich neben Giotto diese zweite Linie, die sensuelle, durch die christliche Kunst parallel mit der ersteren sich hinzuziehen.

Simone di Martino in Siena, Giotto's Zeitgenosse, bezeichnet den Anfang dieser Kunstrichtung.

Sein bedeutenderes Werk ist ein Altarbild in Siena, welches aus mehreren, jetzt zerstreuten, Tafeln besteht.

Die Figuren, welche er gemalt hat, sind aufgelöst in Sehnsucht und Andacht. Diese Richtung, welche sich ganz in das Gefühlsleben vertieft, hat als das Höchste, was sie erstrebte, die göttliche Jungfrau mit dem Kinde darzustellen gesucht. Ihr verdanken wir die heiligsten, tiefempfundensten und innigsten Madonnenbilder.

Wie die didaktisch-epische Seite der italienischen Kunst in Michael Angelo die höchste Vollendung erreichte, so diese

lyrische Richtung in dem Dominikanermönch Fra Giovanni Angelico da Fiesole, in Florenz.

Wie dieser fromme Maler ganz Eins in Leben und Kunst war, ganz aufgelöst in Demuth und Frömmigkeit, so sind auch seine Gemälde, wie reine Spiegelbilder seiner heiligen Seele; — man kann sagen: er betete in Farben. Wie ihm, so ist seinen Bildern, welche ganz Hingebung an das ewige Heil in kindlicher, seliger Wehmuth sind, die Leidenschaft des Lebens fremd. Seine Werke machen ohngefähr den Eindruck, wie in der Musik das Miserere von Allegri.

Diese Richtung mit ihrer bestimmten Hinneigung zur Darstellung der heiligen Mutter mit dem Kinde verbreitete sich jetzt von Siena und Florenz aus durch ganz Italien, so in Bologna in Vitale dalle Madonna, so in Padua du h Jacopo d' Avanzi.

Sehr verwandt mit Fra Angelico ist Gentile da Fabriano. Ihre Werke verhalten sich zu einander, wie in der deutschen mittelalterlichen Dichtkunst Tristan und Isolde zu Parcival; während dort, wie bei Gentile, das ritterliche, bunte, fröhliche Hofleben, so ist hier und bei Fra Angelico das geistliche Element vorherrschend.

In ähnlichen Bestrebungen sehen wir die Künstler Venedig's, Verona's, und Mailand's mehr oder minder glücklich.

Waren so bis jetzt beide Kunstrichtungen ganz von der Religion beherrscht, so scheint jetzt die Kunst ihrer sich zu bemächtigen. Das ägyptische Element der mittelalterlichen Kunst geht in das Hellenische über.

Wie einst Perikles die Geschichte Athens in Befreiung aller geistigen und materiellen Interessen, so brachten jetzt

die Mediceer die Republik Florenz zu ihrer höchsten Blüthe im Genusse des bürgerlichen Daseins.

Zugleich mit ihnen sucht die Kunst die Fesseln des religiösen Cultus abzuwerfen in der Ueberwindung des Allegorisch-Didaktischen, zugleich mit Unterdrückung der wuchernden Gefühlsrichtung mit Begeisterung für das wirkliche, doch noch durch die Religion getragene, freibürgerliche Leben.

Masaccio brach zuerst kühn sich die Bahn zu dem wahrhaftigen Leben des Menschen. Hinter ihm liegt alles Symbolische, Allegorisirende und alle lyrische Schwärmerei. Seine Wandgemälde in S. M. del Carmine in Florenz repräsentiren diese neue Entwickelung der Kunst. In die heiligen Geschichten auf seinen Gemälden drängen sich Gruppen aus der unmittelbarsten Gegenwart in ihrer malerischen Tracht als ruhige Zuschauer herein.

Können wir die früheren Kunstrichtungen episch und lyrisch nennen, so ist mit Masaccio die Kunst dramatisch geworden.

Kurz nach ihm schwärmt auf dieser Bahn, wie ein junger Bacchante, Fra Filippo Lippi in die sinnlichste Lust und Weltlichkeit hinaus. Fast auf gleicher Bahn schreiten Sandro Botticelli und Benozzo Gozzoli, ersterer phantastisch, letzterer mit heiterer Andacht, zur Natur in Scherz und Laune weiter vor.

So auch Domenico Corradi, genannt Domenico Ghirlandajo, der große Meister der Kunst, welcher diese neue Richtung zum Ziele führt.

Seine Kunstwerke sind die klarste Abspieglung des herrlichsten Lebens in seiner Vaterstadt Florenz, voll mächtiger Gestalten und wunderbar lebendiger Gesichter.

Die Begebenheiten der Heiligen, welche er darstellt, zieht er ganz in das kräftige, bürgerliche Leben seiner Zeit hinein. Seine besten Gemälde im Chore von S. M. Novella zu Florenz sind das Leben der Maria und das des Täufers Johannes.

Wenn so die christliche Kunst sich dem Principe der griechischen insoweit näherte, als sie, wie jene, die Gegenstände ihrer Anbetung plastisch in das Leben selbst hineinrückte und die Schönheit der Natur als ein selbstständiges Princip in der Malerei gelten ließ, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die Künstler jetzt mehr und mehr dem Studium der Antike hinnäherten, zuerst durch Antonio Pollajuolo und Andrea del Verrocchio, beide Maler und Bildhauer zugleich. Dieser Versuch, die Natur im Idealen zu erfassen und sie in dieser Weise zur Darstellung der Schönheit in religiösen Vorwürfen geschmeidig zu machen, welchen schon Nicolo Pisano, der Bildhauer, früher mit Erfolg gemacht hatte, zieht sich, wie ein goldener Faden, an welchen durchsichtige Kugeln gereiht sind, durch die florentinische Kunst als ein heller Schein hindurch. Dieser Versuch wird jetzt von der spirituellen Richtung bis zum Resultate gesteigert in dem großen Vorläufer Michael Angelo's, in Luca Signorelli von Cortona in den Wandgemälden in einer Capelle des Domes in Orvieto, welche das Ende der Welt darstellen in der Geschichte des Antichrists, in der Auferweckung der Todten, mit der Hölle und dem Paradiese.

Auf der andern Seite wurde in Nachahmung der alten Kunstwerke die Schule von Padua hervorgerufen durch Francesco Squarcione, welcher die Kunst nach alten Statuen, Reliefs und Vasengemälden zu lehren versuchte,

unter dessen zahlreichen Schülern, welche sich über Italien später verbreiteten, der Vorzüglichste Andrea Mantegna ist.

Der Einfluß der Paduanischen Schule erstreckte sich sehr bald auf Ferrara, Mailand und Venedig, in letzterer Stadt durch die beiden Viviani, Antonio und Bartolomeo, von welchen der Erstere sich auszeichnet durch den Schmelz der Farbe.

Hier in Venedig sollte nicht der tiefe Gedanke, nicht die Zeichnung, sondern die Farbe das herrschende Princip werden, damit die italienische Malerkunst in jeder Richtung hin das Höchste erreichen möchte.

Dieses neue Princip kommt in's Besondere zum Durchbruche in Antonello von Messina, welcher in den Niederlanden in der Schule des Johann van Eyck die Behandlung der Oelfarbe erlernt und sie nach Venedig gebracht haben soll.

Wie Paläste und Kirchen die Einrahmung des venetianischen Lebens, klares Meer und sonnige Luft der Grund sind, vor welchem sich die kräftigen Gestalten der republicanischen Kaufleute bewegen, so kommen in klarer Heiterkeit schon in den Gemälden Giovanni Bellini's, Antonello's Zeitgenossen, alle diese Elemente umgeben von architektonischen Verzierungen zum Vorschein. Seine Schüler waren Giorgione und Tizian.

Wie oft eine einzige Frühlingsnacht alle Blüthenknospen, welche eine Reihe warmer Tage bis zum Zerspringen angeschwellt hat, plötzlich öffnet, daß bei anbrechendem Morgen die ganze blühende Erde in Glanz und Duft vor Entzücken zittert, ebenso schien es zu dieser Zeit mit der Kunst zu sein.

Hatte zu dieser Zeit die Kunst in Venedig den Schmelz

der Farbe gefunden, sowie sie in Florenz und Oberitalien bis zur objectiven Schönheit und zur Natur, zugleich auch zum Studium der Schönheit durchgedrungen war, so wurde auch die sensuelle Richtung, erst in Siena, dann durch da Fiesole in Florenz, später vorzüglich in Umbrien durch Pietro Antonio di Foligno in Assisi, besonders durch Nicolo Alunno von Foligno, und endlich durch Pietro Vanucci della Pieve, Perugino genannt, dem Lehrer Raphaels, in Perugia gepflanzt.

Kurz vor und im peloponnesischen Kriege, wo die Macht und Herrlichkeit der griechischen Freistaaten auf ewig zusammenbrach, und in Sokrates und Plato die Vorahnung des neuen Princips der künftigen Geschichte sich aussprach, gedieh die alte Welt, die Naturseele durch die Kunst in idealer, äußerer Schönheit zu ihrer Vollendung. So jetzt der Geist des Mittelalters in der Malerkunst auf dem Wendepunkte, wo sich das christliche Mittelalter endigte und die neueste Zeit hereinbrach mit ihren Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerei, mit der Entdeckung von Amerika und mit der Reformation.

Wie so die Weltgeschichte mit Abstreifung der mittelalterlichen Idee eine neue suchte, um welche sie sich bewegen sollte, schlichtete sich von selbst der Kampf des Papstthums mit dem Kaiserthume. In gleicher Nothwendigkeit der Folge geschah es, daß in den Städten und an den Höfen Italiens und Deutschlands und anderer Länder zugleich, und überall das mittelalterliche Leben zur Blüthenkrone der Kunst emporschoß.

Es machte sich jetzt das alte Gesetz geltend, daß die in der Freiheit entsprossene und herangewachsene Kunst nach dem Tode dieser ihrer Mutter hoffähig wird.

Bald sehen wir jetzt Papst, Kaiser und Fürsten als die großen Schutzherrn der Kunst, zunächst die Mediceer in Florenz, in der alten, heiligen Kunstwerkstätte.

In dieser Blüthenepoche tritt uns dort zunächst entgegen Leonardo da Vinci, wunderbar ausgerüstet mit allen Gaben des Daseins an Geist und Leib.

Bei seiner ganzen Erscheinung und seinem Drange, das verschiedenartigste menschliche Wissen zu erfassen und zu bewältigen, denkt man, wie von selbst, an Göthe, sowie dieser auch seine Wahlverwandschaft mit Leonardo in dem Bekenntniß, daß er sich doch am Meisten von ihm angezogen fühle, zu ahnen schien.

Seiner vorherrschenden Seelenrichtung nach zart und schwärmend, wie Göthe in Werther und Clavigo, und in seinen Frauengestalten fast sentimental, verbindet er diese Stimmung der Seele, welche ihn zur umbrischen Schule hinneigt, mit der Kraft des Gedankens der toskanischen Richtung.

Das ganze Leben von dem gemeinsten und verworfensten bis zu dem edelsten Menschen und bis zu dem Erhabenen und Göttlichen, handhabte er, wie ein Componist sein Handclavier.

Wie er, so erscheinen seine Gemälde und Compositionen tief, mild, schön und edel! —

Leonardo da Vinci, welcher von Florenz nach Mailand und später nach Frankreich ging, starb hier in den Armen seines Freundes Franz des Ersten.

Bernardino Luini, sein Schüler, ist seinem Meister am Treuesten nachgefolgt.

Zugleich entwickelte sich in Florenz der gewaltige Genius Michael Angelo Buonarotti, welcher nur

22 Jahre jünger war, als Leonardo da Vinci. Er war Anatom, Architect, Bildhauer und Maler, in jeder Eigenschaft Meister. Wie von einem Dämon erschaffen, hereingestürzt in das Leben, sind seine Gestalten, die Träger sowie erhabener Leidenschaft, so des tiefsinnigen, ruhigen Ernstes. Papst Julius II. beruft ihn nach Rom; — dort findet er Raum, die sixtinische Capelle an den Wänden und den Decken mit seinen Schöpfungen zu beleben, mit den Geschichten der Genesis das Spiegelgewölbe, mit den Propheten und Sibyllen die Stichkappen, mit den Ahnen der heiligen Jungfrau die Bögen darunter über den Fenstern, Alles in einer wunderbaren, architectonischen Zusammenstimmung. Diese riesige Arbeit war in 3 Jahren vollendet. In seinem 60. Jahre malt er auf die Hinterwand dieser Capelle das jüngste Gericht — übermächtig, titanisch in den Gruppen der Verdammniß.

Von seinem Sterbelager aus sah er die Kuppel der Peterskirche, welche er erbaute, emporsteigen. Das spirituelle Princip des alten Testamentes erfaßte er so gewaltig, daß man sagen könnte, er habe die Geister desselben, den zornigen, eifrigen Gott und seine Propheten gezwungen, in der Kunst sich zu verleiblichen. Selbst sein Christus in dem jüngsten Gerichte ist nicht der Heiland der Christen, sondern der junge Jehova, der die ganze, abtrünnige Welt, mit den Gottlosen zugleich Petrus und Paulus zu verdammen scheint.

Kann man den Michael das kunstverklärte alte Testament nennen, so ist Raphael das neue Testament.

Aber immer noch heben sich aus dem florentinischen Leben herrliche Meister der Malerkunst empor, so

Baccio della Porta, als Mönch im Dominikanerkloster

in St. Maria von Florenz Fra Bartolomeo genannt, ist in seiner Milde Leonardo da Vinci ähnlich; das Element der katholischen Religion ist in seinen Bildern zu menschlicher Anmuth und Würde ausgeprägt. Er war der Freund des unglücklichen Savonarola, nach dessen Hinrichtung er in das Kloster ging und dort vier Jahre lang hinbrütete in seinem Schmerze, bis der junge Raphael freundlich zu ihm ging und ihn wieder zur Kunst aufrichtete. Er hauchte seinen Schmerz und zugleich sein Leben aus in dem berühmten, Grau in Grau gemalten Altarbilde in Lucca, in der Madonna della Misericordia, welche fromme Menschen mit ihrem Mantel vor dem Zorne Gottes schützt. Dieses Bild ist auch insofern bedeutend, als hier subjectiv gelöst werden soll, was Raphael objectiv hernach gelöst hat. Ist in Michael Angelo der Spiritualismus des Christenthums verdammnißfreudig, so sucht hier das sensuelle Princip in der Madonna die arme, sündige Welt der Verdammniß zu entziehen.

Neben ihm hat sich sein Freund Mariotto Albertinelli durch die Ausbildung seines Stils zum Einfachen und Großartigen und durch die Wärme seiner Farbe ausgezeichnet; — ihm zur Seite steht der kindliche, phantasieenreiche Andrea Vanucchi, Andrea del Sarto genannt, mit seinen schönsten Arbeiten im Vorhofe der Kirche St. Annunciata in Florenz, in der Madonna del Sacco über dem dortigen Klosterhofe und in seinem Oelgemälde in Dresden: das Opfer Abrahams.

Ebenso begann Ridolfo, der Sohn des Domenico Ghirlandajo, in der Kunst emporzustreben. Sein Freund Raphael suchte ihn zu bewegen, in Rom Theil zu nehmen an den Arbeiten im Vaticane. Ridolfo blieb in Florenz und malte nicht mehr.

Es war kurz vor der Reformation, wo die päpstliche Macht ihren höchsten Glanzpunkt erreicht hatte, zu ebenderselben Zeit, wo mit dem Mittelalter die Skepsis der neuen Zeit den langen Kampf begann, der bis zu dieser Stunde fortdauert.

Der Jüngling aber, in welchem die Kunst des Mittelalters ihre Spitze erreichen sollte, ist:

Raphael.

Als Schüler des Pietro in Perugia begann er in der schönen, zarten, lyrischen Stimmung der umbrischen Schule sich auszubilden, so daß sein Genius, indem später in Florenz die toskanische Richtung ihn mächtig ergriff, durch diese Gegensätze gesteigert zur Verschmelzung des sensuellen und spirituellen Princips, das Höchste in der italienisch-christlichen Kunst zu lösen vermochte.

Als fünf und zwanzigjähriger Jüngling wurde er von dem Papste Julius II. nach Rom berufen, wo er mit Michael Angelo zusammen kam, ein Genius zu dem anderen.

Es war, als wenn die durch das Christenthum durchseelte Natur durch ihn und seine Werke sich erlösen wollte aus den Fesseln der Endlichkeit, der Sünde, oder der Strafe und Verdammniß in das ewig selige Reich der Idee. Ein wunderbar gnädiges Schicksal hob ihn mit leichter Hand über seine Zeitgenossen hoch empor zur Verklärung.

Seine großen Freskogemälde an den Wänden und den Decken von drei Zimmern und in einem Saale im Vaticane verherrlichen den Triumph der Kirche.

Die Reihenfolge der Freskogemälde an der gewölbten

Decke der Logen im Vaticane ist die in Bildern zur Anschauung gekommene Bibel.

Die Zeichnungen zu den Tapeten enthalten das Leben der Apostel.

Wie er in diesen großen historischen Gemälden alle Richtungen der italienischen Kunst vereinigt, so hat er wieder das Höchste gelöst in seinen Madonnenbildern, vor Allen in der Madonna del Sisto, jetzt auf der Dresdener Gallerie. Wie einst Phidias in seiner Statue den olympischen Zeus in höchster Vollendung darstellte, so hat Raphael die Mutter mit dem Kinde in Linien und Farbe als höchsten Inbegriff der Weiblichkeit zur leiblichen Anschauung gebracht.

So hatte Raphael das Alles vollendet. Die Religion war einst, wie in Athen, in die Kunst aufgegangen; das Wort war in ihr Fleisch geworden.

Wie auch dort, so suchte die Kunst sich jetzt von ihr zu befreien.

So wie Raphael die religiöse Richtung der Kunst beschließt, so beginnt mit ihm die neue Bahn in seiner Geschichte der Psyche und in der Galathea an den Wänden der Farnesina.

In der Galathea scheint Aphrodite, wie vom Schlafe erwacht, als die Ondine der alten Welt, welche eine Seele erhalten hat, in neuem, eigenem Dasein auf der Muschel über das Meer der neuen Zeit entgegenzujubeln.

Doch schon nahte der Tod dem jungen Gott der Freude.

In ernster Vorahnung seines Endes malt er die Verklärung Christi auf Tabor. Der Heiland schwebt hier in Licht und Seligkeit, erhaben über alle Zerrissenheit, die Besessenheit und alles Elend des niederen Lebens. Dieses Bild ist das letzte, welches er gemalt hat, als das höchste Gedicht,

welches nur ein Genius, der schon über dem Leben steht, empfinden und wiedergeben kann. Dieses Bild, dessen tiefe Poesie und Wahrheit bis jetzt kaum Jemand ahnet, wird erst in später Zeit verstanden werden, wo sich die Dissonanzen des Christenthums zur Harmonie auflösen, wo die Sünde ein Irrthum und das Laster eine Krankheit und der Tod die Genesung sein wird. Dieses Bild ist eine gemalte Prophezeihung von dem neuen Weltheiland, in welchem Raphael ihm zuruft das Stichwort: „Licht und Freiheit!“

Als Raphael 37 Jahre alt war, starb er, hinter seinem Sarge als Siegespanier stand dieses Bild.

So herrlich hat er das große Werk der Jahrhunderte beendet, und die neue Zeit begonnen.

Sein großer Schüler, Giulio Romano, stürzt nach seinem Tode, wie ein zügelloses, scheues Roß, in wilder, toller Freiheit dahin. Zu seinen kecken, wilden Schöpfungen fand er Raum in Mantua.

Kurz nach Raphaels Tode ward Rom von Carl von Bourbon erobert und geplündert. Die Greuel des Krieges vertrieben die Jünger Raphaels aus Rom und zerstreuten sie in alle Gegenden Italiens.

Doch wie jeder Meister, welcher das Höchste in seiner Kunstrichtung erreicht hat, immer seine nachstrebenden Schüler zurückdrücken muß in die Manier, so Raphael seine Schüler, während die Werke Leonardo da Vinci's von selbst Schüler ihm heranbildeten, welche zur eigenen Meisterschaft gelangen sollten.

Antonio Allegri, von seinem Geburtsorte Coreggio zubenannt, erhielt seine Bildung zuerst in der Schule des Mantegna, ward jedoch daraus befreit und zu sich selbst gebracht durch die Werke Leonardo's.

Er ist der freigewordene Sensualist, der im Reiche der Farbe zwischen Licht und Schatten lacht und weint. Er ist der unübertroffene Meister im Zauberreiche des magischen Halbdunkels. Mit wunderbar lebendigem Auge und leichter Hand verfolgt er die leiseste Bewegung der schönen menschlichen Glieder und Mienen in seinen Darstellungen.

Er empfindet, wie ein schönes, lebhaftes Mädchen, das seine Schönheit kennt und damit ein wenig coquettirt. Man könnte ihn vergleichen mit Euripides, sowie Michael Angelo mit Aischylus, Raphael aber mit Sophokles.

Sanguinisch lebt in ihm die vom ernsten Cultus der Kirche entfesselte Kunst sich aus.

Das religiöse Element ist selbst in seinen Gemälden, welche noch dem Cultus geweiht sind, von der Kunst ganz überfluthet.

Sein beliebtes Frescobild, die Himmelfahrt der Maria, welches die innere Kuppel des Domes in Parma einnimmt, ist ein Meer von wonnigen Gliedern.

Seine schönsten religiösen Oelgemälde, welche sich in der Dresdener Gallerie befinden, scheinen nicht sowohl die Andacht, als vielmehr ein reines Wohlgefallen an schöner Gliederwendung und holdseligen Mienen in magischem Farbenspiele zu erwecken. Er sucht immer zu gefallen, zu rühren und zu entzücken.

Sein recht inneres, eigenes Leben kommt zum Vorscheine in seinen mythologischen Compositionen, wie in dem Jagdzug der Diana im Saale des Nonnenklosters von S. Paolo in Parma, und in seinen Staffeleibildern, in der Jo, der Danaë und in vielen anderen, welche er, wie im Jubel der fröhlichsten, harmlosesten, sinnlichen Lust, auf die Leinwand hingegossen hat.

War so in Coreggio der Sensualismus noch getragen vom Gemüthsleben, so ward jetzt die Kunst in Venedig einzig angezogen vom schönen, leiblichen Dasein. Sie tritt aus dem märchenhaften Dämmerlichte Coreggio's in die freundliche Tageshelle des gegenwärtigsten Lebens. Das warme Sonnenlicht ist die Seele der venetianischen Malerkunst. Verleiblicht ist diese Kunstrichtung in dem Schmelz der Oelfarbe.

In den beiden großen Schülern Bellini's, Giorgio Barbarelli di Castelfranco (Giorgione genannt) und in Tiziano Vecellio kommt dieses Princip zum Durchbruch und zur höchsten Verklärung.

Wie das politische Leben der Republik Venedig kühn, mit einem morgenländischen, phantastischen Anstrich und doch in strenger Zucht eiserner Herrscherkraft, so ist das Leben, welches sich in den Gemälden Giorgiones ausspricht, in strenggebändigter Leidenschaft glühend und phantastisch in venetianischer, äußerlicher Pracht.

Sein tüchtigster Schüler war Sebastiano del Piombo, sein Nachahmer war Jacopo Palmavecchio. Er starb sehr jung und mußte die Lösung seiner großen Aufgabe seinem Mitschüler und Nebenbuhler Tizian überlassen; das neidische Schicksal reichte ihm die Todtenkrone für den Siegeskranz.

In Tizian hat die Kunst sich ganz befreit von den Satzungen der Kirche in der Verklärung des Fleisches, im bittersüßen Gefühle der Sättigung am Genusse des leiblichen Daseins.

Mit Tizian, dem Freunde Ariosto's, schließt sich in Carl V., dessen Zeitgenosse er ist, das Mittelalter ab.

In seiner Himmelfahrt der Maria, jetzt in der Academie

von Venedig, wird das irdisch schöne Weib vom Sturme emporgetragen in die Arme Gottes.

Diese irdische Maria ist die Muse seiner Kunst.

Den höchsten Triumph des leiblich schönen Daseins in Licht und Farbe hat die venetianische Kunst gefeiert in einem seiner Venusbilder in der Tribune der Uffizien in Florenz, wo das göttliche, nackte Weib, vor einem hellen Hintergrunde in klarem Lichte auf weißem Lager in leuchtender Farbe und in süßer Genüge ihres Daseins hingegossen, ruht.

Neben Giorgione und Tizian entwickelte sich unabhängig Giovanni Antonio Regillo da Pordenone, in Composition ruhender und ruhiger Gestalten und in weicher Modellirung des Nackten.

Einer der vorzüglichsten Schüler Tizian's ist Jacopo Robusti, Tintoretto genannt, welcher sich einen eigenen Weg zu bahnen suchte. Sein Wahlspruch: „Die Zeichnung des Angelo, Colorit von Tizian!" charakterisirt seine Gemälde, ohne daß er den Einen oder den Andern erreicht hat.

Zugleich mit diesen Nachfolgern Tizian's blühte die Kunst in Verona in edler, selbst großartiger Copirung des Lebens und der Natur mit tüchtiger Technik. Der Repräsentant dieser Richtung, welche das geistige Element der Religion, sowie selbst die zum Idealen gesteigerte Sinnlichkeit Preis giebt und sich nur an die malerische Erscheinung der Gegenwart hält, ist vor Allen Paolo Cagliari (Paolo Veronese).

Da er sich nach Tizian gebildet hat, so kann man ihn dessen Schüler nennen. Die große, harmonische Auffassung des Lebens in seinen Gemälden, verklärt durch die Pracht der Farbe in den reichen Gewandungen, die Durchsichtigkeit in den Schatten und die Kraft des Lichtes, alle diese Ele-

mente zusammen machen ihn vorzugsweise zum Historienmaler der Wirklichkeit.

Viele seiner Werke machen denselben Eindruck, wie die historischen Festschauspiele des zu gleicher Zeit lebenden Shakespeare's, ohne daß man an den großen Humor dieses Dichters denken darf. Seine Gemälde geben die Poesie der irdischen Herrlichkeit wieder. Festpompe innerhalb geschmückter, prachtvoller, architectonischer Räume mit Menschen — italienischen Freibürgern im Genusse ihres aristocratischen Daseins — bringt er mit Vorliebe zur Anschauung.

Von dieser Auffassung des wirklichen Lebens war nur ein Schritt zur Darstellung des gemeinen Lebens — zu den Genre-Bildern. Jacopo da Ponte (Bassano nach seiner Vaterstadt genannt) bezeichnet diese Stufe des Verfalls der italienischen Kunst.

Wie mit dem 16. Jahrhunderte das Mittelalter gleich einer reifen, mürben Frucht vom Baume des Lebens abfiel, so auch die italienische Kunst.

Mit dem Verfalle derselben entsteht durch die Vermittelung des schnellfertigen Giorgio Vasari aus Arezzo die erste Academie. Er ist zugleich der Geschichtsschreiber der italienischen Künstler.

In Florenz, Rom und in Siena schien um diese Zeit die Kunst, wie die Flamme einer ausgebrannten Lampe zu verlöschen, und dennoch zuckte sie noch einmal hellleuchtend auf, ehe sie für immer verwehte.

Aus den Stürmen der Reformation hatte der Jesuitismus das Papstthum gerettet.

Eine große Restaurationsperiode beginnt und mit ihr

in der Kunst die sogenannte Schule der Eklektiker und die Schule der Naturalisten.

Suchten die ersteren nach den verschiedenen älteren Malermeistern, wie nach Mustern zu malen, so schlugen die letzteren einen neuen Weg ein in frappanter Auffassung der Wirklichkeit.

Lodovico Caracci sucht die Kunst wiederherzustellen mit seinen beiden Neffen Agostino und Annibale Caracci, mit welchen er in Bologna eine Kunstakademie errichtete und dort Unterricht ertheilte, wie er noch heute in unseren Kunstacademieen ertheilt wird, nach Modellen und Gypsabgüssen und willkührlichen Kunstrecepten.

Unter ihnen hebt sich Annibale hervor, welcher mit Massen Wirkung zu machen suchte, wie später Bernini in der Baukunst.

Aus dieser Schule ging Domenico Zampieri, genannt Domenichino hervor, in welchem der Geist der alten Kunst in schöner, heiterer Auffassung der Natur wieder lebendig zu werden schien, obschon er häufig wieder zu effecthaschenden Schaustellungen manierirt herabsinkt.

Sein Nebenschüler war Francesco Albani, dessen Gemälde freundliche Phantasiespiele sind, ferner Andrea Sacchi, dessen bestes Bild der heilige Romuald unter seinen Klosterbrüdern im Vaticane ist, ohne jedoch mit den alten Meistern einen Vergleich aushalten zu können; vor Allen aber Guido Reni, welcher mit allen Eigenschaften begabt war, welche nur je einen Menschen zum Künstler zu stempeln vermögen, und dennoch versagte ihm die Ungunst seiner Zeit die Erreichung des höchsten Zieles. In seinen Jugendwerken großartig, später schön und harmonisch, leidet

er an dem Streben nach einem Ideale, welches aus seiner Zeit entwichen war.

Doch hat er in seinem Deckengemälde im Palaste Rospigliosi in Rom: Aurora und der Sonnengott — vielleicht das Höchste geleistet, was in dieser Zeit möglich war.

In diesem Bilde scheint das entwichene Ideal, das der Künstler suchte, ihm einen flüchtigen Kuß auf die Stirne gedrückt zu haben.

Neben ihm steht Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino da Cento, in kräftiger Auffassung malerischer Momente in seinen früheren, und in weicher Anmuth in seinen späteren Bildern.

Wie die Schule des Caracci, so entstanden anderwärts ähnliche Kunstacademieen in gleichen Richtungen; so in Mailand und in Rom, wo der idyllische Federigo Baroccio in zarter, schöner Farbe malte. Auf gleiche Weise bildete sich Cristofano Allori in Florenz, welcher in seinem Oelgemälde, Judith mit dem Haupte Holofernes', für immer zu den Meistern seiner Kunst gehört.

Es war, als wenn aus Florenz, ihrem Stammhause, die italienische Kunst nur schwer und schmerzlich sich trennen könnte.

Noch zuletzt bei ihrem Abschiede wird sie von treuen Jüngern umdrängt, unter ihnen ist Carlo Dolce, durch dessen Beinamen die Weise seiner Malerei sich charaktisirt, hervorstehend.

Er war der letzte Eklektiker, welcher noch mit Ehre genannt wird.

Länger, als diese Schule, erhielt sich die der Naturalisten, welche die Leidenschaft, wie sie sich auch zeigen mochte, darzustellen suchten, ohne Rücksicht auf Muster alter Bilder.

Sie charakterisiren das Leben der Italiener, wie es noch heute ist, aufgelöst zu Individuen mit heißem Blute, aber ohne irgend einen Haltpunkt in der Religion oder der Geschichte. Dieses Leben der individuellen Leidenschaft brachte Michelangelo Amerighi da Caravaggio in der Kunst hauptsächlich zur Darstellung. Wie sich in der neueren Zeit dieses Sinnenleben in Neapel concentrirte, so wählte auch dort die Kunst, welche dieses Leben zur künstlerischen Anschauung brachte, ihren Sitz. Dort lebte der Spanier Giuseppe Ribera, le Spagnoletto genannt, welcher die Fußstapfen Caravaggio's verfolgte. Aus dieser Schule ging der Schlachtenmaler Aniello Falcone und der wilde Salvator Rosa hervor, welcher mit seinen Mitschülern unter dem Namen der Compagnia della Morte mit den Neapolitanern in dem Aufstande Masaniello's gegen die spanische Herrschaft losbrach und nach dessen Sturz nach Rom entfloh. Seine Bilder sind, wie sein Leben und sein Charakter, wild und finster.

Wie das letzte historische Leben in Italien phantastisch in der Empörung Masaniello's zum letzten Male aufflackerte, und die große, italienische Geschichte des Mittelalters endlich ausläuft in unheimliche Banditengeschichten, so schließt auch die Geschichte der italienischen Kunst sich ab durch Salvator Rosa in seinem Bilde: die Verschwörung Catilina's und in seinen düsteren Landschaften mit wilden Schluchten und Gebirgen und einsamen, finsteren Räubergruppen.

So starb das historische Leben, zugleich die Kunst in Italien.

Wir haben gesehen, daß die alte, vorchristliche Welt die Gottheit als Offenbarung der in der Natur zur Erscheinung kommenden Elementarkräfte begriff.

Die Natur, als ein belebtes und im Lebendigen erscheinendes Wesen gedacht, hat keinen anderen Zweck, als die Erscheinung ihres zur äußern Form sich herausbildenden Gemüthes. Demnach würde das plastische Ideal in der unbedingt vollkommensten Aufhebung der schaffenden Idee in ihrer Form und dieser wieder in ihrer Idee bestehen. Da aber zwischen der Idee der schaffenden Natur und der durch die Materie vermittelten Form immer ein Bruch bleiben muß, welcher die ideale Erscheinung unmöglich macht, so konnte die Natur nur durch den Menschen in der Kunst zu sich selbst erlöst werden. Diese Erlösung zum Ideale der Schönheit hat sie bei den alten Griechen gefunden. An ihrem Ziele mußte jedoch der idealen Natur der ihr feindliche Gegensatz von selbst entgegentreten. Dieser war das Christenthum, welches die Natur und ihre Vergötterung im Idealen als das teuflische, sinnliche Princip zu Boden trat. Mythisch hat das Christenthum diesen Sieg in dem Erzengel Michael gefeiert, welcher die zum Satan verfratzte Natur unter seine Füße geworfen hat.

So trat mit dem Christenthume der Zwiespalt zwischen dem sinnlichen und dem geistigen Menschen in die Welt und mit ihm die Sünde in das Bewußtsein der Mensch-

heit. Thomas a Kempis in der Nachfolge Christi ist am Innigsten auf diese Frage im christlichen Sinne eingegangen. Dieser Kampf stellte sich im Mittelalter äußerlich dar in dem weltlichen Kaiser und dem geistlichen Papste.

Mit geheimer und öffentlicher Abneigung hatte das spirituelle Christenthum in seinen ersten Jahrhunderten die sinnlichste Kunst, die plastische, in ihre Dienste genommen. Die Kunst verrichtete auch bei dem altchristlichen Dogma dasselbe Werk, welches sie in der Naturreligion vollendet hatte. Sie brachte es allmälig zur sinnlichen Erscheinung und überwand es, wie Alles überwunden ist, was aus dem Himmel auf die Erde und in die rollende Geschichte hineintritt. Es verbanden sich in der Mitte des zweiten christlichen Jahrtausends mit der Kunst ihre alten Lehrerinnen, die griechische Poesie und Philosophie, welche in ihren ewig neuen Evangelien, Homer und Plato, bei der Eroberung Constantinopels durch die Osmanli nach Florenz zu den Mediceern geflüchtet wurden, um von hier aus von Neuem die Menschheit zu erwärmen und zu begeistern.

Florenz war im Mittelalter eine aus Burgen zusammengerückte Stadt, in welcher ritterliche Familien römischer und deutscher Herkunft hausten. Solche Städte, — um das oben Gesagte noch einmal hervorzuheben — wo sich gewaltige Menschenelemente durcheinander mischen, sind, wie ein Brennglas, in welchem sich alle Strahlen der Sonne zu einem zündenden Punkte zusammenfassen. So in Florenz. Die Kämpfe und Krämpfe des Mittelalters waren hier zusammengepreßt in den Kreis einer Stadtringmauer. Hier steigerten sich die Gegensätze des mittelalterlichen Lebens in ununterbrochenen Revolutionsgährungen empor bis zu ihrer Vernichtung und Verklärung in der Poesie

und Kunst. Wir sehen dieselbe Entwickelung in dem Leben der Pflanze: nur dadurch, daß es sich selbst zu überbieten sucht, drängt es sich in eine Knospe zusammen und verklärt sich sterbend in der Blüthe. So die alte Welt in Athen, so das Mittelalter in Florenz.

Wie von hier aus hellenische Kunst und Wissenschaft, heimlich unterwühlend, den Kampf mit dem mittelalterlichen Geiste begonnen und als feines Gift die damaligen Weltzustände bis in die feinsten Adern durchdrungen haben, davon zeugt der zu gleicher Zeit eingetretene Verfall aller jener Lebensformen. Damals schien jegliche Gottheit aus der Welt gewichen zu sein, in welcher nur noch die sinnliche Schönheit, verwegene Leidenschaft, zügellose Begier und das mordlustige Verbrechen allmälig Raum gewannen. Einen tiefen Blick in die Verworrenheit jener gesellschaftlichen Zustände im späteren Verlaufe dieser Zeit in der feingeschliffensten Bildung läßt uns die Geschichte der Vittoria Accorombona thun, welche Ludwig Tieck in seinem bekannten Romane auseinandergelegt hat.

Es sei mir vergönnt, obige Gedankengänge durch einige Beispiele aus dem Dresdener Museum zu erläutern und dabei auch auf andere und neuere Richtungen der Malerei einige Streiflichter zu werfen.

Raphael Sanzio von Urbino.

Er war nach Vasari am Charfreitag 1483 geboren und starb am Charfreitag 1520. Sein Vater war Giovanni Sanzio de' Santi von Urbino, ein Maler von geringer Bedeutung; sein eigentlicher Lehrer wurde Pietro Pe-

rugino. In seinem zwanzigsten Jahre verließ er die Schule seines Meisters. Im Jahre 1504 treffen wir Raphael in Florenz, wo die toskanische Kunst ihre höchste Blüthe eben erreicht. Durch sie wird Raphael von der Manier seines Lehrmeisters gänzlich befreit. Vier Jahre darauf, 1508, neun Jahre vor dem Augenblick, wo Luther die 95 Theses und in ihnen die Kriegserklärung gegen Rom anschlug, wird Raphael an den Hof des prächtigen Papstes Julius II. berufen, um die Prachtgemächer des Vaticans mit Frescogemälden zu schmücken. So sollte in ihm und seiner Kunst die Allgewalt der römischen Kirche ihre höchste Verklärung in derselben idealen Form erhalten, in welcher die hellenische Welt vor ihrem Untergange ihre Erfüllung gefunden hatte.

Wir stehen hier vielleicht vor dem gewaltigsten Bilde, welches Raphael geschaffen hat. Wir schlagen davon die zwei Hälften des grünen Vorhanges zurück, und vor uns erscheint

Madonna di San Sisto.

Aus dem lichtblauen Himmel der Cherubim, welcher uns aus unzähligen Kindergesichtern anblickt, erscheint Maria mit dem Jesusknaben. Zu ihrer Rechten unten knieet der heilige Sixtus in weißer Tunika, darüber ein Pallium von Goldstoff, neben ihm unten auf dem Proscenium, welches die Zuschauer von dem heiligen Schauspiele trennt, steht seine Tiara. Zur Linken Maria's knieet die heilige Barbara. Unter der Wolke, auf welcher die schwebenden Füße Maria's zu ruhen scheinen, vollenden zwei Engelknaben, welche bis unter die aufliegenden Arme zu sehen sind, die großartig einfache Composition. Erheben wir den Blick zur Mutter

Gottes empor! Wie im heftigen, wolkenzertheilenden Windeswehen, in welchem das blaue Uebergewand über ihr Haupt, wie ein Segel, links herüberweht, trägt sie in ihren Armen den aufrecht sitzenden Knaben herunter. Er sitzt weniger auf ihren Armen, als in dem Gewande, welches sich zwischen ihren Händen zu einem Tragsessel spannt. Er thront darauf in göttlicher Ruhe, auf das linke Knie den rechten Fuß und um das Fußgelenk die linke Hand gelegt, während er die rechte weder zum Segnen noch zu irgend einer Bewegung gebraucht, sondern sie nur an sich hält. Er erscheint hier nicht als der Sohn der Mutter, durch welche wir ihm brüderlich nahe gestellt sind, sondern als der Sohn Gottes. Wer ist so rein im Herzen, um den entsetzenden Blick seiner Augen ertragen zu können? Es ist der Blick, mit welchem der junge Gott des fleischtödtenden Christenthums mit innerstem Abscheu zuerst die Niedertracht einer in Sündenfluth versunkenen Welt erblickt. Dieser Knabe wird sie einst richten und verdammen. — Auch Maria trägt den Knaben nicht, wie eine Mutter, sondern als eine Jungfrau, welche nie die Liebe zu einem Manne gefühlt hat. Sie kennt in der Strenge übermenschlicher Unschuld keine Sünde, sie ist auch hier keine Vermittlerin der sündhaften Menschheit, deren Qualen sie nicht begreift. Die Verdammniß derselben wird vor ihr zur Nothwendigkeit. So unerbittlich blicken Mutter und Sohn aus dem Himmel des Gemäldes heraus. Selbst die heilige Barbara ist in die Kniee gesunken, knittert beklommen das Gewand zwischen den Händen vor der Brust und blickt seitwärts über die linke Schulter herunter. Zu dieser Mutter mit diesem Sohne können nur das sündenverlassene Greisenalter — der Sixtus — und die unschuldige

Kindheit — die beiden geflügelten Engelknaben unten — ruhig emporblicken. Das Erdenleben zerdampft unter den Füßen der Gottreinen in ängstlich durcheinanderqualmenden Nebelwolken.

Dieses Bild ist in seiner Wirkung so gewaltig, weil die hellenische Kunst hier auf ihrem Gipfel, ganz von dem ascetischen Geiste des Christenthums überwältigt, ihr eigenes Gesetz, die Sinnlichkeit, verdammen muß. Dies ist der alte, fleischtödtende Geist des Christenthums, welcher hier, nur noch von sinnlich schöner Form umschrieben, nur noch die feinste Linie zu durchbrechen braucht, um in den bilderstürmenden Fanatismus der ebräischen Dichter und Propheten des alten Testamentes und in den paulinischen Geist der anbrechenden Reformation überzugehen.

Die Reformation bedurfte zu ihrem Zwecke bloß das gemütherschütternde Wort der ebräischen Bußpsalmen. Sie fand es zunächst in Savonarola, welcher hier in grimmigem Ernste dem hellenischen Leben in Florenz, wie früher Sokrates in Athen der alten Welt, den Krieg ankündigte. Beide hatten Recht im Geiste der Zukunft und Unrecht dem Gegebenen gegenüber, und Beide erlitten den Tod; Beide hatten darin ein ähnliches Schicksal mit Johannes dem Täufer, welcher, Buße predigend, dem Christenthum voraus und in den Tod ging.

Die Jungfrau Maria, von Holbein.

Bei den germanischen Völkern hatte das Christenthum keine zum idealen Bewußtsein in der Kunst hinauf gestei-

gerte, sondern die in sich phantastisch träumende und in sich befangene Natur, mithin in ihr kein feindliches Princip vorgefunden. Die Seele der deutschen Natur glich mehr einem Mädchen, welches zwischen Kind und Jungfrau mitten inne steht und zuerst von der Liebe ergriffen dem himmlischen Bräutigam weinend in die Arme sinkt. So mußte sie auch nur ihr Gemüth in der Kunst abspiegeln; die Schönheit der Form ist dabei von keiner wesentlichen Bedeutung, da Alles auf die Empfindung ankommt. Desto willkürlicher konnte das traumbewegte Gemüth sich phantastisch zur Erscheinung bringen. Die deutsche Kunst hat daher einen ganz andern Anfang und Ausgang, als die italienische. So läßt der deutsche Maler in den Portraitgestalten seiner Lieben, welche täglich um ihn herum sind, die Figuren des christlichen Himmels in das deutsche Leben befreundet hereintreten.

Einer der größten deutschen Maler ist

Hans Holbein, der Jüngere,

in Grünstadt oder Augsburg 1495 geboren. Mit seinem Vater, Hans Holbein dem Aelteren, wendete er sich in früher Jugend von Augsburg nach Basel, wo sich noch jetzt bedeutende Werke von ihm auf dem Rathhause befinden. Er war ein weinseliges Gemüth, welches den Verkehr in Wirthshäusern liebte und dadurch mit Weib und Kindern in große Armuth gerieth. Aus dieser Noth befreite ihn Graf Arundel, der britische Gesandte in Basel, welcher ihn mit nach London zu Heinrich VIII. nahm. Holbein erhielt und bewahrte sich die Gunst dieses launenhaften Königs

bis zu dessen Tode. Er selbst starb im Jahre 1554 dort an der Pest. Der Tod schien damals in großen Schwaden die zum Verderben reife Zeit abzumähen. Pest und Bürgerkrieg waren seine Handlanger. Und doch hat das deutsche Gemüth dieses Entsetzen noch humoristisch und phantastisch verarbeitet. Das Grauenhafte jener Zustände gestaltet sich ihm zu einem tödtlich foppenden Fastnachtspiel — zum Todtentanz. Holbein's Holzschnitte unter diesem Namen sind bekannt. In dem großen Bilde:

Jacob Meyer mit den Seinen vor der Jungfrau Maria

bändigt sich dieser phantastische Zug des deutschen Gemüths zu ernster Anmuth in der Gestalt Maria's und ruht fast nur in der phantastischen Form einer märchenhaften Krone auf ihrem Haupte. Das Bild stellt die Familie des Baseler Bürgermeisters Jacob Meyer mit den Seinen auf den Knieen vor der heil. Jungfrau mit dem Christkinde dar. Maria erscheint hier als die Schutzheilige der Familie. Zu ihrer Linken knieet die Mutter mit zwei Töchtern, zu ihrer Rechten der Vater mit zwei Söhnen. Man glaubt, daß der Knabe auf den Armen der Jungfrau das Portrait eines Kindes aus dieser Familie sei, welches verstorben war. Man darf noch einen Schritt weiter gehen und in der Maria selbst das Portrait einer verstorbenen Tochter des Bürgermeisters Meyer sehen. Hat sie doch die sprechendste, wenn auch verklärte Aehnlichkeit mit dem älteren Sohne des Bürgermeisters, welcher neben diesem knieet.

Sie erscheint nicht, wie die sixtinische Madonna, auf Wolken und in himmlischer Glorie, sondern auf demselben

Boden und auf demselben Teppich, auf welchem die Familie vor ihr knieet und um ihre Fürbitte betet. Die Nische, in welcher sie steht, wölbt sich oben in Muschelform ab, welche in dunkelgoldener Farbe von selbst zur Glorie wird und davor das deutsche, jungfräuliche Antlitz Maria's klar sich abheben läßt. Es scheint für jeden nachbildenden Künstler, sei es auf Stein oder Kupfer, eine Unmöglichkeit zu sein, den holdseligen Ausdruck dieses Gesichtes wiederzugewinnen. Es ist ein unwiderstehlicher Zauber darauf hingehaucht. Sie trägt eine Krone, welche im Kreise aus goldenen, aneinander gestellten, gleichen Blumenblättern zusammengesetzt und mit Perlen verziert ist; auf jedem Blättchen sieht man die Figur eines Heiligen angedeutet. Ein Karfunkel steht, wie ein Blutstropfen, auf den vordersten Blättchen über der todesklaren Stirn. Ihre goldenen Haare fluthen unter der Krone zu beiden Seiten einfach herunter, ihre niedergeschlagenen Augen bedecken sich mildverschleiernd mit den weichen Wimpern. Sie trägt ein dunkelgrünes Gewand, welches, um die Armgelenke zurückgeschlagen, das um die Vorderarme eng anliegende Untergewand und die feinen Manschetten, welche die schönen Hände umgeben, erscheinen läßt. Um die Hüfte hat sie eine nachlässig geschlungene, rothe, schmale Schärpe, welche mit den Enden herabhängt. Das Kind, von ihren Händen getragen, hat sein Köpfchen auf sein rechtes Händchen und dieses auf die linke Schulter der schwesterlichen Jungfrau gelegt. Es blickt und streckt sein linkes Händchen aus nach den Knieenden herunter. Es bedarf nicht der Aufforderung ihres jüngeren Bruders, des frischen Knaben zu ihren Füßen, sie anzubeten. Diese in der deutschen Kunst verklärte Jungfrau wird ewig vor unserer Seele stehen.

Wie die italienische Kunst in der sixtinischen Madonna groß im idealen Geiste, so ist hier die deutsche tief im innigen Gemüthe zur Erscheinung gebracht. Auch hier ist das Irdische, doch nicht durch die Strenge, nur durch die Milde des fleischgewordenen Christenthums überwunden und geheiligt.

Vielleicht bezeichnet dieses Bild den Höhepunkt der deutschen Malerei, wie die sixtinische Madonna den Gipfel der römisch-christlichen Kunst.

Antonio Allegri,

von seinem Geburtsorte Coreggio genannt, war 1494 geboren und starb 1534.

Er hat seine Richtung von den Werken Leonardo's da Vinci erhalten. Begreift man diesen großen Meister und seinen herrlichen Schüler Luini, so versteht man auch Coreggio. Ihr Ideal war, wie das Göthische, das weibliche. Ich erlaube mir das süße Geheimniß in ihren weiblichen Gesichtern, welches deren Lippen in einem zauberischen Lächeln umschwebt, nur in einem Gleichniß anzudeuten. Ein in strenger Klosterascetik erzogenes Mädchen ist zum ersten Mal in die Welt und auf einen Ball gekommen. Dort hat es den ersten weltlichen Tanz getanzt und das erste Liebeswort gehört. Oder will man lieber an Shakespeare's Julie und ihre Lippen denken, zu welchen das erste Mal Romeo's Lippen als Pilger gewallfahrtet sind, so wird man das Lächeln der Leonardomädchen verstehen. Sie stehen auf der zarten Linie, wo jenes süße Lächeln den Augenblick

zwischen dem ersten Erröthen und dem ersten Erbleichen ausfüllt.

In Coreggio befreit sich das weibliche Naturideal so weit von der Kirchensatzung, daß diese nur ein Reiz für das lüsterne Begehren mehr wird. Dadurch kommt dasselbe Element in diese Kunstrichtung, wie es kurz vor Coreggio mit Macchiavelli's Buch vom Fürsten in der Politik, und später mit Loyola in der christkatholischen Kirche sich feststellte.

Der heilige Sebastian.

In goldener Glorie sitzt Maria auf einer Wolke, über den zurückgezogenen linken den rechten Fuß gesetzt, so daß der Schooß dem Knaben Raum giebt, auf dem festgestemmten Kniee rittlings zu sitzen. Wie er, so reitet ein Engel rechts und ein anderer links, und zwei kleinere ebenso zu Maria's Füßen auf Wolken. Unten auf der Erde, an den Baum gebunden, steht fast in ähnlicher Stellung, süßlächelnd und emporschmachtend, Sebastian. Bis auf das um seine Hüften geschlungene Hemd entkleidet, gab er dem Meister Gelegenheit, die lieblichen, süß gerundeten Glieder eines Jünglings zu zeigen, welcher kaum das Knabenalter zurückgelegt hat. Ihm gegenüber sieht man den Pestheiligen, Rochus, halb liegend, halb sitzend in gleicher Bewegung der entkleideten Beine in süßem Schlummer hingegossen; zwischen Rochus und Sebastian knieend in ähnlicher Beinbewegung den heiligen Gemianus im Pallium von Goldstoff, darunter eine weiße Tunica, in rothen Stiefelchen, den Kopf wendend und schmachtend hinunterblickend, indem er zugleich mit der Rechten empor und mit der Linken herunterdeutet. Zu

seinen Füßen in der Ecke sitzt ein halbentkleidetes Mädchen, fast noch im kindlichen Alter, welches das Nachbild der von Gemian der Mutter Gottes in Modena geweiheten Kirche trägt. Dieses Gemälde heißt scherzweise: die Reitschule. Nur ein protestantischer Mucker kann vielleicht die feinen, aus dem religiösen Gemüthe emporprickelnden, heimlichen Entzückungen und Ergießungen dieses Bildes nachempfinden und das süße Krampflächeln in den hinaufgezogenen Mundwinkeln verstehen. Es ist die in der Andacht schlummernde Sinnlichkeit, welche sie zur heimlichen Orgie werden läßt! Durch die feine Zeichnung und Wendung der halb verhüllten, halb entkleideten Gliedmaßen von Personen in der Entwickelungsperiode des Geschlechtes schleicht ein hermaphroditisches Lächeln, wie der Glasharmonikaklang einer Kastratenstimme. In diesem Bilde ist die Jungfräulichkeit der christlichen Kunst geknickt. Sie hat nun Nichts mehr mit dem Himmel der Unschuld zu thun. Doch auch das gefallene Weib richtet sich unter der segnenden Hand der göttlichen Natur wieder empor und wird geheiligt als Mutter des Kindes, in welchem sie irdisch fortlebt. Das verlorene Paradies gewinnt sie wieder in der Mutterfreude. So fallen unsere Blicke in

die heilige Nacht.

In diesem Gemälde hat die Naturseele ihre Freiheit von der Ascetik und ihren Verheißungen des Jenseits völlig errungen. Sie hat jede Form, welche ihr der Geist der Satzung aufgeprägt hatte, von sich gethan. Sie wirkt hier unmittelbar auf das Gefühl im Augenblick, wo die junge Mutter zuerst ihr Kind erblickt. Hier prangt die Natur im leuchtenden Kinde im eigenen Lichte. Sie hat hier ganz

das christliche, jenseitige Himmelreich und selbst den irdischen Himmel mit seiner Sonne entbehren gelernt, sie ist selig in sich selbst und zugleich ihre eigene Sonne, in der sie sich selbst die Nacht ihres Daseins erhellt.

Unter den Trümmern einer untergegangenen Zeit liegt auf einer Krippe im Stroh das zarte Neugeborene, von den Armen der Mutter liebend umzirkelt. Die junge Mutter hat sich tief zu dem Kinde herabgeneigt, sie kann das schöne, lebendige Räthsel nicht fassen, es ist zu groß und wunderbar! Ihr eigenes Leben, ihre Liebe selbst liegt außer ihr, vor ihr da in der Gestalt eines leiblichen Kindes. Das süße Ermatten löst sich in ihrem Gesichte in ein seliges Lächeln auf. Keine Seele ist jetzt rein genug, der Mutterfreude in die entzückten Augen zu sehen, ihre Blicke gehören ganz dem neugeborenen Kinde, sie sind zu ihm herabgesenkt, von den Augenlidern sanft verschleiert; wie sie, so erblickt ja jede Mutter den Gott, den sie in sich trug, in ihrem Kinde Mensch geworden. Können wir doch selbst den Blick von dem rosig leuchtenden Kinde nicht abwenden. Da liegt es so hülflos und doch so reich an Liebe und in ihr an Hülfe! Das junge Leben empfindet die Nähe der mütterlichen Brust; die zarte linke Schulter, das Händchen zwischen den Wickelbändern und die rosigen Füßchen haben sich heraus gebohrt, wie Blumen aus den aufbrechenden Knospen. Das Bild heißt mit mehr Recht, als man gewöhnlich meint, „die Nacht.“ Die gebärende Nacht ist hier zur Mutter Maria geworden und hat den jungen Gott des Tages geboren, welcher von nun an die Welt mit einem neuen Lichte erleuchten wird. Noch blendet es die Hirten, welchen sich draußen auf den Feldern die Natur zuerst offenbart, zumeist das blinzelnde Mädchen, welches im Körbchen die der Liebe

geheiligten Tauben zum Geschenke gebracht hat. Ein junger Hirte ist daneben bei der Krippe auf die Kniee niedergesunken und hat sein Gesicht herüber zu seinem Vater gewendet, welcher im Begriffe ist, sich das Umwurffell gegen die Blendung über den Kopf zu ziehen; er gehört der alten Zeit an, welche nicht sehen will.

Oben über dieser Gruppe wälzen sich entzückt die schönsten Engelgliedmaßen durch einander und feiern die Auferstehung des Fleisches.

Im Durchblicke in das Freie und auf die Gebirge, über welchen der erste Morgen graut, hält hinter der Krippe Joseph den Esel zurück, welcher die Geburt des Kindes im jungen Morgen austrompeten will; denn was kann ein Esel verschweigen? —

Magdalena.

Vom Laube fast verstecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt,
Ruht, auf das Moos gestrecket,
Des Waldweib's schöne Gestalt.
Es ruht mit gewalt'gen Gliedern,
Und singt aus voller Brust
In unbekannten Liedern
Von überſel'ger Lust.
(„Das Waldweib“ von J. Mosen.)

Unter dem Namen der heiligen Magdalena sehen wir hier ein schönes Weib in zauberischer Walddämmerung auf das Moos gelagert, über ihre Gestalt das reiche, dunkelblaue Gewand geworfen, welches zugleich über ihren Kopf gezogen ist. Darunter quellen die reichen Lockenwogen hervor, in welche die Hand, worauf sie ihr Köpfchen stützt, tief

hineingreift. Licht und Schatten spielen lieblich durcheinander auf Gesicht, Armen und Busen, während die verhüllte Gestalt in das Walddunkel sich zurücklagert, aus welchem noch im rosigen Lichte die bloßen Füße hervorleuchten. Sie hat ein Buch in dem rechten Arme liegen. Neben dem Buche steht die silberne Balsambüchse, aus welcher sie des Geliebten Füße gesalbt hat. Hier ruht sie im milden Schatten des grünen Waldes und denkt lesend an den geliebten Freund. — Es ist die Muse der romantischen Poesie in der Waldeinsamkeit.

Der heilige Georg.

Wir stehen vor der Halle eines fürstlichen Lustschlosses, deren Oeffnung von Oben, im Halbkreise gesehen, von Korbgeflechte und darin von einem reichen Orangenkranz umgeben ist. Die warme Bläue des italienischen Himmels blickt oben durch die Oeffnung im Halbkreise und unten durch den offenen Bogen der Halle herein Davon hebt sich die Gestalt der Madonna mit dem Kinde rosig ab. Sie ist hier nicht mehr Königin des Himmels, nur die liebreizende Fürstin auf Erden mit ihrem Hofstaate. Hier ist aller Inhalt in den schönen Schein aufgegangen. Der heiterste Schimmer der Farben muß uns für den verlorenen Geist entschädigen. Selbst die Sinnlichkeit ist entschieden zurückgetreten in das Conventionelle gezierter Stellungen und Mienen und in stereotypes Hoflächeln, welches doch nur der schönen Königin so reizend steht. Auf ihrer Linken, welche über ihren Schooß herüberlangt, ruht das Kind, dessen Leib zugleich ihre Rechte hält. Sie neigt sich huldvoll zu dem Hofgeistlichen, dem Märtyrer Petrus, welcher sie von ihren

Verehrern, aus dem Bilde herausdeutend, mit zierlichem Lächeln unterhält; das Kind dagegen interessirt auf der anderen Seite der heilige Gemianus. Er ist im Begriff, ein zierliches Kirchenmodell, welches ein himmlischer Engelpage auf dem Kopfe trägt, in die Hände zu nehmen und das niedliche Spielzeug dem darnach verlangenden Kinde zu überreichen. Die Idee der Komposition geht hier aus der Kreuzform im Gegenspiel ihrer Bewegungen hervor. Der hinter Georg stehende Petrus deutet heraus, der auf der anderen Seite vorstehende Johannes hinein auf Mutter und Kind. In diesem Hinein und Heraus entsprechen sich wieder einander Gemianus und Georg, welcher hier in farbenleuchtender Gestalt mit gedrehten Hüften und Gliedern, den linken Fuß auf den Drachenkopf gestemmt, vor seiner Königin prangt und dem fröhlichen, nackten Knaben Helm und Schwert zum Spiele gewährt.

So hat die sinnliche Richtung der Kunst sich in diesem Bilde abgedämpft, um noch pikanter zu werden im schönen Scheine höfisch-religiösen Ceremoniels.

Tiziano Verellio.

In Venedig überwand die italienische Malerei das strengchristliche Element in dem schönen, heidnischen Fleische.

Aus dem reichen, üppigen Leben dieser Republik aristokratischer Kaufleute, welche zum Papste sagten: „Erst kommt Venedig, dann — Rom!“ — entfaltete sich die Centifolie der weltlichen Kunst im schönen Schein der Farbe, angeweht von der weichen Luft des Morgenlandes und genährt

vom zusammenströmenden Reichthume des Welthandels. Und dennoch gelang es wieder den Künstlern Venedigs, aus dem Gegensatze der Sinnlichkeit hervor die Poesie des Christenthumes, im wirklichen Dasein zur urnatürlichen Erscheinung verkörpert, aufzufassen und darzustellen; denn der Künstler oder Dichter kann keinen Moment rein objectiv wiedergeben, von welchem er selbst noch im Gemüthe tief erregt wird, wie auch der große Schauspieler Schröder in Hamburg diesen Gedanken in seinem Fache oft und bestimmt als Lehrsatz aufstellte.

Der große, vollendete Meister Venedig's ist

Tiziano Verellio,

zu Cadore, an der Grenze von Friaul im Jahre 1477 geboren und 1576 in seinem 99. Jahre an der Pest gestorben. Ariost zu Ferrara und Pietro Aretino in Venedig waren seine vertrauten Freunde, Papst Paul III. und Kaiser Karl V. seine großen Verehrer.

Wir stehen vor seinem Meisterwerke:

Der Zinsgroschen.

„Darum sage uns, was dünkt dich?
Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins
gebe oder nicht?“
Ev. Matthäi 22, 17.

Der Meister hat hier den Augenblick zwischen der Frage des Pharisäers und der Gegenfrage Christi: „Weß ist das Bild und die Ueberschrift?“ festgehalten.

Christus, im Vorübergehen begriffen und von dem fra-

genden Pharisäer aufgehalten, welcher in listiger Unverschämtheit ihm über den Arm herein die Goldmünze vorhält, hat sein Haupt ein wenig zurückgewendet. Seine feine Hand mit dem schlanken Zeigefinger ist dem Goldstück genähert, ohne es zu berühren. Der Pharisäer hat gefragt und lauscht auf die Antwort. Wir blicken mit ängstlicher Erwartung in das klare Angesicht des Heilands, welches in dunkelem, hinunterfließendem Haupthaar schwärmerisch bleich erscheint.

Es sind die edelsten Formen und Züge, in welchen das Antlitz des Gottessohnes uns erscheinen konnte, und dennoch portraitartig, deshalb fast unheimlich, da wir gewöhnt sind, das Göttliche in idealer Form zu denken; hier ist es mit allen seinen Ansprüchen an das wirkliche Dasein uns menschlich nahe gerückt. Das Wort ist hier Fleisch geworden, um es in jedem Blutstropfen zu überwinden und zu vergeistigen. Wie mild und doch streng zugleich ist dieses Antlitz! So weich auch die Lider sich auf die Augensterne senken, so liegt doch in den edlen Linien eine unnahbare Erhabenheit. In welchen einfachen, edlen Linien senkt sich die Nase von der klaren Stirne herunter! Dagegen verlängert sich die Oberlippe über das Ideale hinaus, wie wir dies bei träumerischen, zur Schwermuth geneigten Menschen gewöhnlich finden, und doch ist in ihrer scharfen Zeichnung der geringste Schein des Weichlichen und Hingebenden vermieden; ebenso feingefühlt ist das gelinde Hervortreten der Unterlippe im gezügelten, aber doch möglichen Zorne über die nahegetretene Gemeinheit.

Solche Gesichtszüge verbergen die glühendste Leidenschaft, aber besiegt und verklärt im höchsten Vernunftleben; denn die Leidenschaft ist das Roß, von welchem der Genius der Menschheit dem Ziele brausend entgegengetragen oder zertreten wird.

Hier sehen wir nicht den Jesus, welcher der Menschheit einen trägen, dumpfen Frieden, sondern das Schwert des Kampfes gebracht hat. Er konnte der Natur, wie er gethan hat, den Krieg ankündigen, denn er hatte sie tief in seinem Blute überwunden. Nicht er vor ihr, sie knieet mit aller Herrlichkeit der Welt vor ihm und betet ihn an.

Eben so mächtig prägt sich in seinem Gegensatze, im Pharisäer, die gemeine, thierisch herrschende Natur aus. Wie edel sind auch hier die Gesichtszüge angelegt, aber entadelt durch den Ausdruck der Gemeinheit, von welcher sie erfüllt sind. Das hagere Gesicht ist abgemagert in wüsten Gelüsten, welche sich nicht an das Tageslicht wagten; der kahl geschorene Kopf ist mit kurzen Borstenhaaren besetzt, welche in der Sünde grau geworden sind. Drängt sich die obere Stirne auch, wie zu einem Gedankengehäuse gewölbt, hervor, doch fällt sie schwach herab, kneift sich bei der Nasenwurzel ein und tritt in einem garstigen Wulst wieder hervor, als wolle sie die Scham über die verlorene Menschenwürde übertrotzen. Die Nase steht frech, wie ein Habichtsschnabel, hervor und scheint den eingekniffenen Mund zu belauern, welcher sich hinter röthlichem Haargebüsche verbirgt. Der Trotzwulst der Stirne drückt zugleich die Augenbrauen so tief herunter, daß sich darunter das Auge, wie eine Katze, mit dem falschen Blicke verbergen kann. Verschmitzte Runzeln liegen neugierig um die Augen geringelt, wie giftige Schlängelchen, und fast läuft der tiefe Einschnitt vom inneren Augenwinkel herunter und zusammen mit der Schlangenlinie, welche unter dem Nasenflügel einsetzt und sich um den unheimlichen Mund krümmt. Zur idealen Gemeinheit und Niedertracht in diesem Gesichte gehört noch das rohe,

brutale Ohr, welches der darin hängende, funkelnde Rubin noch gemeiner erscheinen läßt.

Einen ähnlichen Ausdruck pfiffiger Dummheit in dieser Vollendung findet man nur zuweilen in dem Gesichte eines Rabulisten, doch gewöhnlich mit leicht entzündeten Augenrändern.

Lucrezia Borgia vor der heiligen Familie.

Vor der heiligen Familie erscheint die schöne, blonde Giftmischerin in schwerseidenem, weißem Gewande, die Fingerspitzen beider Hände nach höfischer Kirchenetiquette zierlich zum Gebete aneinander geneigt. Sie tritt kühn hervor, doch weichen ihre Augen ein wenig seitwärts, eines guten Empfanges bei ihrer Aufwartung nicht ganz gewiß.

Ihr Gemahl, Alphons I., Herzog von Ferrara, hat sich scheu hinter sie zurückgezogen. Er ist ein blonder, großköpfiger, gebildeter, aber schwacher Mann. Seine Linke hat er auf den Arm Lucrezia's gelegt, als wolle er sie halten, oder als hätte sie ihm vorher zugeflüstert: „Halte dich nur an mich, ich will es schon abmachen!"

Zwischen Lucrezia und der heiligen Gruppe blickt ihr kleiner Sohn, der seinem Vater unter dem Namen Herkules II. in der Regierung folgte, zum Jesusknaben, wie fürbittend, herüber. Auch er hat die Fingerspitzen nach der Kirchenetiquette zum Gebete aneinander geneigt; denn mit ineinander gefalteten Händen betet das gemeine Volk, welches keiner Indulgenz zum Sündigen bedarf.

Das Jesuskind hat vor der nahenden, unheiligen Familie mit beiden Händen sein scheues Vögelchen auf die abgekehrte Schulter gerettet; mit dem höchsten Unwillen, welchen ein Kindergesicht ausdrücken kann, blickt es die Heuchler an.

Selbst Maria, die Immerfürbittende, hat ihre Augen hinweg und in das Buch gewendet, welches sie mit der Rechten hält und auf dem Schooße liegen hat. Sie wird die Schrift in dieser Entfernung kaum erkennen, sie braucht aber doch wenigstens nicht das sündhafte Weib anzusehen.

Dagegen starrt der heilige Joseph mit dem tiefsten Ingrimme und herzlichster Verachtung die Herzogin an.

Wie ist es möglich, kann man fragen, daß der Künstler ein bestelltes Portraitbild so auffassen und darstellen konnte?

Tizian konnte, wie jeder große Meister, in seinen besten Gemälden nur seine Gemüthsstimmung, welche ihm der Gegenstand einflößte, zur Darstellung bringen. Diese Gemüthsstimmung zu verstehen, ist nicht die Sache Vieler, am Allerwenigsten der im äußerlichen Scheinleben befangenen Menschen. Alphons wird ihm das Portraitgemälde bezahlt haben, ohne sich dabei weiter Etwas zu denken; doch wird es weder ihn, noch seine Lucrezia bezaubert haben, ohne daß sie sich des Grundes davon bewußt gewesen sein mögen.

Die Verklärung des Fleisches.

Auf weißem Lager ruht die schöne Gestalt der Venus im Schatten eines rothen Vorhanges. Zu ihren Füßen an der Brüstung des Altans, mit dem Rücken ihr und uns zugekehrt, sitzt ein junger Cavalier. Er dient hier in seiner Kleidung und mit seinem braunen Gesichte und häßlichen Profil nur zum Gegensatze der unbekleideten Schönheit. Aus der Gegenwart dieses bekleideten, jungen Cavaliers will man beweisen, daß hier nicht an eine Venus, sondern nur an ein Portrait zu denken sei. Man vergißt aber dabei, daß dem Meister es nur darauf ankommen

konnte, durch den Contrast die Schönheit der unverhüllten Glieder noch siegender hervorzuheben. Das Ideal weiblicher Schönheit war selbst noch im Mittelalter die im Venusberge hausende Frau Venus, vor welcher der Tannhäuser immerhin die Zither spielen konnte, wie auf diesem Bilde.

Tizian hat durch die Gegenwart des Zitherspielers noch eine feinere Wirkung hervorgebracht, selbst wenn er sie nicht beabsichtigt hätte. Man sieht die unverhüllte Schönheit des Weibes nicht ohne einen Zeugen. Dieser aber muß ihr den Rücken zukehren und sich mit dem Lautenspiel beschäftigen; er muß nach Noten musiciren. Dadurch wird die Stimmung, mit welcher man die höchste, sinnliche Schönheit betrachtet, von der Begierde gereinigt, welche in der Heimlichkeit sich entzündet. — Es ist Mittag, und die Sonne glüht heiß. Die Berge der Landschaft, auf welche wir aus dem Bilde hinausblicken, glühen in der Sonne, und die Bäume und Büsche werfen tief dunkele Schatten. Es führt ein Weg in die Ferne hinaus. Hier und da ruht oder schläft ein Wanderer am Wege unter einem Baume. Die Natur ist träumend in sich selbst aufgelöst. Dieser höchste Moment sinnlichen Lebens im süßen Selbstgenügen erscheint uns in der Ruhe der unverhüllten Schönheit der Venus auf dem Lager, in welcher jede Dissonanz in Harmonie aufgelöst ist. Hier hat die Schönheit des menschlichen Leibes, wie eine Blume, nur sich selbst zur Bedeutung. Hier ist Nichts mehr, was über das irdische Leben hinausgeht, hier ist die höchste Blüthe des modernen Heidenthums erschlossen. Dieser musikalische Eindruck, welchen das Gemälde machen soll, wird noch bestimmter durch die Laute und die Flöte, welche hier im Duett klangen, uns nahe gebracht; denn Frau Venus hat, wie wir sehen,

mit der Flötenpfeife das Spiel der Laute begleitet. Wir sehen hier den Augenblick festgehalten, wo sie, von der Musik überwältigt, auf das Lager zurückgesunken ist, auf den linken Arm gestützt, so daß der Ellbogen in das Kissen gedrückt ist und die reizende Hand mit der Flötenpfeife zwischen dem zweiten und dritten Finger nachlässig und sanft herabhängt. Ihre verschwimmenden, schwarzen, feuchtglänzenden Augen gehen träumend seitwärts empor. Ihre linke Seite sinkt schwer und weich in das Lager, so daß sich in zarten Conturen die rechte Seite unter der Brust einzieht, während sich die Schenkel bei den Knieen aneinanderschließen und die Hüfte desto reizender sich emporhebt. Der rechte Oberarm ruht zurückgehend an dem Altangesimse, der Vorderarm geht herüber und lagert sich längs der schönen Hüfte hinunter, mehr und mehr sich herüberhebend, bis die schöngebogene Hand mit den matt auseinander gehenden Fingern über dem sich vordrängenden Knie hinlagert. Eine Amorette steht vor dem rothen Vorhang hinter ihr und hält einen Kranz von Tausendschönchen über ihr perlendurchflochtenes Lockenhaar. Der Perlenschmuck in dem Ohre und um den weichen Hals und die goldenen Spangen um die Handgelenke zeigen uns, wie zwischen Weiß und Gelb die rosige Farbe des Lebens glüht.

Wie mit der höchsten Schönheit zugleich der Schmerz über ihre Vergänglichkeit verschmilzt, so spricht auch aus dieser Lebensfülle eine unwiderstehliche Wehmuth.

Paolo Cagliari von Verona, genannt Paolo Veronese.

geboren um 1528, gestorben 1588. Hatte Tizian in der neuen Richtung, welche Giorgione der Kunst gegeben, die schöne, hellenische Sinnlichkeit aus dem venetianischen Leben hervorgehoben, so stellte Paolo Veronese es von der Seite des schönen Scheins dar. Er ist der gewaltige Meister in der Pracht der Farbe. Die Erscheinung der Vornehmen in kostbaren Gewändern bei festlichen Aufzügen und bei der Tafel hat er besonders gern dargestellt. Und dennoch schleicht auch hier ein wehmüthiger Zug, die Vorahnung des Unterganges aller italienischen Herrlichkeit, darüber hin. Die Dresdener Gallerie besitzt seine vorzüglichsten Werke. Er hat hier ein reiches Bilderbuch aufgeschlagen.

Die Findung Mosis.

So heißt dieses Gemälde; es stellt aber in der That eine wahre oder erdichtete Begebenheit aus der Zeit des Meisters im Gewande jener biblischen .dar. Wir müssen immer wiederholen, daß die bildende Kunst keinen höheren Zweck hat, als die Darstellung ihrer Zeit, sei es in ihrer unmittelbaren Erscheinung, oder vermittelt durch mythische oder geschichtliche Parallelen. In keiner Kunstepoche verfuhren die Künstler in der letzten Beziehung naiver, als zur Zeit der Blüthe der italienischen Malerei unter Giorgione, Tizian und Paolo Veronese. Hier sehen wir eine fürstliche Jungfrau jener Zeit bei einer Spazierfahrt an der Etsch unfern Verona einen ausgesetzten Knaben finden.

Es ist Morgen, die Sonne eben aufgegangen. Die Prinzessin war spazieren gefahren, begleitet von ihren Frauen, Dienern und Wachen. Wie sie aus dem Kastanienwäldchen herausfährt, hört sie ein Kind am Ufer wimmern. Sie läßt halten und steigt aus. Die beiden Hellebardiere sind an das Ufer geeilt, unten hält eine Dienerin mit einem der Hellebardiere den Korb, aus welchem bereits der Knabe genommen ist und der Prinzessin gezeigt wird.

Höher auf dem Ufer, an einen Baum gelehnt, steht der zweite Hellebardier, welcher seinen Weberbaum-Spieß keck auf die Erde gestemmt hat. Er hat das Gesicht weggewendet, fast, wie es scheint, um die Frau nicht zu sehen, welche das Kind ausgesetzt hat und im Hintergrunde in weißem Gewande vorübereilt. Ein Gesellschaftsfräulein, das jüngste und frischeste, hat bereits den Knaben auf den Armen, während es auf ein Knie niedergesunken ist, und hält ihn der Prinzessin entgegen. Die alte Amme der Prinzessin hat das Tuch auseinandergeschlagen, in welches er gehüllt war, sie hält es so, daß der Knabe nicht von der rauhen Morgenluft berührt wird; alte Frauen verstehen, Kinder zu behandeln. Hinter der Alten stehen zwei andere Hoffräulein; das nächste, im rothen Gewande, blickt verschämt hinweg, das zweite, gleich hinter der Prinzessin, neugierig auf den frischen Buben.

Wie fürstlich steht die Prinzessin hier! Sie ist eine hohe, stolze, lombardische Blondine mit der Krone auf den weichen Haarflechten, die linke Hand in die Taille gelegt, welche durch den Bausch des aufgeschürzten, prächtigen Gewandes mit eingewirkten, großen Blumen noch mehr hervorgehoben wird, den rechten Arm um den Nacken eines Fräuleins gelegt, welches in höfischer Gewohnheit sich unter

ihr beugt, um es ihr bequem zu machen, und dabei auf den Knaben deutet. Ein phantastisch geputzter Mohrenzwerg, ein kleiner Mephistophiles mit rother Mütze und Hahnenfeder, steht zwischen zwei aneinander gefesselten Windspielen. Dahinter trägt eine Mohrin das Schoßhündchen. Beide gebrauchte der Maler, um durch den Gegensatz, welchen sie in ihrer häßlichen Erscheinung zu der schönen, schlanken Fürstin darstellen, diese noch mehr hervorzuheben. Die Fürstin scheint das Absonderliche und die Hunde zu lieben, wie es häufig bei vornehmen, kinderlosen Frauen der Fall ist. Mit dem Knaben ist ihr geholfen. Sie schlägt die Augen fast schwermüthig nieder. Ein schmerzlicher Zug spielt um ihren schönen, stolzen Mund. Sollte dieser Knabe und die Geschichte seiner Aussetzung zu ihr in besonderem Bezuge stehen? Wir wissen es nicht; doch wird sie den Knaben wie ihr eigenes Kind lieben.

Die Anbetung der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande.

Wir sehen hier die gewaltige Pracht des venetianischen Welthandels in königlichen Aufzügen herangeführt. Aus diesem mächtigen Bilde ist jede Spur des christlichen Geistes entwichen; dafür wird uns die Poesie fremder Welttheile, wie in Freiligrath's Gedichten, vorgezaubert. Wir müssen das Bild ganz weltlich, wie es ist, nehmen und erklären. Die Scene ist vor einen Palast verlegt, bei welchem der Stall mit der Krippe und dem Ochsen und Esel symbolisch angedeutet ist. Es stellt einen Aufzug kaiserlicher und königlicher Hoheiten vor, welche aus der Levante, aus

Indien und Afrika hierhergekommen sind, um mit schönen Worten und Geschenken der hohen Dogenfamilie zur Geburt eines Sohnes Glück zu wünschen. Solche Pracht läßt sich nicht beschreiben; man muß die Herrlichkeit vor dem Dogenpalaste mit ansehen. Dort knieet ein alter, griechischer Fürst huldigend vor der Dogaressa und küßt den Fuß ihres Erstgeborenen. Wie königlich wallt von seinen Schultern das sammetne, mit großen, schwarzen und weißen Blumen gemusterte, mit Hermelin gefütterte, reiche Gewand und daran die prächtige, von dem Pagen in blauer Uniform getragene Schleppe! Hinter ihm hält ein zweiter Page in gleicher Livree die Krone. — Ist das dort nicht der König von Cypern, der würdige, ernste Herr in schwerseidenem, rothem Dammastgewande, mit dem silbernen Trinkkruge, welcher vielleicht mit dem feinen Weine seiner Insel oder mit Dukaten gefüllt ist? Dort kommt der Kaiser von Marokko in grün- und roth-gestreiftem, phantastischem Gewande und mit mohrischem Turban. Wie schwarz er aussieht! Er trägt ein Goldgefäß; gewiß ist es mit Diamanten und Rubinen gefüllt! Und wie märchenhaft seltsam, wie reich sein Gefolge, und die Pferde, die Hunde und die oben neugierig heruntergucfenden Kameelgesichter!

Paolo hat seine goldene und sammetne Zeit in diesem Gemälde und mit ihm die Pracht und den Ruhm seines Vaterlandes verewigt.

Das Weinwunder auf der Hochzeit zu Kanaan.

In frommen Familien auf dem Lande hört man vor der Mahlzeit ein Tischgebet, welches den Heiland zu Gaste einladet, mit der Bitte, das zu segnen, was er bescheert

hat. Es darf daher nicht befremden, wenn er auch hier, wie einst bei der Hochzeit zu Kanaan, der Einladung Gehör gegeben und mit seiner Mutter bei dem Hochzeitsfeste einer venetianischen Familie erschienen ist und die Tafel mit der Fülle des herzerfreuenden Weines gesegnet hat. Haben wir bereits die Gestalten und Gesichter der Gönner und Freunde unseres Malers in seinen andern Bildern gesehen, so befinden wir uns auch hier nur unter guten, alten Bekannten. Es thut unsern Augen und Herzen wohl, einmal kerngesunde, thatkräftige Menschen, frei von den Sorgen einer kleinen Zeit, in festlicher Stimmung bei dem Nachtische, erhöht durch den Genuß vortrefflicher Weine, ruhig zu betrachten.

Wir dürfen uns vorstellen, daß ein Attaché des byzantinischen Gesandten, welchen wir im Aufzuge der Könige aus dem Morgenlande im vorigen Bilde gesehen, sein Absteigequartier „alla mezza luna" unfern des Markusplatzes genommen habe. Gastwirthe sind von jeher mit schönen Töchtern gesegnet gewesen, und das Töchterlein des Signore Pancrazio hat das Herz und nun auch die Hand des feurigen Phanarioten gewonnen. Das Hochzeitsfest wird in einem offenen Saale gefeiert, welcher den blau und grau gewölkten Sirokkohimmel zum Hintergrunde hat. Braut und Bräutigam sitzen oben quervor an der Tafel, ihre Gesichter in den Profilen uns zugekehrt. Sie ist eine klare Blondine, er levantisch dunkelbraun. Eine ernste, staatspolizeilich erlaubte Heiterkeit belebt die Gesellschaft. Es ist der Augenblick, wo der Wein seine Wunder, wenn auch in den Grenzen des Anstandes, thut. Der dem Wirthe gegenübersitzende Heiland giebt zum Dessert sein Hochzeitsgeschenk in einer Fülle des ausgesuchtesten Weines. Das Hotel, in

welchem die Scene vor sich geht, ist zu prächtig in den marmornen Säulen und Treppen, es springen viel zu viel Kellner auf und zu, als daß zum Hochzeitsfeste der Wein im Keller für die Tafel gefehlt haben sollte. Strauß und Bruno Bauer könnten aus einem solchen Widerspruche das ganze Wunder anfechten, wollte man sich nicht mit Bretschneider helfen und annehmen, daß es nur an „Lacrymae Christi“ bei dem Dessert gefehlt habe. Hier ist dieser Wein, welcher das Feuer des Vesuv's mit der Gluth der Sonne und so Himmel und Hölle vermählt hat. Hier ist die Hochzeitsgabe des armen Propheten von Nazareth! Sie ist da in Menge, wie Wasser, als wäre in diesem Hotel nicht zum ersten Male das Wasser zu Wein geworden.

Aber darf auch in einem Polizeistaate, wie Venedig, ein Wunder geschehen? Das Unglück will es, daß der Wirth aus besonderer Rücksicht den Ober-Mauth-Director zur Hochzeit eingeladen hat. Da steht der Douanenteufel in schwefelgelbem, rothgestreiftem Gewande, die Rockschöße in den Leibgürtel gesteckt, in Vorahnung der modernen Frackzeit, die linke Hand mit der Kelchschaale voll unveraccisirten Weines ausstreckend und mit verteufeltem Gesicht das corpus delicti anstierend; er wälzt noch im Munde die Weinprobe und das verhängnißvolle Wort: „Contrebande!“ während sich seine Rechte gierig über der Magengegend krümmt. Der Hochzeitsvater blickt sich in tödtlicher Verlegenheit um, dem Brautpaar ist jedes Lächeln aus dem Gesichte entwichen, selbst Christi Mutter faltet die Hände; zwischen ihrem Gesichte und dem des Bräutigams schiebt sich das Profil eines Senators hinein, welcher zwei Finger in der Hand eingeschlagen hat und drei ausstreckt mit der

Frage: „Es wird doch in Ordnung sein?“ Nur um Christi Mund schwebt ein Lächeln.

Nirgends wird von der Tafel getrunken, so weit der schreckliche Blick des Zöllners schweift; nur dahinten in der Ecke trinken aus einem flachen Teller die wandernden Künstler und Spaßmacher bei der Hochzeit, der Jongleur und der Hanswurst, und zwischen ihnen zugleich die Sängerin, welche eine große Schüssel als Schirm vorhält; ebenso heimlich läßt sich hinter dem Stuhle der Braut ein lustiges Mädchen einen Trunk einschenken. Hinter dem Mauthdirector geht es desto lustiger zu. Abgekehrt von ihm, trinkt stehend der idealste Weintrinker in Venedig. Er hat ein geniales, scharfgeschnittenes Gesicht; er ist ein Dichter oder Künstler. Er ist mager und feurig, sein Naturell ist mit dem des Weines verwandt. Zwischen den beiden Verwandten herrscht eine Sympathie des Blutes, Einer sehnt sich zum Anderen. Während seine Lippen die süße Fluth aus dem Glase einziehen, schlürft mit absolutem Bewußtsein seine feine Nase den in der Fluth schwebenden Geist Gottes in sich. Der sitzende alte Herr unter ihm, an dessen Schulter er sich beim Trinken anhält, hat inbrünstig den großen Weinkrug vor sich umklammert, sich den Bart streichend; der Alte ihm gegenüber läßt sich von einem Marqueur einschenken; nur der arme Mohr, der Mohammedaner, wirft seine Augen zum grausamen Propheten empor, der den Wein seinen Gläubigen versagt hat. Zwei Diener treten eben mit dem vorderen Ende einer Trage in den Saal: es kommt des Segens neue, unendliche Fülle, voran geht der weitausschreitende Oberkellner, welcher auf einem Teller Deckel für die Weinschaalen bringt; denn die Freude soll lange dauern und der Wein nicht verduften.

Rubens.

Wenn in der italienischen Kunst der strenge, altchristliche Geist noch dann und wann, wie im schmerzlichen Krampfe, emporzuckte, so war es doch nur im Prozesse der Auflösung. Wir standen bei der Krippe in der heiligen Nacht des Allegri und sahen schon dort die Feier eines neuen, weltbezwingenden Principes — die Verherrlichung der Natur in Mutter und Kind, indem hinter dem Schleier des Marienmythus die wiedergeborene Naturseele uns anblickte. Mit ihr war die Naturwissenschaft, die Naturpoesie und die Landschaftsmalerei erwacht. Wir finden hier die Keime der neuen, durch das Christenthum verklärten, Naturreligion. Schon hatte der große Astronom Kopernikus die Sturmleiter gegen den mythischen Himmel angelegt, auf welcher Keppler, der größte, deutsche Denker, emporkletterte und den transcendentalen Himmel zerschmetterte mit dem Beweise, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern nur ein Tropfen im Sternenmeere sei. Die Keppler'schen Weltgesetze raubten uns Himmel und Hölle, und Sonne und Mond waren nicht mehr zwei große Lichter, welche Engel in der Hand hielten, um in die Krippe des menschgewordenen Gottes herunter zu leuchten.

Soweit Keppler die realistische Seite der Natur auf mathematische Gesetze begründet hat, ist er von seinen Nachfolgern begriffen und ergänzt worden, wo aber sein Genius in die dunkle, unermessene Ferne und in das Auge Gottes blickt, da steht er noch einsam. Freilich deutet er hier mehr an, als er auszusprechen vermag. Wenn aber in

der Wissenschaft die rechte Zeit gekommen ist, wird auch der Verstand mit den feinen Werkzeugen der Hegel'schen Logik aus dem Chaos der Träume und Anschauungen eines Novalis die neue Welt an das Tageslicht emporheben. Man wird begreifen, daß die Natur die divina comoedia des Weltgeistes ist, welche freilich auch in ihrer äußern Form sich nach physischen und mathematischen Gesetzen berechnen läßt. Vor diesen Ahnungen und Anschauungen zerbrach das Mittelalter in Trümmer. Wir dürfen uns nicht scheuen, in das Chaos, aus welchem sich die neue Zeit herausbildet, muthig hinabzusteigen.

Die Hellenen bändigten die chaotischen Triebe der Natur durch den Gedanken an die maßgebende Gottheit, für welche sie keine Gestalt, nur den Namen „Moiren" hatten; die Römer hielten sie in Zucht durch das äußerliche, bürgerliche Gesetz: „Verletze Niemand, gieb Jedem, was ihm gebührt, und lebe anständig!" Die alte, christ-katholische Kirche trat sie dagegen mit Füßen.

Wie die gemißhandelte Naturseele sich mit der griechischen Philosophie und Poesie dagegen verschwor, wie eine glatte, fürchterliche Schlange den Laokoon des alten Priesterthumes umschlang, bis dieser entsetzt in der Reformation Bilder und Altäre zerschlug und sich auf Zeit davon befreite, davon spricht ausführlich die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Der wiedererwachte Geist der Natur zersprengte zuerst die Bande der feudalen, römisch-deutschen Weltherrschaft. Jede Nation besann sich auf sich selbst. Er drängte in unternehmenden Männern die Ahnung von der zweiten Welthälfte zur Entdeckung. Zugleich entkoppelte er die Leidenschaften aller Art und hetzte sie gegeneinander. Dabei kümmerte es ihn nicht, ob sie unter dem Panier der

Reformation oder den Fahnen der jesuitischen Gewalthaber gegeneinander losgingen. Es war ihm Alles eins, galt es doch nur, freilich wie immer, Kräfte zu entwickeln und im Kampfe zum Bewußtsein zu bringen. Es war ihm hier Alles eins, wenn es nur uneins war. Die protestantischen Fürsten rissen ebenso gut oder übel, wie die katholischen, die priesterliche Gewalt an sich. Dort gab die Bibel, hier der Papst den Namen her. Zu jener Zeit wollte eben Niemand mehr gehorchen, aber herrschen mit allen zügellosen, unbändigen Leidenschaften. Herrscher und Völker wurden dadurch von selbst aufeinander getrieben. Dieses Verhängniß steigerte sich zwischen den Niederländern und Philipp II. zur Katastrophe. Dieses Drama fand seinen symbolisirenden Spiegel in

Paul Rubens.

Er war mitten in dem heißesten Kampfe der Niederländer mit Spanien zu Köln am 2. Juni 1577 geboren, wohin sich seine Aeltern aus Antwerpen geflüchtet hatten. Als der Herzog von Parma Antwerpen der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatte, kehrte sein Vater dorthin und zu seinem Rathsherrnamt, das er vorher bekleidet hatte, zurück. Der junge, schöne Paul wurde zuerst Page der Gräfin Halain, nach des Vaters Tode aber Maler. Empfohlen von Erzherzog Albert von Oesterreich, kam er an den Hof des Herzogs von Mantua, des Vicenzo Gonzaga. So fand er Gelegenheit, in Italien, besonders in Venedig, wo er sich oft und lange aufhielt, die früheren Meister seiner Kunst, besonders Tizian und Paul von Verona, zu studiren. Er kehrte nach sieben Jahren in seine Heimath zurück,

wo er von seinem Gönner, dem Erzherzoge, und von seiner Liebe zu Elisabeth Brants, welche er heirathete, sich fesseln ließ, ein schönes Haus baute und der Bewunderung und Freundschaft der Großen seiner Zeit sich erfreute. Er war zu verschiedenen Malen in Madrid, wo er vom Könige mit Ehrenbezeigungen überhäuft und im Jahre 1629 nach England geschickt wurde, um über den Frieden zu unterhandeln, welchen er auch zu Stande brachte. Carl I. schlug ihn dort zum Ritter. Nach seiner Zurückkehr vermochte ihn die Infantin Isabella, zur diplomatischen Verhandlung nach Holland zu gehen In der Zwischenzeit verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit der schönen Helena Formann, welche er oft in seinen Gemälden verherrlicht hat. Aber alles dieses Glück an den Höfen und bei den Frauen bewahrte ihn nicht vor dem Podagra, welches nach langen Peinigungen ihm am 30. Mai 1640 den Tod brachte. Er wurde fürstlich in Antwerpen in der Kirche von St. Jakob bestattet.

Die Kunst, von keinem christlichen Gesammtgeiste mehr erfüllt, wurde dem Belieben des genialen Künstlers dienstbar, keinem mehr, als Rubens, welcher sich die venetianischen Formen zu eigen machte und die Katarakte seiner Zeit, wie glühendes Erz, hineinbrausen ließ.

Blutheißes Leben in höchstgesteigerter Leidenschaft, wo jede Muskel im Uebermuthe und Kampfe des Lebens ihre Kraft fühlt und jede Nerve wild erregt aufzuckt, das ist der Charakter seiner Kunst. Guido Reni rief, als er ein Gemälde von Rubens sah: „Er mischt Blut unter seine Farben!“ — Er ist der Shakespeare unter den Malern. Beide werden selten verstanden, noch weniger geliebt in matter Zeit, wo der Theekessel die Wallungen des Blutes besorgt.

Ein Kunstliebhaber thut aber immer gut, sich wenigstens so anzustellen, als verstehe und liebe er Beide, doch kann er an dem Einen den Schwulst der Rede und bei dem Anderen den Mißbrauch convexer Linien bei inkorrekter, übereilter Zeichnung tadeln, ohne sich bloß zu geben, — Glanz, Lebhaftigkeit und Pracht der Farbe in Beiden bewundern, es versteht sich, bei Shakespeare vergleichsweise. So sind auch Beide groß in den Contrasten der Composition, in der Draperie gewichtig und schwer, überall aber geistvoll, selbst anmuthig und leicht bis zur Mißhandlung der Mittel zur Darstellung.

In Rubens' Künstlergemüthe hat sich jene große Zeit des Umsturzes und des Kampfes in allen ihren Leidenschaften zur Darstellung in der Allegorie und Analogie koncentrirt. Er war darin reich, gelehrt und gewandt. Er ist selbst da allegorisch, wo er nicht daran gedacht hat. Er ist der unübertroffene Meister der historisch-politischen Malerei, von welcher freilich unsere Kunstkenner noch Nichts träumen, obschon in einer verwandten Kunst, in der dramatischen, dasselbe Streben, das Volk zu erfreuen, beginnt.

Dresden besitzt von den Werken Rubens' eine hinlängliche Anzahl, um ihn daraus kennen zu lernen. Der Grundzug jener Zeit war eben vollsaftiges Leben, gesteigert bis zum Frevelmuthe, so taumelt es auch hier in einem Gemälde des Meisters einher als

trunkener Herkules,

welcher von einem Faun und Bacchanten geführt wird. Welche gewaltige Sinnlichkeit in diesen wein- und blut-glühenden Körperformen! — Welche heidnische Lust in jeder Bewegung und Beugung dieser Leiber! — Dort erscheinen in der Fülle des flämischen Fleisches die drei Göttinnen vor

Paris mit dem goldenen Apfel,

hier in der

Weinlese

ist Alles Genuß im Trinken, Saugen und Säugen; zunächst tränkt die weintraubensaugende Tigerin ihre drei nackten Kleinen, dahinter ein alter Satyr mit Trauben und Traubensaft seine Jungen; — Alles ist Lust und Leben, aber hier im

Liebesgarten

mit Amoretten-Neckerei anmuthig gemildert.

Es ist das schalkhaft heiterste Bild eines üppigen, vornehm prächtigen Daseins. Man geht auf breiten Stufen herunter in einen Garten, an der Seite gießt ein Springbrunnen seinen Strahl herunter, weiter hinten streift der Blick an Rosen- und Orangengebüsch in die feuchten Dämmerungen einer geheimnißvollen Höhle, in welche man jedoch nur durch das herkömmliche, schwerfällige Rococco-Portal von der offenen Gartenseite her eingehen kann. Vor dem Portale liegt der Vorhof des Ehestandes, die Liebschaft. Da stehen, sitzen und liegen in den anmuthigsten Gruppen durcheinander die fleischblühenden Jungfrauen und Frauen der Niederlande. Wir sehen zwei Abtheilungen, die erstere bei dem Eingange in den Garten, die andere vor dem Portale zum Ehestande.

Der ersteren Abtheilung ist, wie wir merken, von den umherschwärmenden Amoretten der Krieg erklärt. Je näher ein schönes Kind dem Eingange der Höhle des Ehestandes sitzt, desto gefährdeter ist es. Schon schwebt hinter dem

Stuhle der schönen Rosamunde ein Amorette und flüstert ihr süßgiftige Schmeichelwörtchen in das Ohr. Sie hat die Hände nachdenkend in den Schooß gelegt und das Gesicht lächelnd herumgedreht, der Amorette hält hinter seinem Rücken den Pfeil bereit, ihn ihr in das Herz zu stoßen. „Hüte dich, schönes Fräulein!“ Zu ihren Füßen sitzt voll schmachtender Liebesfülle Fräulein Ulrike in gelbseidenem Untergewande und blauem Ueberkleide, ein schwarzes, kokettes Hütchen mit feuerrothen Federn auf dem Kopfe, ihren Arm auf Rosamundens Schooß gelegt. Ihr Amorette hat sich flämisch auf ihren Schooß gelagert und seine diebischen Hände unter ihr Uebergewand verborgen. Er macht es sich sehr bequem und benimmt sich unanständig gegen die Generalissima der spröden Damen, gegen die himmelblaue, blonde Adelheid, welche mit einem Grashalmenbündelchen den Amoretten von seinem weichen Lager aufscheuchen will. Sollte er bestraft werden, wer hält den Flüchtling? Hinter Ulriken sitzt die gar zu wohlbeleibte, aber äußerst empfindsame Amalia, auf ihrem Arme das Lieblingshündchen. Sie ist musikalisch. Ihr Amorette schwebt neben ihrem Schooßhündchen und begleitet mit Gesang aus einem großen Notenbuche das Zitherspiel ihres Anbeters, welcher ihr ein Ständchen bringt:

„Liebchen, ich komm' mit der Zither,
Bringe dir ein Ständchen hier,
Ach! in Sturm und Ungewitter
Stürmt noch mehr mein Herz zu dir!“

Schmachtend neigt sich ihr Kopf, die Augen gehen ihr darin herum, und ihr Busen wogt der Unendlichkeit entgegen. Lassen wir ihren Amor walten und wenden wir uns wieder zur Generalissima der Spröden. Ihre Nachbarin

links ist Kunigunde, geborene von Tröstemann. Sie ist eine heimlich glühende Kohle in rothem Unterkleide und dunkelschwarzem Obergewande. Diese Festung ist schwach vertheidigt; Amor giebt sich auch keine Mühe mit ihr, er hat sie einem jungen Cavalier überlassen, welcher sich gelagert und dabei den Battist-bauschenden Arm der von Tröstemann gefaßt hat mit der Einladung, an seiner Seite Platz zu nehmen. Ob sie nachgeben wird? Da sie mit der Rechten das Oberkleid hinten in die Höhe hält, um den Sammt bei dem Sitzen nicht zu drücken, so hoffen wir für den kühnen Werber. — Was hat die spröde Adelheid hier nicht Alles zu überwachen! Eben tritt ein anderer, schöner, rosiger Cavalier, vielleicht der galante Antoni van Dyk, einen breitkrämpigen Federhut auf den dunkelblonden Locken, in weißem, mit goldenen Knöpfen besetztem Leibrocke, nachlässig den rothen Mantel — in der Farbe der brennenden Liebe — umgeworfen, die Stufen zum Garten herunter. Wie cavaliermäßig ruht die behandschuhte Hand auf dem Griffe des Degens, so daß er, wie ein Spieß, mit der Spitze gen Himmel zeigt! Wie sauber sitzen ihm die eleganten, elastisch über die Kniee hinaufgezogenen Reitstiefel! Wie absonderlich lassen sich dazu die rothen Unaussprechlichen! Alle diese Kleinigkeiten machen ihn zu dem, was er ist — zu einem gefährlichen, schönen Mann, in seiner Erscheinung gehoben durch den Feuerblick seines zuversichtlichen Auges, eine kühne Adlernase und sieggewohnte Lippen. Wie zierlich führt er die blonde Unschuld im weiß-atlassenen Kleide, das liebliche Käthchen, in den Liebesgarten herein! Aber kaum nimmt die böse Adelheid den Feind gewahr, so hat sie auch schon mit ihrer Linken zurückgelangt, um das holde Käthchen an sich und von dem gefährlichen Antoni rettend abzuziehen. Sie

hat in gleicher Weise heute schon wenigstens eine Seele, die dahinter stehende Brigitte mit ihrem Sturmhütchen, gerettet.

Wollte Rubens seinen Antoni in diesem jungen Cavalier darstellen, so ist er in der Scene, welche er neben ihm her und zu seinen Füßen spielen läßt, zu boshaft.

Ob hier das Heer der Amoretten oder die Sprödigkeit siegen wird, soll nicht ungewiß bleiben.

Für Antoni ist uns nicht bange. Der Pfau, der prächtige Vogel des Stolzes, trinkt oben aus der Fontaine der Liebesgöttin, welche den Delphin über den Kopf hält und aus seinem Rachen die unendliche Liebesfluth herunterbrausen läßt. Ueber Antoni und Käthchen plätschern ihre Amoretten in der Schale und fangen die Wasserstrahlen durstig mit den Händen auf.

Hinter dem Wasserschwalle fliegt aber der grimmigste Amorette mit der Brandfackel in der Hand, zu Adelheid hinuntergerichtet, einher, um dieses Herz in Brand zu stecken. Die Arme! Wie wird sie ihre Sprödigkeit büßen müssen! Ueber dieser Abtheilung schwebt außerdem ein Amorette, welcher auf Gerathewohl Pfeile verschießt, ein Zweiter guckt aus dem Rosenstrauch vor der Grotte heraus und legt die Finger zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen, ein Dritter bläst in eine Rose, welche mit dem Aufblühen zaudert.

Die zweite Abtheilung, nahe am Eingange zur kühlen Ehestandsgrotte, besteht aus zwei verlobten Pärchen. Das Eine ist in das Gras und selig in sich selbst zusammengesunken, ein zweites Pärchen, Rubens mit seiner schönen Helene, beschließt die Gruppe. Sie kehrt den Rücken und in einer Kopfwendung das Gesicht im Profil, Rubens das volle Ge-

sicht uns zu. Der Amor mit Nachtfalterflügeln drängt sie zum Niederlagern.

Hier haben wir eine Scene aus den übermüthigen Tagen des Reichthums und der Ueppigkeit, ehe noch der zweischneidige Fanatismus das Haus des Jubels mit Entsetzen füllte. Mitten im Umsturze der alten Götterwelt hat Rubens das unwiederbringlich Verlorene in schönem Farbenscheine verewigt. Wir wollen ihm gern den Uebermuth darin verzeihen, da wir ihn doch nie besitzen werden. —

Am Glücklichsten ist Rubens jedoch, wo er heftige Leidenschaften gegen einander gehen lassen kann, und die aufgeregten Kräfte seiner Zeit sich ihm und durch seine Werke uns darstellen im Jagdkampfe mit reißenden Thieren. In seinem aristokratischen Künstlergemüthe gestaltete sich wohl von selbst der Mordkampf der Parteien in den Niederlanden zu einer todesgefährlichen Jagd zwischen der Aristokratie der Menschen und der Demokratie der freien, wilden Thiere. Einen solchen Kampf sehen wir in der

Löwenjagd.

Es ist ein schreckvoll bewegtes Leben im Augenblicke, wo der grimmigste Löwe über das Kreuz des sich entsetzt bäumenden Schimmels in einem Satze gesprungen, sein Gebiß in die Schulter des Scheiks, die linke Pranke in sein Herz, die rechte in die Stirne hautabstreifend geschlagen hat. So eine losgelassene Kraft ist eine gefährliche Katze, wohl mag Philipp II. der Kopf davon wehgethan haben. Zwei Jagdgenossen sind auf ihren Pferden hauend und stechend zur Hülfe herangesprengt. Die Löwin unten, mit dem gräßlichen Wuthaufblick hinter dem erstochenen Tiger, rettet ihr

Jüngstes, während ihr junger Löwensohn in der anderen Ecke seine erste Heldenthat vollbracht und einen Jäger zu Boden geworfen hat und noch mordfreudiger zum ungeschickt herunterstechenden Reiter emporbrüllt. Das ist ein Entsetzen unter den Reitern, Pferden und Hunden! Sie werden an diese Jagd gedenken.

Dieses große Gemälde ist in seiner Werkstatt nach seinem Carton von seinen Schülern ausgeführt.

Das Gegenbild ist die

Eberjagd.

Die Scene ist vor einer Schlucht in einem Eichenwalde, welche von einem sturmentwurzelten und von einer Seite auf die andere hinübergestürzten Baume versperrt ist. Durch die Gabeln desselben geht die Fahrt des Ebers zu seinem Lager hindurch. Ein Pfaffe hat sich mit seinen Bauern dort in den Hinterhalt gelegt. In diesem Augenblicke wird der Eber von zwei Reitern in rasendem Galopp und von einer tollen Meute Hunden herangehetzt. Die Schlacht zwischen Jägern, Hunden und Wild hat zwischen den knorrigen Aesten begonnen. Der wüthende Eber hat zahnzerfetzte Hunde rechts und links um sich geworfen, ein frischer hängt an seinem Ohre, ein anderer beißt sich auf seinem Rücken ein; aus der Waldecke sprengen von der Seite herbei noch andere Hunde. Das ist ein muskelkrampfiges Wühlen und Würgen in Moos und Moor! Man kann hier irre werden in diesem Durcheinander, was Mensch, was Thier ist! Vorn springt über einen Giebelast ein in Muskelkraft krummbeiniger, löwengleicher Hund, weiter zurück über den Stamm ein ihm ähnliches Menschenthier, beide blutwild. Trotz des

Schweinehirten, welcher den Mordkampf aus dem Horne anbläst, und trotz aller Zähne, Spieße und Messer würde der Eber sich doch noch ritterlich durchschlagen, hätte der Teufel nicht den tückischen Pfaffen in der Kapuze herbeigeführt, welcher hier arglistig hinter der Baumgabel die Einfahrt des Ebers verlegt hat und jetzt dem hereinstürzenden Thiere den Spieß in den Rachen stößt.

Merkur und Argus.

Merkur im Flügelhute sitzt auf einem Felsblocke, unter seinem rechten Beine das verborgene Schwert, welches er im Begriffe ist hervorzuholen, während seine Linke die Flöte hält, mit deren süßen Tönen er den Argus eingeschläfert hat. Dieser sinkt traumschwer am Baumstamme nieder, dahinter steht Io als schöne, flamändische Kuh, welche ihrer Entzauberung harrt. Wollen wir in diesem Bilde eine Allegorie, in Merkur den listigen Wilhelm von Oranien und in Argus die spanische Inquisition sehen, welche mit tausend Augen die flämische Freiheit bewacht, so ist es uns unverwehrt; denn im Gemüthe des Dichters und Künstlers spiegelt sich immer seine Zeit ab.

Meleager und Atalante.

Meleager hat den kaledonischen Eber, welcher zu seinen Füßen im Blute liegt, erlegt und ihm den Kopf abgehauen. Er überreicht ihn der schönen Atalante; Amor steht in der Mitte, den Fuß auf den Rumpf des Thieres gesetzt, hilft er den Eberkopf halten. So wähnte auch Alba mit Egmont's Haupt zugleich auch den Kopf des dema=

gogischen Ebers in den Niederlanden abgehauen zu haben und ihn seiner Hispania auf dem Präsentirteller überreichen zu können; aber dort, wie hier, schwebte über dem Blute eine rächende Furie.

Quos ego!

Ein gemaltes Gelegenheitsgedicht auf die Ueberfahrt des Cardinals Ferdinand von Oesterreich von Spanien nach Italien. Das Schiff des Cardinals segelt auf dem hohen Meere. Es wurde von Sturm überfallen, aber im rechten Augenblicke ist Neptun aus der Tiefe emporgebraust; er steht auf dem Muschelwagen, das Viergespann der Seepferde davor hebt sich mit den Köpfen und Hälsen aus der Fluth; sie scheinen aus ihr selbst geformt zu sein und wieder in das Meergrün und Weißschaumige zu verfließen; denn sie sind auch mehr göttliche Kräfte, als Thiere. Zwischen ihnen vorn bläst Triton mit vollen Backen das Muschelhorn sturmübertäubend hinaus. Drei wunderschöne, blondlockige, niederländische Nixen drehen das Wasserrad am Wagen. Neptun selbst, vom rothen Zorngewande umflattert, in triefendem Haupt- und Barthaar, hält in der Rechten den Dreizack krampfhaft, wie zum Stechen ausholend, als wolle er die Ungestalten der geflügelten und schlangengeschwänzten Winde, welche sich erschreckt nach Oben zu flüchten suchen, mit dem Dreizack in seinem Zornrufe: „Daß ich Euch!“ harpuniren. Ein heller Sonnenblick fährt im Hintergrunde über das Meer, begrüßt mit Freudenschüssen vom Schiffe des Cardinals. —

Doch Ferdinand von Oesterreich war kein Neptun, welcher auch die politischen Stürme mit einem: „Quos

ego!" hätte beschwichtigen können; sie gingen ihren wogenwälzenden, gallionenzerschmetternden Lauf.

So glänzend und reich das Leben des Malers war, so ist es in seinen Gemälden in Farben festgebannt. Diese bleiben ewig jung, er nur konnte dem Alter und den Gewissensbissen des Podagra nicht entrinnen, welches sich vorgenommen hatte, die süßen Scenen im Liebesgarten und die herzerfreuenden Gelage bei dem Becher, welchen die schönste Nymphe kredenzte, ihn bis auf den Tod abbüßen zu lassen.

Hier knieet

der heilige Hieronymus,

bereuet die Sünden seiner Jugend und entdeckt dabei die bequeme Lehre von der Erbsünde, gegen welche der schwache Mensch nun einmal aus sich selbst Nichts vermag. Der Heilige, noch halb verhüllt von weltlich rothem Tuchfaltenwurf, ist vor dem Bilde des Mittlers am Kreuze auf die Kniee gesunken, vor ihm und dem Crucifixe liegen ein Todtenkopf und das Beichtbuch, hinter ihm der eingeschlafene Löwe der Leidenschaft. Hieronymus befreundet sich mit dem Jenseits, denn die Lüste des Diesseits haben das sündenmürbe Fleisch verlassen; er hat Ursache, sich nach den himmlischen Freuden zu sehnen.

Das jüngste Gericht.

Es ist die ausgezeichnete Skizze von dem großen, gewaltig wirksamen Gemälde in München. Diese Skizze hat aber den Reiz des ersten Gedankens voraus, welcher fast

unmittelbar genial, nur wie hingehaucht, in farbigem Schimmer auf uns einwirkt.

Der Meister ist hier, wie immer, gewaltig in der Auffassung des leidenschaftlichen Momentes. Wie früher Michel Angelo, so stellte sich Rubens den Untergang der altchristlichen Zeit in dem jüngsten Gerichte dar.

Hier ist es das Gericht des asiatischen Christus über das schöne, flämische Fleisch, in welchem sich Rubens selbst leider zu wohl befunden haben mag. Zur Rechten des Richters, wo Maria Fürbitte thut, kommt es, wenn auch schwer, doch in Gnaden empor, zur Linken aber, wo der Fanatismus der ebräischen Gesetztafeln waltet, wirft es der Buchstabe des zornigen, eifrigen Gottes in den Abgrund.

Was für schöne Frauenleiber, von Erinnerung und Sünden belastet, sind hier verzweiflungsvoll zusammengeballt, um von rücksichtslosen Teufeln in die Hölle geschleppt zu werden; ach! und kaum wird es Rubens auf der anderen Seite gelingen, seine schöne Helena in das Paradies zu bringen.

Alles ist hier großartig, lebendig gruppirt, schön in der Bewegung. Das Fleisch ist selbst in seiner Verdammniß noch reizend und entzückend.

Reich an Genie's ist die Schule des Paul Rubens; das glänzendste unter ihnen ist jedoch

Anton van Dyk,

geboren in Antwerpen 1599. Er genoß den ersten Unter-

richt bei dem Maler Heinrich van Balen, aber gar bald machte ihn die Bewunderung der Werke Rubens zu dessen Schüler. Bald erkannten ihn alle seine Mitschüler und die Gehülfen des Meisters als den Ersten unter ihnen an. Als Rubens an einer Kreuzabnahme für die Kirche Unserer lieben Frauen in Antwerpen malte, ging er eines Tages gegen Sonnenuntergang aus. Als er den Rücken gekehrt hatte, neckten und jagten sich die Gesellen. Dabei fiel der Maler Diepenbeke an das Bild und löschte im Vorüberstreichen aus, was der Meister vorher gemalt hatte. Da kamen Alle auf den Rath des Johann van Hoek, ihres Mitschülers, überein, daß van Dyk aus der Noth helfen müsse. Van Dyk ging an die Arbeit, welche ihm auch so gut gelang, daß Rubens am anderen Tage geäußert haben soll: „Diese Partie da ist mir gestern nicht am Schlechtesten gelungen!“ — Van Dyk's Talent war aber nicht bestimmt, in der Manier seines Meisters aufzugehen. Er war ausersehen, die Fürsten und Herren, welche in der Tragödie der damaligen Zeit auftraten, zu portraitiren. In seinem wahlverwandten Künstlergemüthe spiegelte die große Welt seiner Tage sich mit allen ihren großen und kleinen Eigenschaften, ihrer blasirten, überfeinerten Bildung und allen Ansprüchen, welche sie geerbt hatte, in silberklaren Tönen ab. Um dieser Neigung zum historischen Portrait nachzugehen, verließ er seinen Meister. Bei seinem Abschiede gab er Rubens drei Gemälde zum Geschenk. Rubens schenkte ihm dafür eins seiner besten und schönsten Pferde. — Van Dyk wollte zunächst nach Italien gehen, aber schon im Dorfe Savelthem bei Brüssel verliebte er sich in ein Landmädchen. Er verweilte dort und malte auf einem Bilde in der Figur des heiligen Martin zu

Pferde sich selbst und auf einem zweiten die heilige Familie, worin er seine Geliebte und ihre Eltern verherrlichte, für die Dorfkirche. Von dem Ritter Nanni, welcher zufällig durch das Dorf reiste, ließ er sich aus seiner Träumerei wecken und setzte seine Reise nach Italien fort. In Genua und in Rom fand er Bestellungen und Gelegenheit zum Portraitiren hoher Personen. In Rom fand er das rohe Wesen seiner Landsleute unangenehm, er zog sich von ihnen vornehm zurück und wurde dafür gehaßt und verfolgt. Zurückgekehrt nach Antwerpen, malte er für die Collegialkirche von Courtai. Rubens soll ihm in dieser Zeit seine Tochter zur Frau angeboten, van Dyk sie aber ausgeschlagen haben, weil er heimlich in ihre schönere Mutter verliebt gewesen sei. Er folgte vielmehr dem Rufe des Prinzen von Oranien, Friedrich von Nassau, nach dem Haag, wo er viele Fürsten, die Großen des Hofes, viele Gesandte und die reichsten Kaufleute malte. Darauf ging er nach England, nach kurzer Zeit aber, ohne dort Glück gemacht zu haben, zurück nach den Niederlanden, jedoch bald darauf zum zweiten Male nach England, und jetzt war sein Glück dort reif, welches ihn mit Gold, Ehren und jeglichem Genuß des damaligen vornehmen Lebens überhäufte. Er wurde Günstling des damaligen Königs Carl I. und der Großen am Hofe. Nun begann er einen fürstlichen Haushalt. Vormittags kamen die Standespersonen zu ihm, welche sich malen lassen wollten. In einem großen Saale neben dem Atelier wurden bei ausgezeichneter Musik Erfrischungen nnd Leckereien herumgegeben. Nachmittags um 4 Uhr ging es zur Tafel, hernach überließ sich van Dyk den ausgelassensten, raffinirtesten Vergnügungen. Diese Zeit seines Lebens charakterisirt sich hier in der

Danaë.

Auf den schwellenden Polstern nud Kissen eines Ruhebettes ruht in horizontaler Lage Danaë, den goldenen Louisd'or-Regen mit ausgebreiteten Armen und offenen Händen auffangend. Sie scheint zu wissen, wie kostbar das Fleisch ist, welches der schöne Antoni malt. Ihre Duenna hat die Decke hinter ihr emporgezogen, damit kein Tropfen vom goldenen Regen verloren gehe. Amor knieet mit einem habsüchtigen, geizigen Wucher- und Ruffian-Gesichte auf dem Lager zu den Füßen der Schönen und untersucht die Aechtheit der Goldstücke auf dem Probirsteine.

Es gab eine Zeit, wo diese Danaë die Gottheit der französischen Mode an unsern Höfen war. Wir gestehen ihr gern zu, daß ihre Glieder aus Lilien, Rosen und Veilchen gewoben waren, wir vergessen aber auch nicht ihre Eulalienaugen und ihre lebenaussaugenden, völkermordenden Vampyrlippen.

Der arme van Dyk litt Schiffbruch an diesen Klippen und Scheeren. Vergebens suchte ihn der Herzog von Buckingham zu retten durch die Hand der schönen Maria Ruthven, der Tochter des Mylord Ruthven, Grafen von Goree. Er starb kurz nach seiner Verheirathung mit ihr, 42 Jahre alt. Er liegt begraben zu London in St. Paul. So war es ihm vergönnt, von hinnen zu scheiden, ehe die prächtige, große Welt in England, deren künstlerische Seele er war, vor der rohen Hand des Puritaners zusammenstürzte und das Haupt seines königlichen Freundes auf dem Schaffote fiel.

Portrait Carl's I., Königs von England.

Eine tiefe Wehmuth beschleicht unser Herz, blicken wir in dies königliche Gesicht. Van Dyk hat es verstanden, das

Stuartschicksal hineinzuschreiben. Dieser Stuart war der letzte ritterliche, selbstherrliche König auf dem Throne Englands. Mit seinem Haupte fiel die Krone der romantischen Poesie von der Stirne Britannia's. Carl I. war der Held des großen Trauerspiels, welches dort der Dämon der englischen Geschichte im Geiste Shakespeare's so grausam gedichtet, so blutig in Scene gesetzt hat. Dieser dämonische Poet hatte seinem Vorgänger William die feinsten Handgriffe in der Anlage und Ausführung des Drama's abgesehen. Zuerst drängte er die stumpfen Gegensätze, in welchen sich das gemeine Leben bewegt, in zwei Extreme heraus, in die Parteien des Royalismus und der puritanischen Demokratie, ließ sie in den äußersten Spitzen in zwei einander entgegengesetzten Personen, in Carl Stuart und Cromwell, sich empören und stellte sie auf Leben und Tod einander gegenüber. Der unglückliche König hatte die schwierigere Rolle zu übernehmen. Cromwell hatte für sich die Kraft einer großen Zeitidee, Carl nur die eigene Persönlichkeit, — Cromwell die Energie der Bornirtheit, welche zu jeder großen, politischen Rolle gehört, er nur die höfisch verschliffene Bildung der alten Zeit, — Cromwell die zermalmende Pferdekraft des religiös-politischen Fanatismus, er nur den beliebigen Eigensinn; — Cromwell die Beharrlichkeit, er den schwankenden Calcül macchiavellistischer Politik, — Cromwell für sich den gewaltigen Pöbel, er nur eine Hand voll Galanteriedegen, gegen sich aber die ganze neue Zeit und ihr Glück.

So steht er hier im Bilde van Dyk's, mit den schwermüthig von den Augenlidern halb bedeckten Augensternen mißtrauisch sich umsehend, ob der silberbleiche, uns zugekehrte Fürstenstern auf seinem schwarzseidenen Mantel gehörig respektirt werde. Er hat den linken Arm und den Mantel darüber

an sich gezogen, als fühle er sich nicht recht sicher. Vor ihm fließt, wie ein Blutstrom, ein rother, goldgestickter Teppich herunter; von einem ähnlichen ist der Tisch belegt, auf welchem seine Hand, wie in rothem Blute, liegt. Er hat die feine, aristokratische Hand auf die breite Hutkrämpe gelegt, als wäre er unschlüssig, ob er ihn aufsetzen und in das Parlament gehen solle, oder nicht. Ein verhängnißvoller Zug senkt sich über seine Stirne herab, zieht sich scheu hinter die Augenhöhlen zurück und lächelt dann schwermüthig aus den Mundwinkeln, als gälte es dennoch, ein mild-freundliches Fürstengesicht zu zeigen.

Unfern davon sehen wir seine Gemahlin

Henriette Maria von Frankreich.

Ihr fast überzartes Gesicht, im feinsten Silbertone gemalt, mit dem lächelnden Leide um den lieblichen, doch charakterlosen Mund, müßte es uns, selbst wenn wir ihr Schicksal nicht kennten, dennoch verrathen, daß eine solche empfindsame Blume wohl im Warmgewächshause eines ceremoniell umhegten Hofes gedeihen kann, aber in der stürmischen Luft einer politisch aufgeregten Zeit vergehen muß. Wie lieblich kräuseln sich die Hyazinthenlocken um die milde Stirne und fallen dann lang und schwer zusammen auf die rechte Schulter! Welche niedliche, elegante Gestalt! Welche zierliche Bewegung des schlanken Händchens im Zurückhalten des weißseidenen Gewandes! Wie vornehm sinkt der mildgerundete Arm aus dem mit Spitzen reich garnirten, kurzen Bauschärmel hervor! Sie trägt in der Hand Monatsrosen. Diese blaßrothen Bouquetrosen liebte sie sehr, auch auf ihrem kleinen Portraitbilde von Conzales Coques hat sie

diese Rosen neben sich. Solche Rosen sind auch das Symbol des Hinsterbens in Gram und Harm. Sie trägt einen reichen Perlenschmuck und ein Kreuz von Diamanten vor der Brust. Sie hat später die Bedeutung von Perle und Kreuz im Leben erfahren. Sie steht in einem rothtapezirten Gemache; auf roth-behangenem Tische liegt ihre Krone; auch diese ist reich mit Perlen besetzt und endet in einem Kreuze. —

Bei den Portrait's Carls I. und seiner Gemahlin sehen wir in einem Bilde ihre drei unerwachsenen Kinder zusammenstehen:

Karl, Jacob und Henriette

mit ihren eigensinnig-vornehmen, unglücklichen Prätendentengesichtern. Die treuen Hündchen neben ihnen scheinen sie für die verlorene Treue des Volkes tröſten zu wollen. Was Chateaubriand von der älteren Linie der Bourbonen sagt: „An einer langen Reihe königlicher Särge steht eine Wiege, welche um Mitleid fleht!“ fällt uns bei dem Anblicke dieser Kinder ein. England folgte später der Stimme des Mitleids, die Stuarts der ihres Eigensinnes. Sie hatten Nichts gelernt und Nichts vergessen! Und das Gemüth des Menschen ist sein Schicksal. —

Dieser feinen, egoistischen Welt gegenüber stellen wir das

Portrait des Mißvergnügten.

Er ist zu erkennen an dem weißen, herabhängenden Halskragen. Ueber dem Harnisch trägt er das Wehrgehänge, unter den zusammengezogenen Augenbrauen stiert der grausame Blick uns dunkelbrütend an, auf seiner vorquellenden Unterlippe sitzt der grausame Zorn, auf seinem graubraunen Gesichte zückt die nach Innen bis zum tödtli-

chen Losschnellen in sich zusammengezogene Leidenschaft. In solchen Schriftzügen hatte das Schicksal das Todesurtheil Carl's I. geschrieben.

Rubens und die aus seiner Richtung hervorgegangenen Meister brachten ein aristokratisches Gemüth zur Auffassung des Lebens mit; selbst Jordans erreicht seine Aufgabe nur in der Verspottung des gemeinen Daseins; Snyders ist nur eine geniale Meisterentwicklung der von Rubens beliebten Darstellung des Kampfes zwischen der Waldfreiheit der Thiere mit der Tyrannei der Menschen, während van Dyk ganz in die hohe, vornehme Hofwelt aufgeht. Aber auch die andere Seite, das gemeine Volk, fand seine Künstler dort, wo es über die Tyrannei siegte, besonders in der

niederländisch-holländischen Schule,

und ursprünglich in dem Kampfe der neuen Gegensätze des ebräischen Geistes in der Reformation und der sinnlichen Natur in der Menschencreatur, dessen Begebenheiten sich in der Kunst zur Erscheinung brachten.

Je zelotischer das neue Priesterthum die Regungen der Natur verneinte, desto rebellischer, wüster und dämonischer trat sie hervor. Die Natur war zu jener Zeit in sich selbst krank. Krieg und pestartige Krankheiten verheerten die Länder, und die Menschheit ras'te in gräßlichen Gemüthszuständen und wahnsinnigen Traumbildern. Wer die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts verstehen will, muß die Geschichte der Hexenprocesse lesen. Die Grüfte der Unterwelt schienen sich aufgethan zu haben und ihre Gespenster umherzuwandeln. Wer kennt nicht die Geschichte von

den Hexentänzen auf dem Blocksberge? Wer nicht die Sage von Faust? Die Natur erschien jetzt in der Form, die ihr das Christenthum aufgeprägt hatte — als teuflisches Gespenst, welches jetzt im Gegensatze zu dem jenseitigen Himmelreich die Freuden dieser Welt verhieß — Macht, Gold und jeglichen Sinnengenuß; und bis in das vorige Jahrhundert hinein arbeiteten Alchymisten in diesem Geiste an der Entdeckung der Goldtinktur.

Die Seelenzustände jener Zeit haben, wie Jegliches, was sich selbst überbietet, ihre komische Seite, welche der niedern Komödie ihren Stoff giebt. Ihre ersten Anfänge verlaufen sich in Italien in die neapolitanische Schule bis zu Caravaggio und Salvator Rosa hinauf.

David Teniers, der Jüngere.

Sein Vater gleichen Namens war ein Schüler Rubens und zeichnete sich durch Bambocciadenbilder aus. Von ihm besitzt die Dresdener Galerie nur dem Namen nach, nicht aber in der That einige Bilder. Desto reicher ist sie an Gemälden von seinem geistreichen Sohne.

Um dem Volke näher zu sein, zog dieser in das Dorf Perk zwischen Antwerpen und Mecheln. Dort studirte er fleißig die geselligen Zustände der Landleute auf Märkten und Gelagen aller Art. Sein Landhaus war der gesellige Mittelpunkt für Gelehrte, Edelleute und Künstler. Johann von Oesterreich war sein Freund. Er starb 1690 als Director der Akademie in Brüssel.

Er ist der größte Maler im Silberton und in der kalten Farbe. In seinen Bildern herrscht das weiße, helle Tageslicht. Er arbeitet mit so leichter Hand, daß seine

Gemälde den Eindruck machen, als wären sie nur leicht hingeschrieben in einer klaren, reinen Bilderhandschrift. Viele seiner Bilder sind in einem Tage gemalt. Bei dieser Leichtigkeit ist er vielseitiger und gediegener, als seine Vorgänger und seine Mitstrebenden. Schon die Bilder, welche Dresden von ihm besitzt, vergönnen uns, in jede Falte der damaligen Volkszustände einen Blick zu werfen. Er giebt seinen Bildern gern eine Tiefe durch abgetheilte Räumlichkeiten, wodurch zwei besondere Scenen sich aufthun, die eine im Vordergrunde, die andere im Hintergrunde.

Petrus im Gefängnisse.

Das Bild ist eine Allegorie auf die Verfolgung der Protestanten unter Alba in den Niederlanden. Wir sehen im Hintergrunde in das vergitterte Gefängniß, in welchem zu dem gefangenen Petrus der rettende Engel getreten ist. Man muß sich hier, wie bei jedem gemalten Gleichnisse, das „Wie“ hinzudenken. Im Vordergrunde erblicken wir die wachthabenden Kriegsknechte, welche sich von Gefechten erzählen. Der Eine, auf der schmalen Seite des Tisches, hat mit Kreide darauf zur Verdeutlichung der Erzählung Linien gezogen, während er die linke Hand fest aufstemmt und sich herunterbeugt. Der Gefängnißwärter, welcher sich eine Pfeife angezündet, und andere Soldaten, von welchen zwei am Tische sitzen und der Dritte steht, hören aufmerksam zu. Zwei andere haben dieser Gruppe den Rücken zugewendet, indem sie sich am Kaminfeuer wärmen.

Antonius' Versuchung.

Es ist ein Traum, wie er nur im Gemüthe der damaligen Zeit sich bilden konnte, wüst und scheußlich. In

einer Höhle, in welche von zwei Seiten Tageslicht hineinfällt, sitzt der heilige Antonius vor einem Felsblocke. Vor ihm steht das Kruzifix, das Gebetbuch liegt dabei, eine verfängliche Mixtur in einer Flasche, vielleicht von der Art, wie sie Hoffmann in seinem „Elixir des Teufels“ beschreibt. Hat der Heilige davon getrunken? Ein altes, hasenähnliches Weibchen, die symbolische Wollust, steht hinter ihm und deutet auf ein schönes Weib mit Habichtsfüßen, welche unter dem Gewande hervor ihre Abkunft verrathen. Sie nähert sich mit einem Zaubertrank in der Hand. Man muß dabei an die Erzählung des Theurgen Nagar aus Indien denken, welcher aussagt:

„Zuweilen steht alsdann mein Schutzgeist in der Gestalt einer unvergleichlich herrlichen Jungfrau vor mir und überreicht mir einen mit dem Trank der Götter angefüllten Becher, welchen mein geistiger Mensch ausleert.“ Und dann: „Bald führt er mich durch die Luft auf den heiligen Berg der Versammlung und zeigt mir die Gesetze und Bewegungen des Himmels, die Natur aller erschaffenen Wesen und die Wirkungskräfte jedes Dämons.“

Hier ist dieselbe Vision, nur verteufelt und gespenstig in verzerrten Traumbildern, welche zwischen Tod und Sünde aus dem Moder herausgeilen. Welche entsetzliche Fratzen brodeln hier aus dem uralten Chaos an das Licht der Oberwelt!

Hier krabbelt unter einer blauen Decke ein Thierwesen heran mit augenbelebtem Pferdeschädel und Wolfstatzen, auf welchem ein Inkubus mit Hundeschädel und Gänsefuß in einer kleinen, rosafarbenen Kaputze reitet und den Dudelsack bläst; auf seinem Schädel sitzt verkehrt ein Hühnchen, welches Kopf und Füße aus seinem Ei gesteckt hat und

sich unbequem macht. Eine Heerschaar von offenen Frosch- und Krötenmäulern, welche ein höllisches Concert macht, drängt auf den heiligen Antonius ein. Zwischen ihm und der Versucherin declamirt ein Frosch von der Emancipation des Fleisches. Ihm gegenüber sitzt ein Rabe oder Essenkehrer in seiner schwarzen Amtstracht, einen großen Besen in den Händen. Ein betrunkener Musikant, ein unsauberer Galgenvogel, auf dem Kopf eine blaue Mütze und Feder, und mit Vogelfüßen, singt unzüchtige Lieder. Seine Frau mit dem Kuhkopf hat ein Exemplar von dem saubern Liedchen „gedruckt in diesem Jahr" in der Hand. Eine schaurige Ungestalt, ein Froschmaul mit Rattenzähnen, hilft bei dieser Musik. Ueber dieser Tollheit oben flattern Vampyre in den barockesten Gestalten. Darunter reitet auf dem Paradiesvogel der Poesie ein gespenstisches Kammergeschirr mit Vogelbeinen und Iltisschädel, einen Trichter mit einem Lichte darauf. Eine ritterliche Recensentenkröte, welche auf einem Häring reitet, sticht mit ihrer Lanze den Gegner durch die Kehle.

Hinten in der zweiten Abtheilung der Höhle sitzt der geprüfte Heilige im Gebete, ein Rabe bringt Brod.

Ein Schwein, welches mit dem Rüssel aus dem Rahmen hervorgrunzt, beschließt als Epilog das Ganze.

Ich erinnere mit zwei Worten an die Einleitung zu dieser Kunstrichtung, wo von der Empörung der verteufelten Naturseele gegen das Princip, welches sie verteufelt hat, die Rede ist.

Diese gemeine Natur hat sich jedoch in Sonntagsputz geworfen auf der

Dorfkirchweih.

Die Scene spielt bei einem Wirthshause vor dem Dorfe. Vermuthlich heißt sein Schild: „Zum letzten Heller!“ Eine hohe, bis an das Dach reichende Bretterwand, welche quer über eine Seite des Bildes geht, trennt dieses Haus von zwei anderen, dahinter stehenden Häusern. Eine andere Bretterwand geht auf der breiten-Seite vor, bildet einen zweiten Hofraum und läßt einen Blick in das naheliegende Dorf thun.

Im ersten Hofraume ist lustiger Tanz. Auf einer Tonne unter einem Baume steht der damalige Strauß oder Lanner, den Oberleib vorgeneigt, als müsse er in die Tanzmelodie zerfließen. Es ist, als sähe man die hohen Töne unter seinem Fidelbogen vorprickeln. Unten neben der Tonne steht das sonst ehrwürdige Greisenalter an einen Baum angelehnt. Der alte Musikant spitzt das linke Ohr auf die leichtsinnigen Geigenpassagen der Jugend und paßt auf das Tempo, wo sein ernsthaft näselnder Dudelsack mit moralischen Mahnungen eingreifen kann. Dem Musikanten zunächst sitzt auf der Erde ein Pärchen, von Musik, Bier und Liebe trunken; dahinter jauchzt der Mephistopheles des Dorfes grözelnd empor, die Arme juchheiend in die Luft werfend. Zwei Paare sind zum Doppeltritt-Tanze angetreten. Wie sind die Vortänzer im Tacte! Alles ist an ihnen Schwung in Bauerngrazie! Man kann dem Paare stundenlang zusehen. Des Burschen Linke hält die Rechte der Tänzerin, er hebt den rechten, sie den linken Fuß im Sprunge empor, während sie auf den Zehen des rechten Fußes, er auf dem linken Fuße emporhüpft. Das zweite Paar dahinter müht sich ab, ohne recht in das Geschick zu kommen. Die dahinter stehenden zwei alten Bauern, deren

Kritik jetzt das Liebespärchen unten bei den Musikanten in Anspruch nimmt, werden noch Zeit genug finden, ihre ästhetischen Bemerkungen über die Kunst des Tanzes zu machen.

In der Mitte der Scene sitzt der bärtige Nestor des Dorfes in Hemdärmeln auf seinem Stuhle mit Pfeife und Trinkkrug. Er scheidet den Tanzplan von dem inneren Hofe, wo Männer und Frauen bei dem Trinkgelage sitzen.

Auf dem Wege nach dem Dorfe wandern Andere mit unsichtbaren Haarzöpfen.

Wenn ich so verwegen war, auf diesem Kirchweihfeste den Teufel mit der Hahnenfeder zu erkennen, so sei es mir vergönnt, Doctor Faust in dem kleinen Bilde:

Der Schwarzkünstler

zu errathen.

Er sitzt hier in seinem hallenartigen Studierzimmer, wie es uns Goethe schildert, vor dem großen Fenster am kleinen Pulte. Vom großen, offenen Bogen, durch welchen wir hineinblicken, hängt eine gläserne Kugel herab, in welche vermuthlich ein Spiritus familiaris gebannt ist. Famulus Wagner überreicht dem Schwarzkünstler eine Papierrolle, vielleicht sein eigenes Doctordiplom. Ein altes Weib kommt herein; warum soll es nicht Martha, die Nachbarin Gretchens, sein, die Mittelsperson zwischen ihm und seiner Liebe? — Wer daran zweifeln will, dem sei es gegönnt! Ein keifender Hund ist mit ihr in das Zimmer gesprungen, warum soll es nicht Mephistopheles in Hundegestalt sein? Oder steckt er im Affen, welcher im Vordergrunde mit einem Balle spielt? Ich beantworte alle diese Fragen in einem anderen Bilde:

Der Hexenritt.

In der vorderen Hälfte der Stube, in welche wir hier sehen, ist auf den Dielen ein Zauberkreis gezogen, gebildet von einer Lampe, einem eingespießten Messer, Todtenkopf, Krystallgefäß mit Kräutern, Sanduhr und anderen wunderlichen Gegenständen. Die Hexe, vermuthlich Nachbarin Martha, sitzt auf dem Stuhle vor dem Tische, ihr gegenüber ein Vampyr mit Fledermausflügeln.

Eine zweite Scene spielt in der hinteren Zimmerabtheilung vor dem Kamin und der Esse. Am Simse ist eine blutige Bärentatze angenagelt. Unten, zwischen Unholden aller Art, von welchen einer die Flöte bläst, kauert eine zweite Hexe, in der linken Hand ein Buch. Vor ihr steht ein nacktes Mädchen, zum Ritt den Besen zwischen den Beinen haltend; die Hexe giebt ihr eben mit der rechten Hand die Hülfe. „Glückliche Reise, schöne Dame!" Ein Schwein reitet auf einem Stock voraus in die Esse hinein. Fledermäuse und Phantome flattern im Zimmer umher.

Mit dieser Auswahl aus den Gemälden Teniers des Jüngeren wollen wir uns begnügen; die übrigen erklären sich von selbst. Es sind bunte Lettern aus dem großen Buche der Geheimgeschichte seiner Zeit.

Wie sich in dem Moder dieser Zustände die uralte Volkspoesie mit ihren melancholischen Märchen und Balladen wieder belebte, davon muß die Literaturgeschichte berichten. In der Malerei wird diese Richtung vertreten von dem großen Meister des Helldunkels,

Paul Rembrandt van Ryn.

Er wurde im Jahre 1606 in einer Mühle, wo sein Vater Müller war, am Niederrhein zwischen den Dörfern Koukerk und Leyerdorf geboren. Er sollte in Leyden lateinisch lernen, aber seine Liebe zur Malerei zog ihn frühzeitig davon ab und in die Lehre zu verschiedenen Malern. Bald entwickelte sich sein eigenthümliches Genie, welchem es am Besten in der Mühle seines Vaters behagte, wo er Jahre lang arbeitete ohne Vorbilder der Kunst, ohne Kenntniß der Antike, der Mythologie, der Geschichte, ohne allen Apparat, außer einigen Rüstungen, Turbanen und der Kleidung eines polnischen Juden. Seine Frau, seine Magd und die Mühlengäste waren seine Modelle. Er liebte die Freiheit und den Umgang mit gemeinen Leuten; mit Bürgermeister Six von Amsterdam machte er die einzige Ausnahme, auf dessen Landhaus er häufig wohnte und in der Radirkunst arbeitete, in welcher er gleich ausgezeichnet war.

Seine Gemälde können auf die vornehm Gebildeten, welche elegante Linien suchen, ebensowenig Eindruck machen, wie ein Volkslied, dessen unendliche Gemüthsfülle in den verschiedensten Formen erscheint. Gewöhnlich ist Rembrandt auch nur der Liebling alter, feiner Kunstkenner, welche am inneren Feuer alten Rheinwein von Essig zu unterscheiden wissen.

In wiesengrünen, bachdurchrauschten Thälern am Fuße der Berge, von welchen Burgruinen träumerisch herunter schauen, im Schatten der Erlen am Mühlenbache wuchern noch heute gern die helldunklen Märchen unserer Kindheit.

In einem solchen Thale war Rembrandt geboren. Die Galerie besitzt ein Abbild dieser Gegend von ihm:

Die Mühle Rembrandt's.

Ein Wiesengrund wird begrenzt auf der einen Seite von einem in breiten Terrassen sich abdachenden, mit einzelnen Häuschen besetzten Bergrücken. Oben hinter einem Dörfchen, welches sich bis an die Stirn des Berges vorzieht, liegen die Ruinen einer alten Burg. Eine Gewitterwolke qualmt und quirlt glühend weiß dort vorüber. Im Hintergrunde zieht sich, wie eine Schlange, der Rhein dahin. Im Vordergrunde stürzt sich ein Bächlein herunter, hinter der Mühle in den Schutzteich und von da in die Radstube über die Räder. Ob das kleine Fenster mit dem zurückgeschlagenen Laden, welches uns die Mühle zukehrt, zu des Malers Arbeitsstube gehört? Wir wollen es glauben und das junge Genie auf einem Spaziergange begleiten.

Wir gehen mit dem Müllerknaben das Thal hinauf an den Hütten vorbei, deren Dachfenster aus Baumwipfeln hervorblicken, dort hinüber, wo ein Mühlengast im Einspänner gefahren kommt; unser Weg führt weiter zu dem kleinen Schloßgebäude, wo ein alter, zurückgekommener Edelmann lebt; unfern davon liegt ein Wirthshaus mit dem rothen, gastlichen Ziegeldache; wir verfolgen den Weg weiter zu dem kleinen, achteckigen Thurm, von welchem so viele schauerliche Geschichten erzählt werden, und wenden uns durch das Gebüsch den Weg hinauf in das Dorf und darüber hinaus zur Burgruine, von welcher erst recht seltsame Märchen unten im Thale umgehen.

Unser Müllerknabe hat dorthin einen phantastischen Zug. Wir steigen mit ihm über die zerfallene Mauer hinein in

die inneren Räume; hier biegen wir Brombeer- und Epheuranken von einem kellerartigen Eingange zurück und steigen in das alte Burgverließ. In die dunkele Nacht desselben fällt oben durch eine Mauerlücke herein das gebrochene, helle Tageslicht und erhellt immer nur eine Stelle, während alle übrigen Gegenstände umher in Dämmerung und Nacht zurücktreten.

Welches wunderbare Wechselspiel der Beleuchtung, je nachdem einer der Begleitenden in den Lichtschein tritt oder davon nur hier oder dort, auf der Stirne oder dem Kniee, oder auf der Schulter, oder auf den Händen gestreift wird, während seine übrige Gestalt in die Dämmerung zurückweicht und die neben ihm Stehenden fast ganz in dem Dunkel verschwinden.

Bei diesem Zauber der Beleuchtung kommt Nichts auf die Umrisse der Gestalt an, ein neues Element der Malerei ist entdeckt — die Poesie des Helldunkels.

Das märchenspinnende Gemüth des Jünglings fühlt sich äußerlich in dieser Oertlichkeit selbst ausgedrückt, es tritt mit ihr in die Wechselwirkung und gelangt dadurch zur Darstellung seiner selbst.

Dieß ist der durchgreifende, neue Eindruck, welchen seine Gemälde machen.

Rembrandt ist das in Helldunkel und Dämmerlicht träumende und traumformende, märchenselige Gemüth des deutschen Volkes; und wie der deutsche Gedanke der Reformation in den Niederlanden sein thatsächliches Leben in den Kämpfen mit den Spaniern, so hat in diesem Maler das deutsche Gemüth seinen Ausdruck in der Malerei gefunden.

In ihm ist der vollkommene Frieden des natürlichen Daseins zum Abschluß gekommen. Seine Kunst drückte

keinen Zwiespalt des Lebens aus, das Gemüth hat sich in ihr selbst zum Gegenstande der Darstellung gemacht, harmonisch in der Musik der Farben zwischen Licht und Schatten sich austönend. Wie Rubens gewaltig ist durch die Auffassung und Darstellung der leidenschaftlichen Contraste im äußeren Leben, so ist Rembrandt groß in der musikalischen Harmonie der Farbe.

Sein Gemüth reflectirt nicht die Gestalten einer Weltbewegung, er ist sich selbst genug im seligen Frieden der Einsamkeit. Aus seiner traumspinnenden Phantasie taucht die in sich selbst lebendige Märchenwelt empor aus der Finsterniß allmälig in die Dämmerung bis zum grünlichen Zwielichte und, wie auf einer Leiter, hinauf zur goldenen Tageshelle, um da in wunderbar herausgerundeten, farbenglühenden Gestalten zu erscheinen.

Die äußere Welt hat dem inwendigen Poeten bloß den Anstoß gegeben, ihn zu seiner Selbstdarstellung herauszulocken, nicht um selbst von ihm dargestellt zu werden; daher machen seine Bilder den Eindruck eines immerwährenden Werdens und Sich-Gestaltens. Wie sich das deutsche Gemüth in den Volksballaden, in gleicher Weise hat es sich in seinen Gemälden ausgesprochen. Wie es sich von einem Drange durch ein scheinbar zufällig Aeußerliches befreit, in welchem es mit einem Ausrufe, einer Frage, die nicht einmal eine Antwort verlangt, hervorbricht, so tritt auch bei Rembrandt gewöhnlich das scheinbar Untergeordnete in das helle Licht, während dahinter im Schatten die darin noch deutlich sichtbare und doch verborgene Hauptgestalt geheimnißvoll zurück und doch tief in unser Gemüth gedrückt wird.

Dieser Märchen- und Volksliedergeist in Rembrandt tritt uns gleich unverkennbar vor die Seele in seinem schönen Bilde:

Die Rohrdommel.

Wir sehen eine Rohrdommel, welche an den kreuzweis gebundenen Beinen von einer behandschuhten Hand in die Höhe gehalten wird; das Köpfchen des Huhns hängt herunter und das Flügelpaar fällt auseinander. Ein heller Lichtstreif fällt auf den prächtig gemalten Federleib des Huhns und streift dabei die rechte Wange und das Auge seines Mörders, des Junkers mit dem rothsammetnen Barrette und der Schwungfeder auf dem Haupte, von welchem dunkelblonde, lange Locken herunter auf die Schulter fallen. Er ist ein schöner Junker, sein rother Mund zum Küssen.

Versuchen wir die Erklärung im Balladentone zu geben:

Die Rohrdommel.

„Rohrdommel, Mädchen, sonst bist du,
Und heut so still in trüber Ruh'?"

„„Und fiel heut früh am Strand ein Schuß,
Die Dommel schweigt beim Morgengruß.

Ich lief vorbei am Jägerhaus —
Da hielt 'ne Hand die Dommel 'raus.

Der Schuß traf sie in's Herz hinein; —
Es fiel auf sie ein heller Schein,

Nicht auf die Hand, die harte Hand,
Ihr Mörder tief im Schatten stand.

Eine böse That kommt an das Licht,
Der Schein streift ihm das Angesicht. —

Barrett und Rock von rothem Sammt,
Und sein Gesicht noch schöner flammt.

Es wär' um meine Ruh' gescheh'n,
Hätt' ich ihn länger angeseh'n.

Der junge Schütze mit seinem Wild —
So steht vor mir das schöne Bild.""

Rembrandt und seine Frau an der Tafel.

Er schaukelt sie auf seinem Knie; seine linke Hand hält ihre Taille umschlungen. Er ist festlich angethan im braun-rothen Tuchwamms, den Cavalierdegen umgehängt, das schwarze Barrett mit der Straußenfeder auf dem Kopfe. Sie trägt ein grünseidenes Röckchen und eine seltene Kette von Amethysten um den Hals, welche sie heute zu ihrem 21. Geburtstage von ihm zum Geschenke bekommen hat. Eine Pfauenpastete ist aufgetragen und so vorgerichtet, daß es aussieht, als säße der Pfau auf dem Tische, er wirft den bunten Spiegelschweif so in die Höhe, daß er dem Gesichte Rembrandt's zur Folie dient.

Wir stellen uns vor, daß gratulirende Nachbarn sich an der Thür melden. In diesem Augenblicke werden sie erscheinen. Er hebt mit dem Knie die stolzfreundlich sich umschauende Königin seines Herzens und Hauses im unauslöschlichen Freudengelächter und das große Flötenglas mit dem prüselnden Champagner empor: „Vivat hoch, mein kleiner Pfau!“

Rembrandt's Tochter.

Welch' ein rosigblühendes Mädchen! Das süße Gesicht rundet sich aus dem tiefdunklen Hintergrunde im glühendsten Goldtone heraus, uns zugekehrt, liebenswürdig, kindlich, ein wenig rechtshin gesenkt. Sie trägt ein rothes Gewand, von doppeltem, goldenem Gürtel umschlungen, um den Hals eine Kette von kleinen Korallen mit einer Schnur großer Perlen, woran ein Saphir funkelt, und Perlen im Ohrgehänge. Blonde Haarkräusel fallen auf die Stirne herab, eine große, reiche Locke stiehlt sich über die rechte Schulter hinunter.

Die Aermel, welche sich in kleinen Bauschen endigen, lassen die vordere Armhälfte unbedeckt. Mit der einen Hand, deren Gelenke goldene Spangen zieren, hält sie das aufgeheftelte Kleid vor dem züchtig mit dem Schleier verhüllten, ungestümen Busen zusammen, mit der anderen Hand reicht sie uns eine rothe Nelke dar. Auf dem Kopfe trägt sie ein einfaches, schwarzsammetnes Mützenhäubchen mit goldverziertem Saume, wo es an der Stirn anliegt. So drückt sich in diesem Nelkenmädchen rein, frisch und schön die glühende Natursinnlichkeit aus. Zutraulich blicken uns die graudunklen, freundlichen Augen an, und das sonnengeliebte Gesicht mit den glühenden Lippen scheint zu fragen: „Bin ich nicht frischer, als diese Nelke?"

Du schönes Mädchen aus Niederland,
Du gleichst der Blume in deiner Hand.

Die Geistererscheinung.

In einem dämmerigen, kellerartigen Gemache wird ein Thiereingeweide auf einer Steinplatte verbrannt. Uns quervor knieet Saul, weiter zurück und vor dem Opferfeuer die Hexe. Sie ist in blutfarbiges Zeug gehüllt. Sie hat die Hände gefaltet und spricht mit gesenktem Haupte ihren Zauberspruch. Samuel's Geist ist emporgestiegen und schwebt an der Wand hin. Um das lange Haar trägt er die Priesterbinde. Das bärtige Gesicht ist lichtscheu, grauenvoll abgekehrt. Saul hat sich vor der Erscheinung herumgewendet. Er drückt entsetzt die Augen zu, denn das Gespenst kündigt ihm das Verderben an:

„Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein!"

(1. Buch Samuelis c. 26, v. 19).

Die Hochzeit.

Das Motiv zu diesem Bilde hat der Meister aus dem 14. Capitel des Buches der Richter genommen, wo von Simson und dem Löwen, den er erschlagen, und von seiner Hochzeit die Rede ist, wobei er das bekannte Räthsel aufgiebt: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken! Was ist das?"

Die Scene geht in einer Oertlichkeit vor, wie ungefähr in Auerbach's Keller in Leipzig. Oben von der Straße, durch ein kleines Fenster herein, fällt in einem Streifen das Tageslicht. Es geht längs über die Tafel hin, läßt die Gefäße schimmern und concentrirt sich auf der Gestalt der schönen Philisterin. Am obersten Tafelende auf der breiten, weichgepolsterten Bank ist Simson gelagert in seiner herkulischen Gestalt mit den langen, bezeichnenden Haaren. Auf seinen Ruf, daß er ein Räthsel aufgeben wolle, haben sich verschiedene Gäste und Musikanten um ihn versammelt. Er hat sich zu seinen nächsten Zuhörern gewendet und zählt die Punkte, auf welche es ankommt, ihnen an den Fingern her. Vor ihm auf die Banklehne hat sich ein Philister mit dem Arme gestemmt, das Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger haltend. Er wird das Räthsel gewiß — nicht errathen. Auch nicht die rothe, vorgestreckte Nase des Harfenspielers, auch nicht der Dickkopf unter der Federmütze; vielleicht der kluge Horcher im Federhute oder dahinter der Klarinettenbläser? — Doch was spreche ich von Simson und den Philistern? — sehen wir doch hier nur eine niederländische Bauernhochzeit, märchenhaft zur Erscheinung gebracht.

Simson ist ja der reiche Brauer aus der Nähe, seine Braut die hübsche Müllerstochter. Sie hat ein allerliebstes Kuchengesicht mit süßen Rosinenaugen. Es geht hier flott

her. Einige Gäste haben sich maskirt. Es ist bunte Reihe gemacht, Pärchen sitzt an Pärchen beim Mahle. Jedes hält zusammen, nur das Brautpaar hat sich von einander gewendet. Wie steif muß sich nach Landesgebrauch die Braut halten! Es ist ihr Ehrentag, wo sie zum ersten Male frisirt ist und zum letzten Male die Krone trägt; sie ist wohlbeleibt. — Der Bräutigam muß sich einen Scherz anderswo suchen. Sie darf auch nicht essen nnd trinken, dazu ist sie zu jüngferlich; vielleicht hat sie sich vorher heimlich zu dieser Ehrenstrapaze gestärkt. Sie hält die Hände feierlich über den Magen gefaltet. Die Gäste amüsiren sich nach Herzenslust; der Schulze vom nächsten Dorfe nöthigt die Brautjungfer zum Trinken; wie schamig lächelnd sie sich unter seinem übergelegten linken Arme hat, während er mit der rechten die Schale ihr vorhält! Sein Nachbar, ein Teufelskerl, der Windmüller, hat sich als Großtürke maskirt, er macht einen schlechten Witz über die Form des Puddings vor ihm. Er und sein Nachbar wollen sich darüber krank lachen. Wir mögen Nichts davon hören; thut doch auch die alte Großmutter ihm gegenüber, als ob sie schliefe. Uns zunächst sitzt der junge Dorfedelmann. Er hat die schöne Schwester der Braut an Herz und Mund gedrückt, um ihr zu beweisen, wie sehr auch er die Freiheit liebt. —

Der Dichter und sein Werk.

Wir sehen hier das Brustbild eines Mannes in schwarzem Barrett und dunkelfarbigem, weitem, verbrämtem Gewande. Er hält in der Linken ein breites Buch, die rechte Hand mit der Schreibfeder darauf. Ein Sonnenlichtstreifen fällt auf diese Hand und das Buch; die übrige Ge-

stalt tritt in Dämmerung und Schatten zurück. Je länger wir dem Manne in das Gesicht blicken, desto lebendiger gestaltet es sich heraus. Es ist weich, träumerisch und die Seele, welche sich darin abspiegelt, phantastisch und empfindungsreich. Wie das Bild beleuchtet ist, drückt sich darin der melancholische Gedanke aus:

Hell leuchten das Buch und die Hand, die es schrieb, —
Dahinter der Dichter im Schatten blieb.

So hat sich in Rembrandt eine ganz neue Seite der Kunst herausgestellt. Es ist das wundereigenste Genie, welches ganz auf sich selbst ruht und aus sich selbst schafft. Jeder andere Meister ist mit einem Andern aus seiner oder einer andern Schule zu vergleichen, nur nicht Rembrandt. Es beginnt mit ihm ein ganz neuer Wendepunkt der Malerei, in welchem die Conflicte des religiösen und historischen Lebens sich ausgleichen in dem Gemüthe. In der neueren Zeit hat der Maler Lessing in Düsseldorf, wenn auch mit anderen Mitteln, denselben poetischen Ausdruck wiedergefunden. Es ist möglich, daß in dieser Richtung die deutsche Kunst einst ihr höchstes Ziel erreicht.

Die Schüler Rembrandt's, so bedeutend sie auch sind, haben den lyrischen Ausdruck des Gemüthes, in welchem ihr Meister so mächtig ist, mit der nur ihm eigenen Energie nicht wiedergewinnen können. Sie leistet jedoch das Höchste in einer Darstellung, welche man

die idyllische und novellistische Malerei

nennen kann. Diese Wendung mußte freilich die Kunst mit dem historischen Leben selbst nehmen. Der innere Sta-

chel der religiösen und politischen Gegensätze in dem Gemüthe der damaligen Zeit begann sich desto mehr abzustumpfen, jemehr er in das äußerliche Leben herausgedrängt und abgenutzt worden war. Obschon Europa noch unter den Füßen der Kämpfenden zitterte, so begann sich doch der Keim des Friedens allmälig zu entwickeln. Holland zumal hatte sich bereits die Herrschaft auf dem Meer und mit der, wenn auch noch kämpfenden, Freiheit den Weltmarkt mit allen Quellen des Reichthums gesichert. Das Schauspiel auf dem Welttheater verläuft sich in die Novellistik, welche dem bürgerlichen Rührspiele vorausgeht.

Philipp Wouvermann.

Er ward zu Harlem 1620 geboren und ist 1668 gestorben. Er ist vorzugsweise der romantischen Seite seiner vielbewegten Zeit zu Ende des dreißigjährigen Krieges zugeneigt. Jedes seiner Bilder ist eine Novelle. Es gehört keine große Thätigkeit der Phantasie dazu, um an jedes eine Geschichte zu knüpfen. Sein Vortrag ist immer elegant und reizend, die Oertlichkeit, in welcher seine Scene spielt, ist stets interessant und höchst malerisch. Kein anderer Künstler hat so, wie er, das Sichgehaben der Cavaliere seiner Zeit auf Reisefahrten, Jagden, in Schlachten, vor Wirthshäusern, in Marställen und vor Schmieden zu schildern gewußt. Man kann aus seinen Bildern die ganze damalige Welt des Junkerlebens kennen lernen. Wir gerathen bei dem Beschauen derselben in eine Stimmung, wie bei der Lectüre von Gil Blas, der Insel Felsenburg oder

des Simplicissimus. Er ist unterhaltend, wie kein anderer Maler. Seine Pferde sind meisterhaft gezeichnet und kommen in allen möglichen Stellungen und Wendungen vor. Da er zum Mittelpunkte seiner Bilder gern einen Schimmel nimmt, so kann man füglich eine willkürliche Geschichte dazu erfinden, welche den Betrachter, wie an einem Ariadnefaden, durch seine Bildergalerie führt.

Hier reitet Junker Hans in rothem Mantel auf dem Schimmel am Nordseestrande in die Welt hinein, dort fragt er eine Wäscherin um den rechten Weg, bald kommt er zu einer Wiedertäuferpredigt im Freien, auf einem anderen Bilde nimmt er zärtlichen Abschied von der Wirthstochter, denn er hat sich von den Kaiserlichen anwerben lassen, jetzt steht er in

Wallenstein's Lager.

Da ist ein lustiges Marketenderzelt mit wehenden Fahnen, hoch vorn auf der Zeltstange das grüne Reis, darunter ein Kranz aufgehängt. Vor dem Zelte hat die flinke Markedenterin dem Carabinier zu Pferde ein Gläsel Melnecker eingeschenkt. Im Vordergrunde sitzen und knieen Landsknechte und spielen. Aber wo ist Junker Hans? Lachend steht er neben seinen beiden Pferden, dem Schimmel und dem Braunen, welche aus einer Krippe fressen, den rechten Arm aufgestemmt, in die tolle Lagerwirthschaft hineinschauend. Ein Kamerad zeigt ihm den leeren Krug, der Trompeter auf dem Pferde blickt herab zu ihm. Vor dem zweiten, daranstoßenden Zelte tanzt ein Tiefenbacher mit der Gustel von Blasewitz. Und was ist der Humor von der Sache? Im Vordergrund reitet ein Kind sein Stecken-

pferd und sein Spielkamerad neben ihm läßt seine kleine Windmühle im Winde sich drehen.

Auf einem andern Bilde hält Hans mit einer Reiterabtheilung auf dem Marsche Rast. Dann finden wir ihn nach manchen Abenteuern wieder im

Gefecht bei den Windmühlen.

Hans ist zu den Schweden übergegangen. Wir sehen ihn mit der blauen Binde als Hauptmann wieder auf einem prächtigen, vor dem Gewehrfeuer emporspringenden Schecken. Der Rappe des feindlichen Führers ist gestürzt, dieser aber selbst, mit dem linken Beine auf festen Boden tretend, das rechte Knie auf dem gefallenen Pferde, hält unserem Hans die Pistole entgegen, welcher zum Todesstreiche ausholt. Auf dem Hügel steht eine Windmühle im Brande und segnet mit feurigen Armen das Mordgewühl um sich her ein. — —

Nach verschiedenen Wechselfällen des Krieges wird Hans in die Rheingegenden verschlagen. Dort lernt er vor einer Schmiede, wo er sein Pferd beschlagen läßt, eine schöne, reiche Gräfin aus Holland kennen. Eine Zigeunerin hat ihm ja Liebesglück auf dieser Fahrt aus der Hand geweissagt. Ihr Spruch trifft zu. Er bietet sich der Gräfin als Reisecavalier an und findet Aufnahme. Sie haben Reiseabenteuer aller Art zu bestehen.

Sein Pferd hat die Gewohnheit, vor jedem Wirthshause stehen zu bleiben, sein Reiter aber die, sich einen Krug herauslangen zu lassen. Wie viel Gelegenheit hat der lustige Maler, dieses Anhalten zu schildern! Man lernt auf dieser Fahrt die meisten romantischen Wirthshäuser jener Gegend kennen. Endlich sind sie auf der

Herrschaft der Gräfin angelangt. Nun geht das lustige Jagdleben an. Sie liebt die Reiherbeizen. Wie lustig ist das Falkenspiel bei Pauken- und Hörnerschall! Seine geliebte Adelgunde wird ihn nur interessant finden, daß er nebenbei ein Pistolenduell zu Pferde mit einem Nebenbuhler besteht.

Mit allen ritterlichen Diensten gewinnt er die Hand der Gräfin; denn in einer Scene vor dem Schlosse reitet die gräfliche Hauptmännin mit einem Kinde auf dem treuen Schimmel. Eine vierspännige Kutsche fährt voraus. — So phantastisch und lustig geht Alles in diesen Novellenscenen durcheinander. Ein kleines, weniger bedeutendes Bild mag die Schau beschließen.

Die Pensionirten.

Der westphälische Frieden ist geschlossen. Schimmel und Brauner werden vom Stallknechte an den Zäumen herumgeführt. Der alte Landsknecht erzählt den Leuten von seinen Heldenthaten. Weiter zurück oben auf dem Feldraine hält ein Landmann mit Ackern inne, auf den Rücken des frommen Stiers den Arm aufstützend.

„Denn der Krieger zäumt ab, der Bauer spannt an!“ — —

Wouvermann hat nur einen Fehler; er ist zu reich! — — Seinen Landsleuten, den Holländern, war er zu romantisch und zu edelmännisch in seinen Bildern; er mußte für Kunsthändler arbeiten, welche seine Werke in das Ausland verkauften. Der Geschmack war bereits auf das Zierliche im bequemen, gemüthlichen Kleinbürgerlichen gerichtet. Auch war er zu schüchtern und blöde, um durch seine Person seine Leistungen geltend zu machen, ihm fehlte die Charlatanerie, welche er

von berufenen Aerzten hätte lernen können. Er starb in Noth und Sorge vor der Zeit.

Franz von Mieris,

Sohn eines wohlhabenden Goldschmiedes in Delft, geboren 1635, gestorben 1681. Er kam bei seiner Neigung zum Zeichnen zuerst zu dem Glasmaler Abraham Toornevliet, einem guten Zeichner, später zu Gerhard Douw in die Lehre, welchen er bald in correcter Zeichnung, elegantem Vortrag und brillanter Farbe übertraf. Seine Gemälde sind seltene Stücke in jeder Galerie.

Wer die Reize des holländischen „Ons begnoegen“ verstehen lernen will, der hefte den Blick recht lange in ein Bild von Mieris, bis ihn daraus das heimlich „begnoegte“ Angesicht des holländischen Genius anblinzelt. Wie zierlich und gescheuert, blank geputzt und abgestäubt ist Alles in den Gemächern, in welche hinein uns ein Blick vergönnt ist, selbst bis auf das „Quispeldorrtje“ und die Gipspfeife! In eine solche gemüthliche Heimlichkeit wollen wir hinein blicken. Hier sitzt

der Trompeter nach der Parade.

Das saubere Zimmer ist erhellt von dem vorderen Fenster, vor den zwei andern sind die Gardinen herabgelassen. Man sieht auf dem Tische vor dem Fenster den Bierkrug, das Stundenglas, die irdene Pfeife, Taback, das berühmte Quispeldorrtje und französische Spielkarten. Der Inhaber des Zimmers, der Stabstrompeter, ist von der Parade zu-

rückgekommen. Ueber den zweiten Stuhl hat er seinen violetten, mit goldenen Franzen besetzten Mantel gehängt und den Staatsdegen darangelehnt; in die andere Ecke gegenüber seine Trompete und den mit goldenen Knöpfen besetzten Küraß gestellt, sich aber selbst in seiner Hausmütze auf den Stuhl dem Fenster gegenüber an die schmale Seite des Tisches gesetzt, von welchem er sorgsam den feinen, grünen Teppich zurückgestreift hat. Nun raucht er in gemüthlicher Ruhe seinen Taback und denkt mit stolzem Bewußtsein an die Figur, welche er bei der Parade gespielt hat. Er hat die rechte Hand, welche noch den Handschuh trägt, in die Seite und die Linke mit der geliebten Thonpfeife auf den Tisch gestemmt. So raucht er, so blickt er überselig heraus. — Wo in der Welt ist ein bedeutenderer Mann, als er? Er ist sich seines Werthes bewußt, aber dabei gut, wirklich gut, wenn er gehörig titulirt wird: „Herr Stabstrompeter!" Mit welcher unendlichen Sorgfalt ist aber auch Alles an und bei ihm zur Erscheinung gebracht! Selbst auf der Diele kann man die Holzadern in den Brettern zählen, man sieht die Fäden an dem Seidenzeuge, die Härchen am Sammt.

Vielleicht würde er gedemüthigt, wüßte er, daß der Maler fast noch größere Mühe auf den

Kesselflicker

verwendet hat. — Die Scene ist vor einer Erbschenke. Ueber der vorderen Wand und dem Hausthürbogen winkt der Arm des Schenkzeichens heraus. Bei der Hausthür hängen die obrigkeitlich-polizeilichen Verordnungen, auf welche besonders streng gehalten werden soll, z. B.

1) Kesselflicker und anderes Gesindel werden sofort arretirt und über die Grenze gebracht.

2) Knaben, welche bei dem Abfangen der Singvögel betroffen werden, haben Ruthenstrafe zu verbüßen.

Gleich darunter sitzt aber in süßer Gemüthsruhe der kleine Slavonier und Kesselflicker und sieht seinem Vater und Meister zu, welcher der vor ihm stehenden Scheuermagd sein Urtheil über ihren Kessel abgiebt. Er hält ihn gegen das Licht, so daß der Schein davon in sein Gesicht fällt, als wäre es vom Trinken alkoholischer Flüssigkeiten roth. Hinter der Magd haben zwei Jungen eine Grasmücke oder einen andern Singvogel in der Falle gefangen. Es ist zu verwundern, daß sich bei allen den ewig neuen Contraventionen die Polizei noch nicht todtgeärgert hat! —

Der Reichthum der kleinen Meisterwerke Mieris' ist so groß, daß man sich Tage lang mit ihnen unterhalten kann.

Bald bemühen wir uns, die Novellenscene zu errathen, welche zwischen dem liebeschmachtenden Fräulein vor dem Tische mit der Laute und dem alten, vermittelnden Weibe hinter ihr spielt, — bald möchten wir dem Mädchen in dem mit weißem Pelzwerke besetzten Kleide bei dem Papagei plaudern helfen, — bald wollen wir wieder dem alten Mütterchen in weißem Häubchen und rother Jacke am hölzernen Tische zusehen, wie sie in den Blumentopf sorgsam einen Nelkenstock pflanzt, bald wünschen wir ihrem alten Hausherrn, der sich bei der Tabackspfeife und der hölzernen Bierkanne „begnoegt“ hat, Gesellschaft zu leisten.

Mieris weiß mit seinen holländischen, sauberen Lebensbildern uns immer von Neuem zu fesseln. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück.

Die Landschaftsmalerei.

Die Natur erhielt erst, wie die Undine im Märchen, eine Seele im Kampfe mit dem Geiste des Christenthums. Sie kam dadurch dem menschlichen Gemüthe zuerst, im Gegenüberstehen zu demselben, zum Bewußtsein. Ihre Seele, wie sie sich in den Gebilden der Gebirge und Flächen, in Pflanzen und Bäumen aussprach, objectivirte sich dadurch von selbst in der Kunst desto siegreicher, je mehr die christliche Transscendenz darin unterging. So drängt sich schon in die Gemälde der Venetianer die Gegend mächtig herein. Zugleich mit der Abstumpfung der Konflicte des Gemüthes im pathologischen Leben gewann die Naturseele für die Aeußerung ihrer Träumereien den lyrisch-musicalischen Ausdruck in der Landschaftsmalerei.

Die Landschaftsmalerei und die Musik haben eine gleiche Quelle, — das Traumleben der Natur, wo das Historische untergegangen ist. In ihren letzten Wurzeln sind Beide die sinnlichsten Künste in der unschuldigsten Form.

Große Kunstästhetiker halten die Landschaftsmalerei für die Blume des christlichen Kunstgemüthes; sie wissen nicht, was sie wollen. Die Seele der romanisch-italienischen Natur jedoch hat Claude Gelée, genannt Lorrain, die hohe, nordische Natur Everdingen, die holländische Natur Jakob Ruisdael in der Kunst zur Darstellung gebracht.

Claude Gelée, genannt Lorrain,

welcher von 1600—1682 lebte.

Wer je in Italien einen Sonnenmorgen auf dem Wege durch das Thal von Fuligno nach Perugia, oder auf einem

Ausfluge von Tivoli aus zur blandusischen Quelle, die Thäler des Teverone hinauf, erlebt hat oder sich eines Augustabends an der Küste von Sicilien erinnern kann, der kennt Claude Gelée; denn in seinen Landschaften hat die Seele der italienischen Landschaften ihren bestimmtesten Ausdruck gefunden. Ihr Auge blickt uns daraus tief und klar mit sonnigem Blicke an. Wunderbare Harmonie bei der größten Bestimmtheit des Einzelnen herrscht in ihnen mit classischer Ruhe. Sie sind nur mit sich selbst, mit den schönsten, italienischen Gegenden zu vergleichen. Der Zauber ihrer Beleuchtung ist unwiderstehlich. Das Wasser, „dieses Auge der Landschaft," in ihnen ist tief, klar und bewegt. Es ist das feuchte Element selbst. Wir bewundern hier zwei seiner vorzüglichsten Gemälde:

Der Morgen.

Ein breitfließender Strom, welcher im Mittelgrunde sich durch ein grasiges Felsenlager Bahn gebrochen hat und in Wasserfällen zwischen den Blöcken, von welchen der größte mit Busch und Baum, die andern mit Gras überwachsen sind, herunterrauscht, schimmert im Scheine der goldenen Vormittagssonne. Am linken Ufer erblicken wir die Ruinen eines Tempels und dahinter die ersten Häuser eines italienischen Ortes; weiter zurück in der Ferne liegt eine Stadt und eine vorübergehende, altrömische Wasserleitung. Auf dem rechten Ufer zwischen reichen, schönen Baumgruppen sieht man Joseph und Maria mit dem Kinde auf der Flucht. Vorn eilt zu einer Quelle, welche aus einer Röhre herunterfließt, eine Viehheerde. Dort bläst ein Hirte seiner Hirtin auf der Flöte vor, während ein

zweites Mädchen, über die Quelle gebückt, aus dem Rohre Wasser in den Krug laufen läßt. Welcher Himmel, welche Erde! Man sieht, ja man wähnt das Wasser rauschen zu hören. Wie wasserfrisch, wie erquickend ist es an dem Flusse mit den silbergesäumten Wellen selbst noch bei der begonnenen Hitze des vorrückenden Tages! Eine unendliche, süße, schwelgende Heiterkeit ruht über dem lachenden Bilde! Es ist eine Virgil'sche Ecloge, vor welcher die christliche Mythe in der Ferne entflieht, indem sie dem alten Pan Raum macht.

Später Nachmittag.

Wir stehen an der Küste von Sicilien und blicken hinaus in das unendliche Meer, dessen Ferne noch geheimnißvoller wird durch eine dort emporragende Insel; rechts steigen Felsenwände empor, an welchen die Wellen sich spielend zu üben scheinen, dahintervor sieht eine Stadt und oben herein der Gipfel des Aetna. Im Westen sinkt die Sonne in das Meer, welches bei ihrem Scheideblicke zu dunkeln beginnt. Am Ufer unter einem Zelte scherzen Acis und Galathea mit einander, während Polyphem auf dem Felsen, umgeben von der Heerde, die Flöte bläst. Weich und warm wogt das Meer, es leuchten die Schlagschatten der Felsen. Duftig glühen der Himmel und das sich kräuselnde Meer.

Man kann bei dem Anblick eines solchen Bildes in ein süßes, musikalisches Dahinträumen gerathen, aus welchem scheu, leise und lächelnd die schaumgeborne Göttin mit den ewig jungen Reizen emportaucht, herz- und sinnbestrickend.

Das ist die Seele der romanischen Welt! — Wieviel düsterer spricht sich die nordisch-scandinavische aus in

Aldert von Everdingen.

Er war zu Alcmaer 1621 geboren und sta b 1675. Er ist ausgezeichnet groß als Maler stürmender Meere, tosender Wasserfälle und friedlicher Fichtenwaldungen, von Sonnenlichtern durchstreift mit Durchblicken in die Ferne. Seine Studien machte er am baltischen Meere. Wir finden hier von ihm eins seiner größten Bilder:

Der Wasserfall.

Der Hintergrund ist geheimnißvoll von Föhrenwald und Felsen geschlossen. Ein tosender Wasserfall hat sich felsenzersprengend Bahn gebrochen. Mächtige Blöcke mit zersplitterten Baumstämmen sind mitten im Strudel abgelagert. Der Strom kommt zwischen einem Felsen herunter, auf dessen einer Seite oben ein Blockhaus romantisch hinausgebaut ist. Ein schwankender Weg geht über eine Kluft, und darauf wandeln Bewohner des Hauses theils hinüber, theils herüber. Friedlich hat sich unten auf dem Felsen am Wasser eine Ziegenheerde gelagert, und oben hinter Ahornbäumen blickt der Thurm mit der Glocke aus dem nahen Dorfe.

Welche Contraste und welche Poesie! — es ist scandinavisches Gemüth!

Näher tritt dem Norddeutschen der vielleicht größere Landschaftsmaler

Jacob Ruisdael,

in Harlem 1635 geboren und 1670 gestorben.

Seine Bilder, die Natur in den Gegenden der Nordsee-

küste und niederdeutsches Gemüth fallen in Eins zusammen. Ein tiefes, melancholisches Naturgefühl ist der Grundton seiner Gemälde. Wie sich dieses Gemüth gern von der Ferne abzieht, um sich in sich selbst zu versenken, so verschließen sich auch die Hintergründe in seinen Bildern durch Baumpartieen und genügen sich selbst in träumerischer Einsamkeit und im Walddunkel bei dem monotonen Rauschen der Bäche und Wasserfälle. Zuweilen leuchtet kaum noch das Tageslicht aus dem wolkenverhüllten Himmel herein in das unheimliche, dunkle Wasser und die düstere Waldung. Wer traurig, der ist bald allein. Diese Melancholie steigert sich noch durch die Naturwahrheit jedes Einzelnen im Bilde und durch den kräftigen und frischen Ton, in welchem die Bilder gehalten sind.

Bewundert wird vor Allen sein

Judenkirchhof.

Ein Gewitter zieht wolkenquirlend am Himmel vorüber; die Sonne, hinter Wolken und Bäumen sich verbergend, sendet einen sterbenden Blick auf einen Judenkirchhof bei den Ruinen eines alten Gebäudes. Der Kirchhof wird von einem wilden Waldbache durchschnitten, welcher über Steinblöcke herunter im Vordergrunde einen Wasserfall bildet. Ein knorriger Baumstrunk ist vom Ufer in die Wellen gestürzt und steht darin mit zwei riesigen, rauhen Beinen. Der Stamm, von dem ihn der Blitz herabgeschmettert hat, steht weiter zurück über dem Wasserfalle. Unfern davon steht ein zweiter verdorrter Baum, wie von Alter und Gram gebeugt, die dürren Arme zum gewitternächtigen Himmel emporstreckend. So sehen wir hier Israel und Juda bei einander. In der Mitte des Kirchhofes steht

ein weißes, steinernes Grabmonument, dessen Vorderseite vom matten Tageslichte bestrahlt wird, in weißbläulichem Scheine. Ringsumher ist Verwüstung, und Todesruhe nach ihr; nur der ewige Wanderer, der Gießbach, geht dazwischen durch, ruhelos, rastlos.

Die Jagd.

Vor uns liegt ein klarer Spiegel eines breiten, seichten Wassers mit darin und daranstehenden und sich spiegelnden Büchen und Pflanzen, mitten im Walde. Die Morgensonne bricht durch die kräuselnden Wolken, welche man im Wasserspiegel vorüberziehen sieht. Eine Hirschjagd geht durch Wald und Wasser hindurch, deren Figuren van der Velde gemalt, jedoch dadurch die Poesie der Ruysdael'schen Waldeinsamkeit gestört hat. Friedlich zur Tränke hereinschreitende Rehe würden entsprechender gewesen sein.

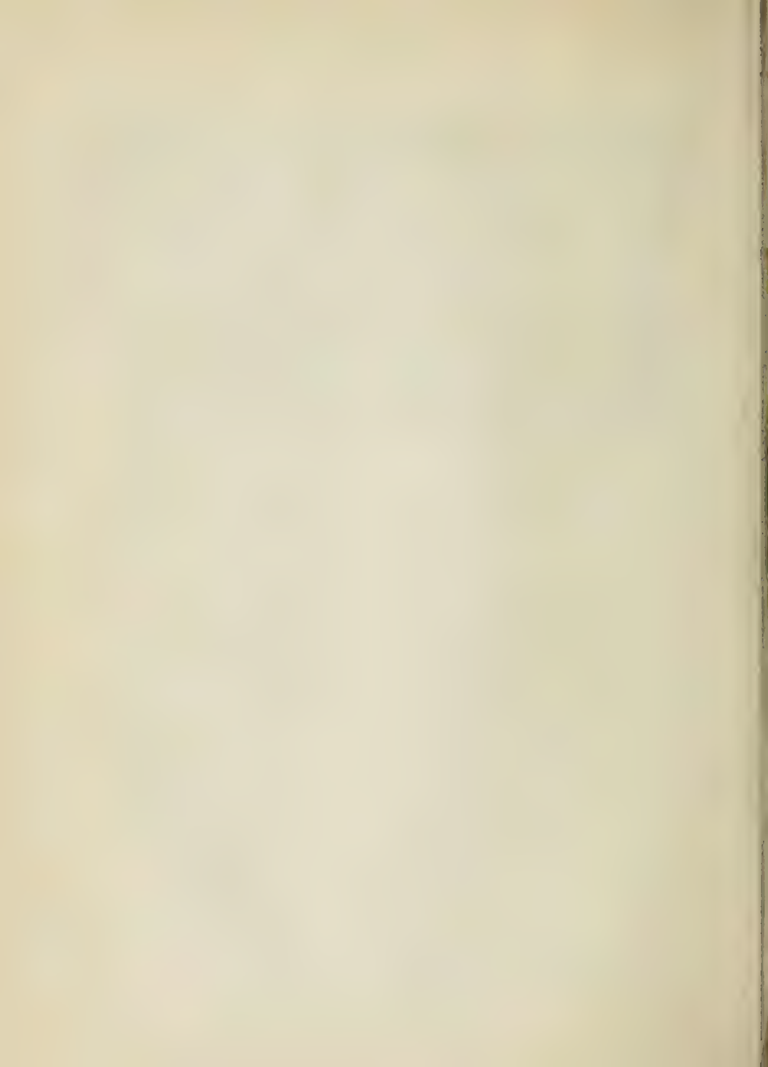
Die einsame Fichte

am rauschenden Waldbache diesseits, eine einsame Hütte jenseits. Auch hier ist der Hintergrund abgeschlossen. So finden wir hier, wie in allen übrigen Bildern des großen Meisters das träumerisch in sich selbst versenkte Gemüth in der Waldeinsamkeit. Ihre Poesie hat nur er so ganz empfunden und wiedergegeben. Seine Bilder machen den so frischen und doch träumerischen Eindruck eines durch den Wald austönenden Waldhorns, begleitet vom Tosen der Waldbäche, indem obenhin die Wolken ziehen.

In diesem Sinne wird man alle seine übrigen Gemälde verstehen, welche hier und anderwärts dem Auge begegnen.

So haben wir das Buch mit der Bilderschrift langer Jahrhunderte durchblättert und aus ihr die wahre Geschichte gelesen. Novalis beschreibt eine Vision, in welcher er vor der Gottheit der Wahrheit die Geschichte und die Fabel stehen sieht; die Gottheit prüft die Wahrheit derselben, indem sie die Blätter, welche von Beiden ihr abwechselnd gereicht werden, in die Flüssigkeit einer Urne taucht. Die stolze Geschichte erhält ihre Blätter reingewaschen wieder zurück, denn kein Wort bestand die Probe, nur die Schriften der Fabel kommen aus der Urne in farbigglühenden Bilderschriften wieder heraus; denn diese Bilderschriften sind die wahre Geschichte.





Ueber Goethe's Faust.

Eine dramaturgische Abhandlung.

(1845.)



Wir treten an das geheimnißvollste Werk hinan, welches nur je gedichtet worden ist. Die Commentare, welche darüber geschrieben worden sind und dennoch Nichts erklären, machen eine Bibliothek aus.

Goethe hat dieses Werk nicht sowohl mit künstlerischem Bewußtsein, als vielmehr aus seinem unmittelbaren Gefühlsleben heraus entstehen lassen, so daß es fast zur Erscheinung gekommen ist, wie ein Cyklus dialogischer Balladen, untermischt mit lyrischen Monologen, welche zusammen zwar einen Fortschritt der Handlung haben, jedoch mit Hinweglassung der vermittelnden Zwischenglieder. Wir wollen jedoch das Gedicht plastisch reproduciren. Soll dem darstellenden Künstler die Darstellung der ihm dabei zugetheilten Rolle gelingen, so muß er das Kunstwerk selbst bis in die feinste Faser sich zum Verständniß gebracht haben.

Gestaltet er seine Rolle aus diesem Verständniß heraus, ohne rechts oder links zu sehen, frei von der Knechtschaft des Hergebrachten und Ueberlieferten, so wird er eben ein freies Kunstwerk liefern. Wie bringen wir uns aber zum Verständnisse dieses Werkes? — — Ich meine dadurch, daß wir die Mühe nicht scheuen, dieses Gedicht bis auf das Gesetz zu verfolgen, aus welchem es sich im Gemüthe des Dichters krystallisirt hat. Der Stoff der Tragödie ist eine Mythe, und zwar die modernste. Die Mythe entsteht aber durch eine im Gesammtgemüthe einer Weltperiode vor sich gehende Auflösung der wirklichen Geschichte mit Verflüch-

tigung der geschichtlichen Realität in das Ideale, indem sich aus diesem eine neue Wirklichkeit, die der Poesie, herausgestaltet. So hat das poetische Gemüth im Mittelalter die Weltperiode der Völkerwanderung ihrer realen Begebenheiten entkleidet, jedoch aus der Idee, welche darin sich herausgelebt hatte, eine neue poetische Wirklichkeit — das Nibelungenlied gedichtet.

In diesem Sinn kann man sagen: die Weltgeschichte lebt ein doppeltes Leben, ein gemeinirdisches und vergängliches in den realen Begebenheiten, und nach dem Verlauf und Abschluß derselben, ein freies, ideales Leben in der Poesie.

Die Mythe ist daher die Seele der Weltgeschichte in einer bestimmten Weltperiode, welche sich in dem verklärten Leib der Volkspoesie krystallisirt hat.

Da wir bestimmte Gesetze in der Weltgeschichte selbst entdeckt haben, nach welchen sie ihr Seelenleben in den auf einander folgenden Zeiten und Menschen herausbildet, so begreifen wir leicht, daß sie ein organisches Ganzes ist.

Wir sehen zugleich ein, daß der poetische Geist auf einem Höhenpunkte der Geschichte nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch prophetisch in die Zukunft blicken muß, da in der Gegenwart zugleich der Auslauf der Vergangenheit und der Beginn der Zukunft enthalten ist.

Eine solche prophetische Anschauung des Eintritts einer neuen, weltumfassenden Entwickelung in der Weltgeschichte auf dem Höhenpunkte einer vollendeten Weltperiode, spricht sich in der alten Welt bei den Hellenen in der Mythe vom Prometheus aus, welcher zur Strafe, daß er Menschen gebildet und sie mit himmlischem Feuer belebt hatte, von den Göttern an den Felsen geschmiedet, dort den Untergang der alten Götterwelt prophezeite, denn in dem bildenden Pro-

metheus kam den Hellenen ihre eigene Aufgabe: die göttlich schaffenden Gewalten der Natur zu ihrer ideal vollendeten Erscheinung in der Menschengestalt durch die Kunst zu bringen, — zum Bewußtsein, in welchem die alte Welt ihr Gesetz erfüllt hatte, mithin dem Tode verfallen war. Prometheus ist der Faust der alten Welt. — Inwiefern liegt nun in Goethe's Faust ein zu poetischen Gestalten concentrirtes Weltalter? — Kann dieses ja nur das christliche Mittelalter in seiner Selbstüberwindung sein, so müssen wir auch dieses zunächst zu erkennen suchen.

Die Naturreligion in ihrer Verklärung bei den alten Hellenen war eingeschlossen in dem Diesseits, in der Welt der Endlichkeit, welche selbst ihre Götter in sich faßte; hinter dieser Welt walteten die gestaltlosen Moiren, welche das Bewußtsein der Natur selbst repräsentirten, indem sie das Maß für jede Erscheinung, das physische und moralische, gaben.

Da jedes Ueberschreiten ihres heiligen Maßes sich an dem Uebertreter von selbst rächte, indem es ihn aus der Welt der Erscheinung ausstieß, so wurden die Moiren zugleich zu Schicksalsgöttinnen. Ohne diesen Gedanken festzuhalten, versteht man nicht die alte Tragödie, wie sie denn auch redlich mißverstanden ist, indem man wähnte, daß darin ein blinder Fanatismus walte.

Die Welt der Erscheinung hat es daher nur mit dem diesseitigen Menschen zu thun, — er ist ein Wirkliches nur, so lange er lebt, hinter dem Tode liegt das wesenlose Schattenreich.

Diese rein sinnliche Existenz mußte, wie alles Sinnliche, in den Cultus der leiblichen Schönheit aufgehen. Dieser erhielt seine höchste Vollendung in der Darstellung der idealen

Schönheit bei den Hellenen. Als dieses Princip sich vollendet ausgesprochen hatte, mußte es von selbst in seinen Gegensatz umschlagen, welcher das Diesseits in der Welt der Erscheinung als das Wesenlose, und ein Leben nach dem Tode im jenseitigen Himmelreich — die Unsterblichkeit der Seele — als das Wesentliche erscheinen ließ. Dieser Gegensatz war das Christenthum, vor welchem die alte Welt mit ihren Göttern zu Grunde ging. Der sinnliche Mensch war nun der sündige zugleich, denn die Welt der Sinnlichkeit wurde die des Widersachers Gottes, des Teufels, selbst Frau Venus wurde eine Teufelin, wie die ganze alte Welt und die Natur nur als eine Teufelei betrachtet wurde, von welcher wir durch Christi Tod und Kasteiung des Fleisches erlös't werden konnten. An diesem Werke der Erlösung arbeitete das ganze Mittelalter; der Kampf war um so entsetzlicher, da jeder Mensch in sich selbst einen Engel und einen Teufel, den Geist der Uebersinnlichkeit und den Teufel der sinnlichen Natur, hatte, welche mit einander um das Herz des Menschen stritten. Nachdem das Mittelalter, in seinem Glaubensfanatismus sich selbst überbietend, die europäische Clausur durchbrochen und sich über Asien in den Kreuzzügen ergossen hatte, wurde es auf seinem Höhenpunkt vom Zweifel überrascht, die Anspannung des Fanatismus des religiösen Geistes ließ nach und die Creatur im Menschen begann nach der Rechtmäßigkeit ihrer Unterdrückung zu fragen. Dieser Wendepunkt der Geschichte hat seine poetische Verklärung erhalten durch Lessing in „Nathan der Weise". Jener humanistischen Idee kamen gar bald in Florenz bei den Mediceern das neuerweckte Studium der griechischen Dichter und Philosophen zu Hülfe; und so begann der Kampf der neuen Zeit, welcher bis zu diesem Tage fortwährt. —

Dieser Kampf zwischen dem christlichen Geiste und dem Teufel der Sinnlichkeit stellt sich in der Mythe von Faust, und so in der vorliegenden Tragödie äußerlich dar. Wir dürfen daher nie vergessen, daß die beiden Hauptgestalten dieser Tragödie, Faust und Mephistopheles, eigentlich nur ein in zwei Hälften zerrissener Mensch sind. Mephistopheles, welcher ja auch erst als Pudel erscheint, stellt das gegen den Geist und seine Ueberschwänglichkeit gerichtete Menschenthier in der Brust Faust's selbst dar. Er wird daher in der äußeren Erscheinung die Idee einer Doppelgängerei verwirklichen müssen, wenn auch nüancirt. Sie müssen wie zwei Brüder erscheinen, von welchen einer sich veredelt hat in den feinsten Geistesspeculationen, der andere aber der materiellen Lebensseite mit Lust an ihrer Gemeinheit sich hingegeben hat. Sie müssen sich selbst in Tracht und Manieren ähneln.

Die Darsteller dieser Rollen müssen sich hier mit einander genau verständigen. Wenn z. B. Faust Roth trägt, muß Mephistopheles Orange tragen — wenn jener Weiß, dieser Aschgrau. Wo Mephistopheles zuerst als Scholasticus hinter dem Ofen hervortritt, muß er Faust fast zum Verwechseln ähnlich sein. Er ist hier selbst noch, wie Faust, ein scholastischer Philosoph, welcher über sich, die Nachtseite von Faust, tiefsinnig reflectirt.

Faust und Mephistopheles emancipiren sich gegenseitig von der sophistischen Denkerei im Lebensgenuß.

Wenden wir uns nun zur Tragödie selbst! —

Faust ist mit seiner Welt — der mittelalterlich christlichen — mit ihrer Philosophie, Juristerei, Medicin und leider auch Theologie ganz zerfallen. Er wollte wissen, wo man nur glauben soll. Die Uebersinnlichkeit des Glaubens hatte ihn zur Uebersinnlichkeit der Speculation ge-

führt, ohne seinen Durst nach Wissen zu stillen zu können. Die Fittige seines Geistes sind in der luftleeren Region der Uebersinnlichkeit gelähmt, er hat die menschlichen Kräfte überboten; die sinnliche Welt macht auf ihn das Gesetz der Schwere geltend und zieht ihn wieder in ihre Atmosphäre. Der Darsteller muß hier, wo blos Gemüthsstimmungen ohne hervorstehende Affecte sich vortragen, ruhig sprechen und nur die verschiedenen Empfindungen anklingen lassen. Es ist eine melancholische Grübelei, wechselnd zwischen schwermüthigem Gram und geheimem Entzücken, welches wieder in nagenden Unmuth umschlägt und sich bis zum Selbstmorde steigert.

Die Tragödie beginnt, wo sich Faust, wie ein müder Adler, von der Jagd der speculirenden Gedanken abwendet und darauf resignirt von den Worten

„Habe nun, ach, Philosophie"

bis

„Und thu' nicht mehr in Worten kramen." Er sehnt sich nach dem Erdenleben zuerst mit schwärmerischer Sehnsucht nach dem Monde und freier Luft auf den Bergen, — seine Phantasie belebt ihm die Gegend, bald aber und gramvoll merkt er, daß er noch in seiner Studirstube, wie in einem Gefängnisse, stecke. Und nun fragt er: warum? dieses Warum?, welches die ganze Revolution der neueren Zeit in sich schließt.

Er antwortet sich selbst:

„Statt der lebendigen Natur
Da Gott die Menschen schuf h i n e i n,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein."

So nähert er sich immer mehr dem sinnlich creatürli-

chen Leben, — zuerst noch auf dem Wege der Naturwissenschaft, welche ihm mit Magie gleichbedeutend ist. Er versenkt sich in ihr ganz in die Wonne des Makrokosmus, der Natur im Großen und Ganzen. —

„Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen."

Und doch ist ihm diese Betrachtung der Natur und ihr Wirken von Außen hinein durch das Guckkastenglas der Wissenschaft nur ein Schauspiel. Es drängt ihn, selbst darin zu sein, das Naturleben selbst mitzufühlen:

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens?"

So zieht's ihn von selbst zu der Natur im Erdleben zurück — zum Erdgeiste —

„W i e a n d e r s wirkt d i e s Zeichen auf mich ein!
Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher —
Schon glüh' ich, wie von neuem Wein!" —

Da erscheint ihm der Erdgeist, — wie einst Jupiter der Semele erschien, — Faust kann die Erscheinung des Geistes nicht ertragen, doch sucht er sich ihm gleich zu stellen — er, der sinnliche Mensch dem sinnlichen Wesen. Die Natur hat aber, wie oben gedacht ist, kein anderes Bewußtsein, als das ihrer Erscheinung, sie ist der in der wechselnden Form gebundene, mithin unfreie Geist, und nur der freie Geist kann sich selbst begreifen im Bewußtsein des Menschen:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!" —

Der Erdgeist verschwindet und der Geist, den Faust begreifen kann, weil er ihm als seinesgleichen gegenübersteht, dem er mithin ähnlich ist,

Famulus Wagner

tritt auf, diese im gelehrten Pedantismus ausgetrocknete Natur, oder, wie ihn Faust selbst schildert, dieser trockene Schleicher. In Wagner tritt Faust gegenüber die verkommene Speculation, die allen Nervensaft und die Theilnahme am realen Dasein aufgezehrt hat, — mit einem Worte: der in einer Person abgeschlossene Geisteszustand, welchen er selbst schon theoretisch übersprungen hat und mithin begreifen kann.

Hier muß Faust glühend und schwungvoll sprechen, dagegen Wagner näselnd, — trocken, wie er selbst ist. Die Contraste müssen hier bedeutend hervorgehoben werden. Faust besitzt ja eben den Schwung in Dasein und Rede, den Wagner in der Lehre der Declamation als etwas äußerlich zu Erlernendes sucht. Da Goethe in dieser Scene mit Wagner sich selbst in Faust subjectiv darstellt, so dürfen wir es wagen, Goethe's Manier und Redeweise hier in Faust objectiv hinzustellen. Wir sind gewohnt, uns Goethe mit auf dem Rücken liegenden Händen und vortretender Brust zu denken; so stehe hier Faust auch dem Famulus gegenüber, zumal bei der Stelle:

„Such' Er den redlichen Gewinn"

— — u. s. w.

Wenn später Mephistopheles, den schon die Mythe einen Affen Gottes nennt, Faust's Weise hier und dort nachäffend durchscheinen läßt, so findet er hier einen Anhaltspunkt.

Der Famulus geht und Faust ist wieder allein, nun

doppelt allein; — er sucht einen neuen Inhalt für die verneinte abstracte Gedankenwelt, welche er nicht finden kann, so lange er selbst noch mitten in der Verneinung, in der Auflösung aller Zustände steckt, in denen er mit seiner Welt befangen ist. Ihm bleibt daher nur noch die äußerste Verneinung des Lebens übrig, — der Selbstmord. Mit tiefster Wehmuth der verdüsterten Seele geht er über auf die Rede:

„Ich grüße dich, du einzige Phiole“ u. s. w.

Er will die Schranken des Lebens aber nicht durchbrechen, um sich selbst zu vernichten, sondern eben der unendlichen Freiheit wegen, hinter den Schranken der Endlichkeit:

— — „Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit,
Dies hohe Leben, diese Götterwelt!“

Mit allen Zweifeln ist er dennoch der Mensch des Jenseits, — mithin der christliche Mensch. Er schaudert vor dem Selbstmord zurück, obschon er sich Muth einspricht:

„Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, in Nichts dahinzufließen.“

Eben weil ihm aber der heidnisch-entschlossene Muth zum Selbstmorde mangelt, findet in ihm Raum die Erinnerung an das Leben hinter ihm, und zuletzt an seine christliche Jugend, und mit dieser Erinnerung dringt mit Glockenklang und Chorgesang das Christenthum am Ostertage in seine Seele:

„Christ ist erstanden!“

Und nun sinkt Faust zum letzten Mal der alten christlichen Welt an das Herz, wie zum ewigen Abschiede, bis

Thränen aus seinen Augen brechen und der Ausruf aus seinem Herzen:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Im Osterfeste feiert zugleich die Natur ihr Wiedererwachen mit allen sinnlichen Einflüssen, welche sie auf alle Creaturen hat. Faust's Sinnengefühl erstarkt daran; — der versuchte Selbstmord war zwar nicht leiblich, doch geistig vollbracht. Er hat in der verhängnißvollen Osternacht wirklich den alten, christlichen Faust umgebracht, die Osterlieder waren seine Grablieder, oder mit anderen Worten: die Verneinung des fleischabtödtenden Christenthums gewinnt eine eigene Existenz in dem Erwachen des chaotisch-thierischen Elements in ihm. Er fühlt nun selbst:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust:
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die and're hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Und diese Seelen trennen sich in ihm wirklich, um den Kampf mit einander vor unseren Augen zu beginnen. Was in dem Theater seines Innern vorgeht, sehen wir im Aeußern: als ein eigenes Wesen kreist vor und um ihn die Thierseele in der Gestalt eines Pudels, den er an sich lockt und mit heimnimmt.

Daß der Dichter dieses Wesen nun mit allen Zuthaten der Mythe vom Teufel aufputzt, der freilich immer der Teufel der Sinnlichkeit bleiben muß (auch selbst später im zweiten Theile des Faust in Verbindung mit der Helena steht und im hellenischen Alterthum so gut Bescheid weiß), versteht sich von selbst. Der Darsteller dieser Rolle muß

sich nicht, wie Seidelmann gethan, vom mythischen Teufel irren lassen; er wird aber auch kein vermittelndes Princip eintreten lassen, d. h. keinen abgedämpften Teufel, sondern die persönlich gewordene Nachtseite der Seele Faust's in derselben Weise zur Erscheinung bringen, wie der Dichter selbst gethan hat. Es wird ein feiner Cavalier, ursprünglich von cholerischem Temperament, zum Vorschein kommen; er muß den Eindruck auf die Seele machen, den eine in schönen Bewegungen sich ringelnde Schlange hervorbringt, welcher sich jedoch da bis zum Entsetzen steigert, wo das Thierwesen gereizt aus den schönen Formen in der ursprünglichen Gemüthshäßlichkeit hervorspringt.

Wir sehen Faust am Osterabend wieder in seinem Studirzimmer. Die wilden Triebe haben sich erschöpft. Die Vernunft fängt in ihm wieder an zu sprechen, die Hoffnung wieder an zu blühen — er sehnt sich „nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quelle" hin. Doch nur auf kurze Zeit!

„Aber, ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen
Und wir wieder im Durste liegen?"

Er sucht diese Sehnsucht zu befriedigen im Lesen des neuen Testaments, er geht an die Exegese des Evangelisten Johannes. Das gemeinsinnliche Pudelwesen knurrt dagegen an. Bald erkennt der Exeget, daß eine Teufelei hinter dem Pudel steckt. Er beschwört ihn. Das antichristliche Element, die creatürliche, sinnliche Verneinung des Spiritualismus, Faust's Doppelgänger — Mephistopheles — erscheint.

Ein solches teuflisches Thier trägt jeder Mensch in sich.

Jemehr es von der Satzung gemißhandelt war, desto entschlossener macht es sich geltend; denn der Mensch ist einmal nicht allein Geist, sondern auch Thier. Soll das letztere dem ersteren dienen, so muß es eben vernünftig behandelt werden. Reiter und Roß sind ein Wesen, so lange der Reiter es in der Gewalt hat, — will er es mißhandeln, so sind es bald zwei Wesen. Das freigewordene Thierwesen will nur das Schrankenlose, seinen Thierverstand gebraucht es nur, um alle und jede Schranke zu verspotten, und alles Höhere in seiner Gebundenheit zu verhöhnen, weil dieses nur in der Form erscheinen kann, mithin in der Begrenzung, welche es ja selbst übersprungen hat. Sein Princip ist daher die Verneinung, die Zerstörung und der Genuß darin. Weil aber das ganze natürliche und geistige Dasein sich im Conflicte von Gegensätzen bewegt, aus welchen sich von selbst das Leben emporsteigert, so verfällt dieser verneinende Geist wieder dem höheren Weltgesetze, welches aus der Zerstörung neues Leben entstehen läßt, so daß mit Gram und Befangenheit Mephistopheles gestehen muß, er sei:

— — „ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Faust versteht diese Antwort nicht, das ist Mephistopheles genug, um sich wieder in seinem Elemente geltend zu machen:

„Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht."

Weil das Gesetz- und Schrankenlose das Chaos selbst ist, so erklärt er sich für einen Theil davon. Faust setzt ihm die Vernunft entgegen, aber diese mangelt ja dem

Sohne des Chaos, — er hat nur eben den gemeinen Verstand bis zur Kraft der Zerstörung.

Mephistopheles sucht sich lieber davon zu machen. Wie beschränkt aber die verneinende Unvernunft ist, zeigt sich gleich, indem Mephistopheles vor dem Pentagramma bei der Thürschwelle, in welchem sich die formale Vernunft der Mathematik ausspricht, zurückweichen muß und nicht eher hinaus kann, bis die Geister der sinnlichen Natur Faust in Schlaf gelullt und die herbeigelockte Ratte das Pentagramma zernagt hat. Die Beschwörung derselben muß sich als eine Parodie zu der des Pudels vorher darstellen in Verhöhnung der dabei von Faust zum Besten gegebenen Manier.

Nun kann Mephistopheles entwischen. Faust erwacht und wähnt geträumt zu haben, — so ist es auch — er hatte sich nur dualistisch mit dem chaotischen Element seines eigenen Selbsts unterhalten, welches nur uns, den Zuschauern, sich persönlich und äußerlich dargestellt hat, denn Mephistopheles ist einmal und immer die Nachtseite der menschlichen, und hier im Besondern die der Faustischen Natur.

Während Faust schlafend zurückbleibt, wiederholt sich ein Satz der einlullenden Musik, so daß der Darsteller des Mephistopheles Zeit zur Umkleidung gewinnt. Er mag unter der Robe des Scholasticus bereits das Cavaliercostüm tragen, damit er bald mit der neuen Maske fertig ist. Dasselbe gilt später von dem Darsteller Faust's.

So versteht es sich von selbst, daß Mephistopheles wieder ungerufen bei Faust sich einfindet, als der aufgeschmückte Geist der Sinnlichkeit, gewissermaßen als verzerrtes Spiegelbild von der Figur, welche bald darauf Faust selbst macht. Wie denn Mephistopheles auch den Rath giebt, welchen Faust auch befolgt:

„Im rothen, goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe dir nun kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen."

Es muß hier Faust's Doppelgänger der Vorläufer der spätern Erscheinung desselben sein. Wir dürfen uns von der Tradition der Darstellung der beiden Charaktere bei anderen Bühnen nicht verführen lassen, hier, wo mitten aus dem Geiste des Gedichtes die Darstellung, wenn auch in neuer Form, versucht werden soll.

Das teuflische Element des Mephistopheles liegt mehr in dem, was er spricht, als in einer scheußlichen Erscheinung. Je geformter diese ist, wie bei der Schlange, dem Tiger, desto wahrer, desto gefährlicher ist sie. Mephistopheles erscheine daher als Hofcavalier — fein, boshaft und immer humoristisch, keck aufgeräumt; denn der Humor räumt eben in der Welt auf. Wie kommt aber Mephistopheles zum Humor? —

Vor der Antwort eine andere Frage: was ist Humor? Dasjenige, was feucht und flüssig ist, wie Luft oder Wasser, ist Humor im eigentlichen Wortsinn; die Gemüthsart des Menschen, welche gelaunt ist, alles Gegenständliche in seiner Idee zum willkürlichen Verbrauche flüssig zu machen und in Nichts zu verflüchtigen, um in dieser subjectiven Thätigkeit das eigene Ich und seine phantastische Allmacht, der Welt der Gegenstände gegenüber, zu genießen, nennt man aber auch Humor. Es ist eine Taschenspielerei der Phantasie im Dienste der Gemüthswillkür. Da dies aber immer ein negatives Vergnügen bleibt, so erklärt sich

das unheimliche Gefühl, welches damit verbunden ist, mag es nun in süßer Melancholie, oder in Selbstironie, oder sonst mit einem der tausend Mittel, welche der Humor für sich gebraucht, sich darstellen. Der Humor tritt auch erst dann in der Literatur ein, wo die festen Lebensformen einer Weltperiode flüssig werden, wie alte, metallene Geschirre in dem Schmelzofen des Bildergießers, um in neue Formen umgegossen zu werden.

Um ein Beispiel der humoristischen Operation aus unserem Gedichte selbst zu geben, verwandelt der Humor des Mephistopheles den Tisch in Auerbach's Keller in ein Weinfaß ganz anschaulich, denn wenn Holz, wie die Rebe ist, weiche Früchte, Weintrauben bringen kann, ja sogar der Ziegenbock aus Fleisch und Blut harte Hörner, warum nicht umgekehrt der feste Tisch die Flüssigkeit des Weins? Und warum können die Nasen der Weintrinker nicht rothe Weintrauben werden? — So beruht der Humor in der Laune der Willkür des übermüthigen Subjects; — und Mephistopheles ist dieses immer; er ist in der That ein lustiger Teufel bei aller seiner Gefährlichkeit. Denn er ist ja die Lust an der Verneinung des Daseins selbst. Je frischer und genialer der Darsteller dabei zu Werke geht, desto besser wird er diesen Charakter zur Erscheinung bringen.

So sieht jetzt Faust sein anderes Ich vor sich stehen, das Spiegelbild von dem, was er selbst sein möchte — ein fertiger Weltmann. Faust sehnt sich nach dem realen Leben und dem schnellen Tode auf dem Schlachtfelde, oder nach durchrastem Tanze in eines Mädchens Armen. Nur ein Rest von kindlichem Gefühle hat ihn ja in der Osternacht vom Gifttode abgehalten. Es galt einer Illusion, und so verflucht er eine jede: Ruhm, Weltehre, Besitz, Glaube,

Liebe und Hoffnung und vor Allen die Geduld! So liegt die Welt des Uebersinnlichen und Idealen vor seinen Füßen zertrümmert, die reale, sinnliche in Mephistopheles bietet sich ihm an: —

„Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n,
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun."

Das „Wenn" ist halb das „Wenn" der Bedingung, halb das „Wenn" der Ungewißheit. Denn das Drüben hat Faust aufgegeben:

„Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, gescheh'n."

Und so machen sie mit einander das Pactum:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!"
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Und so verschreibt sich Faust mit seinem Blute dem Teufel; denn das Blut ist ja eben im christlichen Sinne immer des Teufels! Und nun breitet Mephistopheles das reiche Leben vor ihm aus:

„Ich sag' es dir, ein Kerl, der speculirt,
Ist, wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne, grüne Weide."

Doch schon naht sich Einer, welcher der Wissenschaft zugedrängt worden ist, — der Schüler. Er mag derselbe sein, den wir als angehenden Wildfang als „ersten Schüler"

am Ostertag den Dienstmädchen hinterher gesehen haben, nur daß er dort ausgelassen einherschlenderte, hier aber vor dem Professor blöde und linkisch höflich erscheint.

Faust will ihn nicht sehen, Mephistopheles als dessen Alterego die Rolle des Professors übernehmen. Faust, welcher ihm Rock und Mütze zurückläßt, entfernt sich. Mephistopheles muß nun möglichst die Maske des Abgegangenen herzustellen suchen. Mephistopheles wird sich also gerade so und an die Stelle setzen, wo und wie wir Faust zu Anfang des Stücks gesehen haben. Die Scene, welche jetzt zwischen dem Schüler und Mephistopheles beginnt, ist für den Darsteller am Schwierigsten. Die ganze Scala der humoristischen Verhöhnung der Wissenschaften, des Studirens, mit einem Worte — des geistigen Lebens muß ihm hier in allen Nüancen zu Gebote stehen. Sie beginnt füglich, wie ein Pendant zu der ersten Scene zwischen Faust und Wagner, in einer Nachäffung der Faust'schen Art und Weise, jedoch in carrikirt trockenem Professorenton. Der Schüler beichtet naiv seine innere Abneigung vor der kopfzerbrechenden Arbeit in der Wissenschaft, welche ihm bevorsteht. Es ist die junge, sinnliche Natur, welche vor der Entsittlichung zurückbebt, wie ein Lamm vor der Schlachtbank. Mephistopheles macht schalkhaft ihm Muth zur Wissenschaft, indem er sie mit sinnlichen Bildern ausschmückt:

„So wird's Euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten."

Darauf geht denn auch sofort der Schüler sinnlich ein:
„An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen ꝛc."

Der Schüler will nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Natur erfassen.

Mephistopheles weiß nun, wie er mit ihm daran ist; hohnlächelnd fällt er schnell ein:

„Da seid Ihr auf der rechten Spur —"

er drängt jedoch schnell den Teufel, der hier ein Ohr vorgereckt hat, zurück und stimmt gleich wieder den Professorenton an:

„Doch müßt Ihr Euch nicht zerstreuen lassen."

Der Schüler möchte gern ein wenig Freiheit und Zeitvertreib an schönen Sommerfeiertagen mit einhandeln. Mephistopheles giebt ihm Aussicht, daß Ordnung Zeit gewinnen lehre, und nun kommt er auf das Collegium logicum mit der kaum versteckten Verhöhnung desselben, ohne daß der blöde Schüler merken darf, wie er zum Besten gehabt wird.

„Mir wird von alledem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Mephistopheles geht nun der Metaphysik zu Leibe mit dem genialen Spott:

„Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt" —

nämlich das Uebersinnliche zu begreifen, wofür das Wort „Transscendenz" erfunden ist. — Nun geht es an die Jurisprudenz, dann an die Theologie — um zuletzt bei der Medicin die ganze humoristische Teufelei los zu lassen. Hier plätschert Mepistopheles wie ein Fisch im frischen Wasser, die Sinnlichkeit stellt sich verführerisch in dem Gewande der practischen Wissenschaft dar. Der Schüler, welcher ja am Liebsten Natur studiren möchte, findet sich hier bald zurecht.

Es folgt die Scene mit dem Stammbuchschreiben. Der Schüler liest die Worte „eritis sicut deus etc.", macht

das Buch zu, und empfiehlt sich äußerst respectvoll. Mephistopheles hat dem Alten höhnisch lächelnd zugesehen, nach dessen Abgange richtet er sich in die Höhe und spricht ihm hinterdrein:

„Folg' nur dem Spruch ꝛc."

Jetzt tritt Faust ein — nach Mephistopheles Rath gekleidet, wie dieser selbst, nur mit dem Unterschiede, daß die Farben und der Schnitt der Kleider bei Mephistopheles extravaganter sind.

So z. B.

	Mephistopheles:	Faust:
Hut,	spitz mit Hahnenfeder	weniger spitz mit Reiherfeder,
Bart / Haupthaar	braunroth	schwarzbraun
Mantel	schwarzseiden	schwarzsammet
Beinkleider / Weste	orange	carmoisin.

Wenn Mephistopheles eine gemäßigte Carricatur des Faust äußerlich darstellt, so wird er am Angemessensten erscheinen. Sollte obige Farbenschattirung nicht beliebt werden, so doch eine ähnliche.

Da nun Mephistopheles hier den Mantel des Professors umhat, so wiederholt sich das Bild eben in seiner Kehrseite: Mephistopheles steht in der Gestalt Faust's da und Faust kommt als Mephistopheles herein — in veredelter Gestalt. — Während Faust aus dem Hintergrunde vorkommt, hat Mephistopheles seinen Hut aufgesetzt; wenn ihm Faust mit der Frage gegenübertritt: „Wohin soll es nun gehen?" — läßt er den Mantel aus-

einanderfallen, daß seine Gestalt erscheint, indem er mit dem Finger schnippt:

„Wohin es dir gefällt!“

und zum Schlusse der Scene den Mantel mit um Faust schlägt, indem Beide davon eilen.

Wenn ich hier die Umkleidung Faust's annehme, so vermittelt sich der Sprung, welcher außerdem vom gelehrten Faust zum Weltmanne bei der beliebten Acteintheilung sonst entsteht, durch die schnelle Befolgung des Raths des Mephistopheles: sich so, wie er selbst ist, gleichfalls zu kleiden. — Nun müßte freilich, — was ich verantworten will — Faust's Betheuerung bei seinem langen Bart hinwegfallen, welcher gleich anfangs nicht zu wörtlich zu nehmen ist. —

Soll das Umkleiden hier in den Zwischenact verlegt werden, so fällt das Trauerspiel, wie gewöhnlich, in zwei ganz verschiedene Stücke auseinander. Wir müssen dies vermeiden! Der Einwurf: daß sich Faust erst nach dem Trunk in der Hexenküche verjüngen soll, ist nicht der Rede werth. Er braucht nur bis dorthin blaß im Gesicht zu sein, aber darnach lebhaft aufgeschminkt zu erscheinen.

Faust und Mephistopheles haben nun ihren ersten Ausflug in die Welt gemacht. Wir treffen sie wieder in Auerbach's Keller in Leipzig. Die Kneipseligkeit der Studenten muß brillant zur Erscheinung kommen, damit Mephistopheles Gelegenheit hat, mit seinem teuflichen Humor hineinzublitzen.

Die Verhöhnung des versoffenen Freiheitspathos in der alten Studentenwelt, welches nur noch jetzt in den Zweck-

essen nachklingt, muß sehr hervorgehoben werden, weil der Dichter darauf ausgeht, es in seiner ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Die Darsteller dieser Rollen haben sich zu hüten, daß sie nicht zu roh werden. Daß Studenten guter Leute Kinder sind, muß nicht vergessen werden. Siebel, der Dicke, ist Stammgast in Auerbach's Keller, er fühlt sich hier ganz zu Hause. Er mag allein in einem Armstuhle sitzen.

Brander sei ein angehender Aristokrat, fein und geschniegelt. Frosch ist Plebejer, er mag kurz und dick und grasgrün gekleidet sein. Altmayer trägt eine rothe Jacobinermütze; er ist ein alter, blasirter, romantischer Demagog und Theolog, der hier einen neuen Beweis für die Statthaftigkeit des Wunderglaubens sammelt. Da vier an einem Tische keine hübsche Gruppe bilden, so mag gleich der fünfte Stuhl, auf den Frosch seine Beine zuerst gelegt hat, für Mephistopheles am Tische stehen.

Nachdem die Freiheitshelden in Auerbach's Keller in echt deutscher Weise daran gewesen sind, sich einander selbst die Nasen abzuschneiden, und nun ihren Rausch bis zum Katzenjammer ausschlafen mögen, begleiten wir Faust und Mephistopheles in die

Hexenküche,

wo Faust den Verjüngungstrank erhalten soll. Wie Mephistopheles die Thiere erblickt, fühlt er sich als König unter den Seinen; die Thiere dagegen hüpfen huldigend und Reverenzen machend um ihn herum, er selbst kraut mit Behagen ihnen die Köpfe rechts und links neben sich:

„Nein, ein Discours, wie dieser da,
Ist gerade der, den ich am Liebsten führe!"

Und so muß es wie Liebkosung klingen:

„So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt Ihr in dem Brei herum?“

So geht es fort, bis der Kater den Mephistopheles in den Sessel drängt, wo er mit dem Wedel sich königlich gehabt.

Nun erblickt Faust im Spiegel die Blüthe der Sinnlichkeit — das schöne Weib! — Er ist verzückt. Mephistopheles lauscht mit Wohlbehagen seiner Rede, welche noch fortklingt in den Worten, trotz des Spottes darin:

„Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende: „Bravo!“ sagt —
Da muß es was Gescheites werden.“

Mephistopheles winkt den Thieren mit dem Wedel, sie stellen sich mit Kratzfüßen rechts und links bei seinem Stuhle auf, so daß die Worte:

„Hier sitz' ich, wie der König ꝛc.“

von selbst verständlich werden — mehr im behaglichen Ernst, als im Scherz. Jetzt kommt die Hexe, welche erst gegen die heulenden Thiere, dann gegen Faust und Mephistopheles loszieht und dem Letzteren Feuerpein anthun will. Hier erhebt sich Mephistopheles in dämonischer Wildheit, groß und furchtbar in den Worten:

„Erkennst du mich? ꝛc.“

wobei die Hexe zitternd sich mit dem Gesichte auf die Erde wirft, ihm die Füße küssend; nach den Worten:

„Soll ich mich etwa selber nennen?“

erhebt sie sich und drängt sich an ihn mit der Frage:

„Wo sind denn Eure beiden Raben?“

Worauf Mephistopheles wieder in seinen Humor verfällt, in dem er fortfährt auch bei der Beschwörung der Hexe, welche er mit seinen Worten durchblitzt; — selbst

der Unsinn der Zauberformel ist ihm noch zu formell, er muß spottend dagegen an mit Seitenhieben auf das Ceremonielle des christlichen Cultus, wovon dieser Hexencultus ein Zerrbild ist, wie der Trank der Sinnlichkeit, den die Hexe kredenzt und Faust trinkt, eine Art höllischen Sacramentes, — das Mysterium des Teufelssabbaths — ist, ein Trank, der nicht den Geist entsündigt, sondern das Blut zur sündigsten Sinnlichkeit empört, wie Mephistopheles' Worte andeuten:

„Komm' nur geschwind und laß' dich führen,
Du mußt nothwendig transpiriren" u. s. w.

und in den Worten, mit welchen er abgeht:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe!"

In der folgenden Scene blüht die Blume der noch gottreinen Sinnlichkeit in ungeprüfter Unschuld — Margarethe auf. Sie kommt aus der Kirche von der Beichte, wo sie Nichts zu beichten hatte. Sie ist noch das reine weibliche Wesen vor dem Sündenfall. Sie genügt sich selbst, wie sie einmal ist — als das sich seiner selbst noch nicht bewußte weibliche Wesen.

Es ist Kirchenausgang. Kirchgänger gehen über die Scene, endlich kommt noch Margarethe; Faust folgt ihr nach, mit einem weiteren Schritt steht er jetzt an ihrer Seite, und trägt ihr zart und galant seinen Arm an. Margarethe lehnt mit aller Sicherheit die Anrede und das Anerbieten Faust's ab.

„Bin weder Fräulein, weder schön" —

und eben, weil sie sich so sicher ist, spricht sie diese Worte

kurz und sicher und, weil ein Mädchen in dieser noch in sich gewickelten Natur jede Annäherung, wie eine Sinnpflanze, scheuet, — spricht sie den Nachsatz schnippisch hin, indem sie das Wort „ungeleitet“ betont.

Faust ist Sinnenmensch geworden; er spricht schneller, glühender, seine Bewegungen sind elastischer und freier; erschien er in der vorhergehenden Scene bleich und zweifelnd, so ist er jetzt blühend und keck.

Die Worte:

„Beim Himmel, dieses Kind ist schön“ u. s. w.

hat er Gretchen, ihr nachstarrend, wie aus innerm Jauchzen, hervorgesprochen, Mephistopheles ist ihm nachgeschlichen, so daß dieser plötzlich, wenn er sich umdreht, vor ihm steht.

Hör', du mußt mir die Dirne schaffen.“ —

Wir belauschen Margarethe gar bald in ihrem Zimmer. Der Bettvorhang, wie die Teppiche, welche über den Tisch gebreitet sind, müssen weiß sein, Blumen in Gläsern stehen darauf, am Fenster hängt ein Kanarienvogel, an der Hinterwand ein buntes Marienbild mit einem Weihwasserkesselchen. Margarethe kommt herein, Faust's Erscheinung und kecke Anrede ist nicht ohne Eindruck geblieben: die Neugierde, die alte Schlange vom Paradiese, regt sich in ihr:

„Ich gäb' was dr'um, wenn ich nur wüßt',
Wer heut' der Herr gewesen ist!“

Ihre Monologe sind noch kurz; sie hat noch wenig mit ihren Gedanken zu thun. Sie geht ab, und Faust und Mephistopheles treten in das Zimmer. Faust soll in ihrem Dunstkreis satt sich weiden. Mephistopheles wähnt ihn sinnlich für Margarethe zu entflammen und die Begierde

nach ihrem Besitze durch eine allmälige Annäherung an sie zu steigern, Faust jedoch beginnt hier in Margarethens Zauberreich die wahre Liebe für sie zu fühlen, dieses räthselhafte Etwas, in welchem die Seele geistig und sinnlich zugleich sich erschließt. So erklären sich Faust's Worte:

„Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's so gerade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"
u. s. w.

und dann

„fort! fort! Ich kehre nimmermehr!"

Und so deutet sich hier das große Geheimniß an, daß der ganze, d. h. der sinnlich-geistige Mensch nur in der Liebe erlöst werde. Zu dieser Erlösung muß der Geist der Sinnlichkeit, Mephistopheles, gegen seine Absicht mitwirken, weil er nicht begreifen kann, daß er, wie er sich auch stellen mag, dienstbar bleiben wird. Es wird Mephistopheles unheimlich zu Muthe; so erklären sich die Worte:

„Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen, —
Nun fort! geschwind! —
Um Euch das süße, junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und Ihr seht drein,
Als solltet Ihr in den Hörsaal hinein,
Als ständen grau leibhaftig vor Euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort!"

Mephistopheles hat vorher das Juwelenkästchen in den Schrank zum Geschenk für Margarethe gestellt. Wie Beide

fort sind, kommt Margarethe mit einer Lampe zurück. Sie findet es so schwül und dumpfig im Zimmer — vielleicht zugleich in sich selbst.

„Es wird mir so, ich weiß nicht, wie; —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht', furchtsam' Weib."

Die Schlußreime sind von psychologischer Bedeutung. Das süße Gift der Liebe wirkt allmälig immer weiter, es ist, als hätte eine vergiftete Pfeilspitze ihr Herz geritzt. — Sie singt, während sie in andeutender Pantomime, z. B. mit Ablegung einiger Bänder und Nadeln, an das Umkleiden vor dem kleinen Spiegel geht, das Lied vom König in Thule, dem „treu bis an das Grab, sterbend seine Buhle einen goldenen Becher gab." Nun findet sie das Juwelenkästchen; sie hält es für ein Pfand, welches bei ihrer Mutter versetzt worden. Sie putzt sich mit dem Geschmeide, und nun lockt diese Gelegenheit die Eitelkeit des Weibes und den Neid der Armen gegen die Reichen in ihr hervor. — In so kurzer Zeit entwickelt sich aus dem menschlichen Gemüthe das Heer der Leidenschaften bis zur höchsten — der Liebe, in deren Flammen Gretchen, wie ein Phönix, sich verbrennen soll, um sich fast vor unseren Augen zu verklären.

Aber dieser Schmuck, welcher Gretchen für Faust gewinnen sollte, hatte ein anderes Schicksal. Wir erfahren in der nächsten Scene, welche zwischen Faust und Mephistopheles auf derselben Straße spielt, wo Faust Margarethen vorher sein Geleit angetragen hat, daß ihre Mutter den Schmuck einem Pfaffen für die Kirche geschenkt habe. Mephistopheles ist außer sich; denn überall, wo seine Wunde

berührt wird: mit aller Mühe nicht seiner Absicht, sondern nur einer fremden Idee dienen zu müssen, hier aber dem kirchlichen Christenthume, fühlt er sich in seiner tiefsten Ohnmacht; er wüthet gegen die Gitter des Gefängnisses, in welchem er dennoch eingeschlossen ist. Darum dreht sich hier das Spiel um; der Spötter wird verspottet — und von Faust, welcher ihm befiehlt, ein anderes Geschmeide herbeizuschaffen.

Wie Faust einen Gegensatz in Mephistopheles, so hat nun auch Margarethe, mit der Fähigkeit zur Liebe, welche die Schlacken des Egoismus und der Gemeinheit und die endliche Person selbst verzehrt, in Marthe erhalten, deren Liebe zu ihrem Manne nur ein gesteigerter, schlechter Egoismus war, sie ist daher nicht besser und nicht schlechter, als jedes andere weibliche Thier. Sie ist Gretchen's Nachbarin. Wir blicken in ihr Zimmer und belauschen sie in ihrem Selbstgespräche, in welchem sie klagt, daß ihr Mann in die weite Welt gegangen, und daß er vielleicht gar todt ist.

— „O Pein! —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!"

Marthe darf kein altes, häßliches Weib sein. Die Rolle ist von der Schauspielerin zu geben, welche die Oberförsterin in den Jägern von Iffland darstellt. Eine gewisse äußerliche Hübschheit verträgt sich am Besten mit der Gemeinheit des Gemüthes. Sie erscheine später in der Gartenscene als eine alternde Coquette, welche jedoch immer noch im Stande ist, einen Hagestolz zu fesseln.

Valentin's Schimpfreden in der Sterbescene sind das, was sie sind, sie geben für die Darstellung dieser Figur keinen Anhalt. Und zu dieser Marthe kommt Margarethe, welche gleich in ihrem Schrein ein anderes Schmuck-

kästchen gefunden, diesmal aber ihrer Mutter es verschwiegen hat. Marthe räth, den Schmuck nur bei ihr anzulegen:

„Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt."

So giebt Margarethe dem Mephistopheles Gelegenheit, in den Kreis ihres Gemüthes heranzutreten. Er kommt zu Marthe unter dem Vorwand, daß er Nachricht von ihrem todten Manne bringe:

„Ihr Mann ist todt — und läßt Sie grüßen."

So ist er immer der Geist des Widerspruches! Er läßt geschickt Marthe allmälig in ihrer ganzen nichtigen Gemeinheit, in der Blüthe des höchsten, thierischen Egoismus erscheinen. Aber auch Margarethe muß aufgelockert werden:

„Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten 2c."

Margarethe.

„Ach nein, das geht jetzt noch nicht an."

Mephistopheles.

„Ist's nicht ein Mann, sei's derweil' ein Galan!"

Als er später an Marthe die Worte gerichtet:

„Ich schwör' Euch zu, mit dem Beding
Wechselt ich selbst mit Euch den Ring!"

ist er bei dieser gleich am Ziele:

„Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort."

So erhält Margarethen's Unschuld die dunkle Folie, wenn sie auf die Frage Mephistopheles':

„Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?"

antwortet:

„Was meint der Herr damit?

daß selbst Mephistopheles für sich ausrufen muß:

„Du gut's, unschuldig's Kind!"

Mephistopheles will fort, Marthe gebraucht aber ein Todtenzeugniß des Wochenblättchens wegen, Mephistopheles weiß guten Rath: „durch zweier Zeugen Mund wird allerwegs die Wahrheit kund“; denn er braucht Gelegenheit, Faust herbeizuziehen:

„Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich Euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.“

Und so kommt die Bestellung zum Stelldichein in bester Form zu Stande.

Marthe.

„Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir den Herrn heut' Abend erwarten.“

So biegen sich durch die Vermittelung des thierischen Elementes, des männlichen in Mephistopheles und des weiblichen in Marthe, die beiden Pole — Faust und Margarethe zu einander. Aber Faust muß erst falsches Zeugniß über den Tod des Herrn Schwertlein ablegen. Mephistopheles will ihn dazu bereden:

„Ist es das erste Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falsch' Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott und Welt und was sich d'rin bewegt“ u. s. w.

Doch als er auch die Eide, welche Faust Gretchen schwören werde, in diese Kategorie hereinziehen will, da flammt ihm die Ewigkeit der Liebe in der Endlichkeit entgegen. Mephistopheles ist verwirrt, weil er dies Alles nicht begreift; darum kann er nur trotzig entgegnen:

„Ich hab' doch Recht!“ —

Hier trägt Faust einen kurzen Triumph davon, welcher aber in freiwilliger Ergebung zur Niederlage wird:

„Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß."

Es folgt die Gartenscene, welche in den Parallelen

Mephistopheles und Marthe

und

Faust und Gretchen spielt.

Damit der Garten ein heimliches, trauliches Ansehen bekommt, schließt er sich hinten mit einer Mauer ab, ein blühender Fliederbusch darf dabei nicht fehlen. Hinter der Mauer: Prospect auf baumreiche Gärten.

Erster Vorübergang.

Margarethe studirt am ABC der Liebe. Sie kann nicht begreifen und möchte doch gerne wissen, welches Interesse Faust an ihr hat; denn sie findet sich selbst doch so einfältig.

Zweiter Vorübergang.

Marthe geht darauf aus, Mephistopheles zu fesseln — sie redet ihm in das Gewissen, sich zu verheirathen.

„Und sich, als Hagestolz u. s. w."

Mephistopheles

kehrt dagegen den Spott heraus:

„Mit Grausen seh' ich das von Weitem."

Dritter Vorübergang.

Faust und Margarethe.

Schon lebt Faust's Bild in ihrem Herzen. Ihre Seele beginnt sich um die seine zu ranken. Sie zeigt die Furcht, daß er scheiden und sie vergessen werde. Faust's Frage:

„Ihr seid wohl viel allein?"

motivirt ihre Antwort und die reizende, naive Erzählung von

ihrer Häuslichkeit und ihrer Familie. Sie hat einen Bruder — Valentin, der Soldat ist; und ein Schwesterchen, welches sie erzog, ist gestorben.

Wir sehen in ihr reines Gemüth, wie in einen klaren See.

Hier tritt Gretchen's Gemüthseigenschaft zum ersten Mal uns bestimmter entgegen: in lebendigster Phantasie das dem Orte und der Zeit nach Ferne als bestimmte Gegenwart aufzufassen. So ist sie das persönlich gewordene Dichtergemüth Goethe's selbst. In keiner seiner Figuren ist seine Muse so unmittelbar zur Erscheinung gekommen. Nur hieraus erklärt sich die Kerkerscene, in welcher Margarethe ebenso bei Sinnen ist, wie hier, nur daß dieselbe Gemüthseigenschaft zur heftigsten Thätigkeit aufgereizt ist.

Vierter Vorübergang.

Mephistopheles und Marthe.

Der Hagestolz will sich noch immer nicht bekehren. Marthe rückt ihm näher auf den Leib:

„Sagt g'rad', mein Herr, habt Ihr noch Nichts gefunden?" ꝛc.

Mephistopheles will sie nicht verstehen; seine ausweichenden Reden sind so lustig, weil Marthe ihn wirklich in Verlegenheit setzt. Sie möchte mit Gewalt mit ihm den Segen der zweiten Ehe versuchen.

Fünfter Vorübergang.

Faust und Margarethe.

Faust ist nun schon der Vertraute Margarethens geworden; es folgen die Geständnisse.

Faust.

„Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder
Gleich, als ich in den Garten kam?"

Margarethe.

„Saht Ihr es nicht? ich schlug die Augen nieder."

Nun fragt Faust, ob sie die Frechheit, mit welcher er sie neulich bei der Heimkehr vom Dome angesprochen, verziehen hätte? Und da erfahren wir denn, was wir schon wissen —

„Ich wußte nicht, was sich
Zu Eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte,
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte."

Und schon darf Faust sagen:

„Süß' Liebchen!"

Nun kommt das Blätterzupfen von der Sternenblume:

„— Er liebt mich — liebt mich nicht! Er liebt mich!"

Und so ist der Moment da, wo die bis zum Aufspringen geschwellte Knospe der Liebe selig in sich schaudert bei Faust's Frage:

„Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!"

Margarethe:

„Mich überläuft's."

Ihre Angst vor dem überwältigenden Gefühle, welches sie überstürzt, drängt sie zur Flucht mehr vor sich selbst, wäre dies möglich, als vor Faust, welcher ihr nun folgt.

Sechster Vorübergang.

Auch Marthe zieht sich zurück, nicht weil sie besiegt worden, sondern weil sie verzweifelt, besiegt zu werden. Bei den Worten, welche ihr entschlüpfen:

„Die Nacht bricht an,"

fällt Mephistopheles ein Stein von der Brust in den Worten:

„Ja und wir wollen fort.“

Marthe hüllt sich in ihre Unschuld, welche das Gerede der Nachbarn scheut. Sie gehen, um Faust und Gretchen zu suchen.

Wir blicken in ein Gartenhäuschen, welches, wie ein Nestchen, in das Gebüsch eingebaut ist, darin und davor spielen die neckenden Vögelchen. Das eine — das Weibchen — steckt lauschend darin, es ist vor dem Männchen entflohen, welches es verfolgt und jetzt herein fliegt, es ist Faust, welcher Margarethe küssend umschlingt, es ist Margarethe, welche den Kuß erwiedert und hinsterbend seufzt:

„Bester Mann! vom Herzen lieb' ich dich!“

Doch schon melden sich vor der Thür die Repräsentanten der thierischen Seite der Liebe — Mephistopheles und Marthe. So verstehen wir die Entgegnung Faust's:

„Ein Thier!“

Margarethe bleibt allein zurück in Bewunderung der Herrlichkeit des Mannes, wie er ihr in Faust erschienen:

„Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann;

und im Gefühl ihrer Nichtigkeit:

„Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen: ja.
Bin doch ein arm', unwissend' Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.“

Doch auch Faust belauschen wir in einem Monolog. Er hat sich in die Wald- und Höhleneinsamkeit geflüchtet. Er zaudert und schaudert, Margarethe in seiner Leidenschaft zu verderben. Er hat Alles, was die Natur ihm geben kann, aber er fühlt auch mit bitterem Schmerz, daß dem Menschen nichts Vollkommenes zu Theil wird; er taumelt

von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde. In diesem Punkte zeigt sich, daß das Pactum, welches Faust mit Mephistopheles gemacht hat, von Mephistopheles nie erfüllt werden kann:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!"
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n."

Faust könnte nur dann ganz zum Thier werden und seine Seligkeit verlieren, wenn er wirklich Befriedigung in der Sinnlichkeit finden könnte. Er kann und wird daher leiblich zu Grunde gehen, aber nicht geistig. Mephistopheles, der Dämon der Sinnlichkeit, muß auch hier das Böse wollen und das Gute schaffen helfen.

Zur Zeit hat aber Mephistopheles den Sieg noch nicht aufgegeben. Er malt ihm das Liebesweh Gretchens vor und reizt ihn an, sich ihr wieder zu nähern, um:

„Das arme, affenjunge Blut
Für seine Liebe zu belohnen."

Faust durchschaut ihn, er nennt ihn:

„Schlange! Schlange!"

Mephistopheles (für sich).

„Gelt! daß ich dich fange!"

Da Faust darauf ausging, die Leiden und Freuden des creatürlichen Lebens auf sich zu nehmen, so muß er von selbst die Bahn auslaufen, in welche er hineingerathen ist:

„Was muß gescheh'n, mag's gleich gescheh'n!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde geh'n."

In Gretchen hat sich unterdessen die Liebe zur schmerzlichen Sehnsucht nach dem Geliebten gesteigert:

„Meine Ruh' ist hin &c."

Das süße Gift der Liebe hat alle Fasern ihres Daseins durchdrungen. Sie ist liebeskrank.

Da ein solches zartes, lyrisches Gedicht, wie dieser Monolog am Spinnrocken ist, keinen unruhigen Wechsel der Scene verträgt, so spielt diese am Besten weiter in dem bekannten Garten bei Marthe, der Nachbarin und Vertrauten Margarethens. Wenn der Waldprospect vorher aufgezogen wird, sieht man gleich auf dem Bänkchen vor der Laube Margarethe bei dem Spinnrädchen, das sie bald wegsetzt, die Hände in den Schooß legt und ihre Gedanken laut werden läßt. Zu Ende des Monologs beugt sich Mephistopheles über sie herein, während Faust in einem Halbkreis herüber und im Vordergrund ihr gegenüber zu stehen kommt, so daß sie vor Mephistopheles, welcher sich zurückzieht, aufgeschreckt, ihrem Faust, den sie zugleich erblickt, in die Arme fliegt. Es entsteht eine kurze Pause, dann hebt sie schüchtern an:

„Versprich mir, Heinrich!"

Sie mag im Augenblicke, wo sie ihren Faust sieht und ihm zueilt, ausrufen: „Heinrich! Heinrich!" Ich möchte nämlich dadurch einen bestimmten Refrain mit dem Schluß der Tragödie herstellen.

Margarethe hat Bedenken wegen der Religion ihres Geliebten. Sie ahnet, daß es mit seinem Christenthum nicht weit her ist, und die Ehe, welche ja allein die Liebe

heiligt, ist auch ein Sacrament der alten christ-katholischen Kirche. Faust weiß nicht, wie er sich hier aus der Klemme helfen soll, bis Margarethe zu weit geht und auch fragt: ob er an Gott glaube? Nun folgt das herrliche Glaubensbekenntniß eines Pantheisten, und mit Recht erwiedert Margarethe:

„Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum."

Sie hält ihm nun die schlechte Gesellschaft, seinen Umgang mit Mephistopheles vor:

„Es hat mir in meinem Leben
So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig' Gesicht."

Und nun entwickeln sich alle Schauer, welche das Reine vor dem Unreinen hat. So sehen wir hier nicht mehr das Gretchen, welches nur demüthig anstaunend vor dem Geiste Faust's gestanden hat. Sie sucht ihn schon zu rectificiren. Sie ist in ihrer eigensten Seele sein, und so will sie auch, daß er ihr eigen sei. Sie ist vor Gott sein Weib in der heiligsten Gewissensehe. Darum fällt es ihr auch gar nicht auf, daß Faust mit ihr allein zu sein begehrt:

„Ich ließ' dir gern — den Riegel offen,
Doch meine Mutter schläft nicht gut" —

Der Zwang, ihre Liebe geheim zu halten, leitet das Verbrechen ein. Faust übergiebt ihr einen Schlaftrunk für ihre Mutter. Sie soll nur drei Tropfen davon ihr in den Trank thun, — Margarethe merkt die Dosis nicht, und ihre Mutter ist, wie wir später erfahren, nach diesem Schlaftrunk nicht wieder aufgewacht. So scheidet sie — das Weib von ihrem Manne.

„Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willem treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast Nichts mehr übrig bleibt."

Mephistopheles tritt, nachdem sie weg ist, erbost herbei, — der Antipode des reinen Weibes. Das fehlte ihm noch, daß es zwischen Faust und Gretchen zu einer wirklichen, in der Ehe geweihten Liebe käme! Er ist hier ganz des Teufels, die gereizt emporzischende Schlange, die zähnefletschende Hundenatur!

So verstehen wir die Worte Faust's, welche er ihm zuruft:

„Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!"

Die teuflische Freude zuckt ihm zuletzt, wo er den Aerger überwunden hat, bei der Aussicht auf die nächste Nacht in allen Gliedern. Er reibt sich vergnügt die Hände und stößt zwischen den Zähnen hervor die ingrimmige Lust in den Worten:

„Hab' ich doch meine Freude d'ran!"

Bald darnach sehen wir Gretchen am Brunnen bei anderen Mädchen, welche über ein gefallenes Mädchen Pantoffelgericht halten; Gretchen kann nicht mit richten, sie fühlt sich in dem Urtheile über die Andere selbst verurtheilt. —

Diese Brunnenscene, welche zu niederländisch und dabei störend in den Gang der Geschichte sich hereinschiebt, muß ausfallen. (Die Scene ist diese: Straßenprospect. Links von den Zuschauern ein Eckhaus — Gretchens Wohnung. Statt der Thüre ist unter einem kleinen, vorspringen-

den Ziegeldach das Bild der Mater Dolorosa angebracht. Unten von zwei Armen oben, worauf das Dächelchen unmittelbar ruht, springen zwei andere parallel vor, auf deren Enden Säulchen stehen, welche diese oberen Arme tragen. Auf diesen unteren, vorspringenden Tragarmen stehen hüben und drüben Blumentöpfe. Ueber dem Heiligenbilde oben ist ein praktikabeles, gothisches Fenster, zu welchem Gretchen später herausrufen kann. Gegenüber ist Marthens Haus auch mit einem praktikabelen Fenster, durch welches heraus diese später Hülfe ruft. Margarethe kommt nach der Verwandlung dieser Scene um die Ecke ihres Hauses herum und knieet betend vor dem Bilde nieder, nach dessen Beendigung sie wieder um die Ecke verschwindet. Unter diesem Bilde concentrirt sich die Haupthandlung der Scene. Das Ständchen, was Mephistopheles hier bringt, wird dadurch zugleich eine Verhöhnung des Gebets und des Heiligen. Unter diesem Bilde fällt später Valentin, wie ein Märtyrer vor dem Schutzheiligen der Hausehre, während Gretchen knieend neben ihm seinen Fluch gewissermaßen als Antwort auf ihr früheres Gebet vernimmt. Ehe Valentin noch stirbt, wird die Halbohnmächtige von den umstehenden Frauen von ihm getrennt, welchen sie in die Arme sinkt. Wenn Valentin geendet, springen die Männer zu, welche ihn gleich um die Ecke in das Haus tragen, umdrängt von den Bürgern, welche ihm folgen; die Frauen führen Margarethe hinterdrein. So geht diese Scene rasch und malerisch vor sich.)

Die durch Faust und Gretchen verletzte bürgerliche Ordnung und die darin gesichert gewesene Familienehre der letzteren tritt in ihrem Bruder Valentin auf, um die Katastrophe durch seinen Opfertod noch mehr zu steigern. Er

ist ein frischer Soldat, sein einziger Stolz — war seine schöne Schwester, mit welcher er vor allen Gesellen sich Etwas wußte, —

„Und nun! um's Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen!
Mit Stichelreden, Nasenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!" —

So ist Valentin der incarnirte Familienegoismus, welcher lediglich sich in den Seinen liebt, und mithin im Unrecht ist, welches er mit seinem Tode sühnt. Er tritt auf, um in der großen Tragödie der Leidenschaften die letzte Scene eines kleinen, bürgerlichen Trauerspiels zu spielen, wovon er der Held ist.

Er lauert auf Faust, den Verführer seiner Schwester, dieser nahet mit Mephistopheles.

In Faust herrscht nun ganz die Nacht des Sinnenlebens; er wühlt sich hinein, — er ist wüst geworden, — ein Heide, aber kein hellenischer, dem die Moiren Maßhalten lehrten, und ohne Maß fällt die Natur in das Chaos zurück, wie auch zu Ende des Mittelalters die von der Satzung emancipirte Natur in der menschlichen Gesellschaft maßlos in das Chaos zurücksank, welches im Wahn der Hexerei und der Hexenprocesse aufbrodelte.

Faust steht am Rande des Chaos, welches dort, wie hier, seinen Strudel in der Walpurgisnacht hatte, dieser Schierlingsblüthe der verruchtesten Sinnlichkeit.

Das dämonische Sinnenthier — Mephistopheles — geilt ihr entgegen. Faust aber heftet noch mitten in der Nacht seines Gemüthes den Blick an den Polarstern der Liebe:

„Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?"

Worauf Mephistopheles vieldeutig und mit boshafter Anspielung auf Thränen antwortet;

„Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren."

Nun bringt Mephistopheles — der Dämon der Sinnlichkeit — Margarethen das Ständchen, er singt ein moralisch' Lied, um sie gewisser zu bethören, oder zur Verzweiflung zu bringen. Valentin tritt vor, es kommt zum Kampfe. Mephistopheles lähmt die Hand Valentin's, welcher von Faust's Degen fällt. Faust und Mephistopheles entfliehen. Es entsteht Lärm auf der Straße, die Nachbaren versammeln sich um den Verwundeten, dabei sind Margarethe und Marthe; — Valentin verflucht seine Schwester, welche zu ihm hingekniet ist und hofft, aller seiner Sünden Vergebung zu finden, könnte er noch das kupplerische Weib, Marthe, züchtigen. Die tragische Versöhnung ist das Bewußtsein des sterbenden Soldaten:

„Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav."

Die Scene verwandelt sich in das Innere eines Domes.

Ein Säulengang quer über die Bühne, durch welchen man in das Innere des Doms blickt, läßt die nächstfolgende Scene wie in einer Vorhalle dazu vor sich gehen; Kirchengänger ziehen herein. Man kann annehmen, daß die Kirche gefüllt ist, so daß noch Einige in der Vorhalle knieen. Diese ist dunkel; nur das Innere des Doms — der Hintergrund ist erleuchtet. Zuletzt, wenn schon der Gesang begonnen, kommt Margarethe, geführt von Marthe, herein. Diese knieet sich nahe dem Eingange zu nieder, Margarethe mehr einsam vorn. Der böse Geist steigt, in

einen grauen Schleier verhüllt, hinter ihr aus einer Versenkung empor.

Amt, Orgel und Gesang: dies ira, dies illa etc. wecken das böse Gewissen Margarethens auf, welches sichtbar als ihr böser Geist hinter ihr steht. Das böse Gewissen ist die zum Bewußtsein gekommene Schuld in der Vergleichung des paradiesischen Zustandes der Seele vor derselben mit ihren gegenwärtigen Folgen, vor welchen alle Illusion schwindet und nur Verzweiflung und Reue übrig bleiben. So hier! — Das böse Gewissen ist der beginnende Reueact. Da es persönlich uns vor die Augen gestellt wird, obschon es Margarethe selbst ist, so kann es nur als Margarethe, jedoch in dem Zustande der Reue, wie wir später im Gefängniß sehen, sichtbar werden, es wird mithin eine weibliche Gestalt in grauem Büßergewande, jedoch mit verhülltem Gesichte, sein. Das böse Gewissen (böse Geist) Margarethen's verräth uns hier zuerst, daß ihre Mutter durch den Schlaftrunk, welchen sie ihr beigebracht, zur langen Pein hinüberschlief und daß Margarethe in den hoffnungslosesten Zuständen sich befindet.

Aus ihren Worten spricht der unsäglichste Jammer, die entsetzlichste Verzweiflung.

Die Schlußscene gestaltet sich so:

Margarethe will, der Ohnmacht nahe, emporspringen, zugleich versinkt der böse Geist; sie aber fällt mit hinsterbenden Worten: „Nachbarin, Euer Fläschchen!" — nach Marthe zu nieder. Während der ganzen Scene sind so Margarethe und der böse Geist den Zuschauern die Nächsten und ihnen zugekehrt gewesen.

Es folgt die Walpurgisnacht, welche die Grenzen der plastischen Darstellung überschreitet, der eigenste Zusammenhang derselben mit dem Sinnendienst im maßlosen Gemüthe ist oben angedeutet worden.

In wunderbarster Folgerichtigkeit schließt sich daran die barocke Märchenphantasie „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit", wie sich denn auch, um ein Beispiel zu geben, an die wildpathologischen Tragödien Shakespeare's seine Märchendramen reihen, oder aber, wie aus dem sinnlichen Leben der Wiener Raymund's Zaubermärchen emporwuchsen.

Die menschliche Natur, welche sich maßlos den sinnlichen Leidenschaften ergeben hat, empfindet den Gegenschlag des beleidigten, göttlichen Geistes in der Verzweiflung. So Margarethe als die zartere, weibliche Natur früher im Dom, hier am trüben Tage Faust im freien Felde in der wildesten Empörung gegen seine thierisch-sinnliche Natur, sich ihm darstellend in Mephistopheles, welcher ihm entgegentrotzt.

Mephistopheles' viehische Ruhe überwältigt den Verzweifelnden; denn die Ruhe an und für sich behält dem Affecte gegenüber immer Recht!

Die nur mit besonderer technischer Vorrichtung und vielleicht kaum gut darstellbare Scene, wo Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden am Rabenstein vorüberbrausen, überfliegen wir, — wir ahnen, daß wir in den Kreis treten, welchen Entsetzen und Grauen um den Ker-

ker der Mutter- und Kindesmörderin ziehen. Sie läutert in der Verzweiflung und der Reue bis an die Grenze des Wahnsinns ihre Seele von den Schlacken der Sinnlichkeit.

Da stehen wir selbst vor dem Kerker. Faust naht mit Schlüssel und Lampe. Er ist noch in der Sinnlichkeit, wenn auch in schaudernder, befangen. Das Lied, in welchem Margarethens böses Gewissen sich kund giebt, ist der Inhalt eines alten Volksmärchens, in welchem eine böse Mutter ihr Kind umbringt, es kocht und ihren Mann essen läßt; des Kindes Schwesterchen sammelt das Gebein, begräbt es unter einem Baume, daraus wird ein Vogel, welcher vor dem Hause auf einem Baume singt und als die böse Mutter sich naht, einen Mühlstein herunterfallen läßt, der sie erschlägt.

Margarethe war die böse Mutter, welche ihr Kind umgebracht hat; sie hat es der Liebe oder vielmehr aus Scham über den Fehltritt der Liebe, mithin auch dem Manne geopfert, sie hat es ihm so gewissermaßen zu essen gegeben.

Ihre erregte Phantasie hat ihr ermordetes Kind ebenso, wie das Märchen gethan, in einen Vogel verwandelt. Sie wähnt ihn singen zu hören. Die Worte des Liedes singt sie aufhorchend nach, bis sie mit Grauen und Angst ruft:

„Fliege fort, fliege fort!“

Die Darstellerin muß ihr stöhnendes Gewissen in dem Liede anklingen lassen: Faust tritt ein; Margarethe wähnt, daß die Henkersknechte kommen, sie zum Blutgerüst zu führen. Das doppelte: „Weh! Weh!“ ist ein Aufschrei der Creatur, welcher sich in Todesschauer auflöst in den Worten: „Sie kommen!“ und in schmerzlicher Resignation: „Bitterer Tod!“ — Ihre Sinne sind verrückt, d. h. von dem Außenleben hinweg und nur auf ihre inneren und äußeren

Zustände hingeheftet, — wahnsinnig ist sie nicht; sie hat keine fixe Wahnidee, — Alles, was sie spricht, ist grauenvolle Wahrheit. So fleht sie den Mann, den sie für den Henker hält — und dieser Henker ist der von ihr verkannte Faust — um Erbarmen an, so entsetzt sie sich darüber, daß sie schon jetzt sterben soll, da es doch noch nicht Morgen ist. Die Darstellerin muß hier durchaus wahr spielen, d. h. das Flehen der Todesangst wiedergeben. Auch ihr Jammer, daß sie noch so jung sei, ist ein wirklicher, — eine herzinnige Klage, sie entschuldigt, wie jeder Verbrecher, auch ihr Vergehen. Wie Faust sie anfaßt, steigert sich ihre Todesangst in den Worten:

„Fasse mich nicht so gewaltsam an ꝛc."

Sie hat ja ihn, den Henker, der ihr ein ganz fremder Mensch ist, nicht beleidigt.

In dieser Todesangst spiegelt die Phantasie ihr vor, als ob ihr Kind, welches sie die Nacht durch in der Einbildung geherzt hat und das nun weg ist, leben müsse, denn, daß es ein Waldvögelein geworden, ist ja ein Märchen, welches die Leute nur auf sie deuten. Wie sich jetzt Faust auf die Kniee wirft, sieht sie in ihm nur einen Menschen, mit dem sie beten kann in den Höllenqualen ihres Gewissens, welche sich ihr äußerlich darstellen als die Hölle unter den Dielen des Kerkers. Nur als Faust sie bei ihrem Namen ruft, beginnt sie, seine Gegenwart zu ahnen: sie horcht auf, als ob sie ihn, den Nahen, aus der Ferne höre. — Jetzt springt sie auf, die Ketten fallen, ihre Worte erklären sich von selbst. Auf Faust's: „Ich bin's!" schlägt ihr: „Du bist's!" schnell nach! — Sie ist jedoch in ihm noch immer nicht ganz sicher, darum die hastige Bitte: „O sag' es noch einmal!" Dann bricht sie in den vollen Jubel der Errettnng,

der Freiheit im Wiedersehen aus. Sie ist ganz in die glückliche Vergangenheit versenkt, bei dem Anblick des Geliebten verschwindet ihr alle Noth, alles Gräßliche der Gegenwart, nur er erfüllt ihre Seele. Aber der zur Flucht drängende Faust ist nicht der glücklich liebende Faust mehr. Das macht sie wieder in seiner Person zweifelhaft. — Nun dunkelt wieder die Nacht ihres Unglückes herauf, die Erinnerung an die gräßlichen Thaten, die geschehen sind, wird lebendig. Sie beginnt mit grauenvoll monotoner Stimme:

„Meine Mutter hab' ich umgebracht" —

sie steigert sich im Grauen:

„Mein Kind hab' ich ertränkt." —

Sie schaudert fragend vor der Schuld, welche um so schwerer wird, da das Kind ihr ja nicht allein, sondern auch ihm geschenkt gewesen. Aber auch er trägt eine schwere Schuld, er ist der Mörder ihres Bruders; dieser Mord wird ihr ebenso zur Gegenwart, sie schreit auf:

„Ach Gott, was hast du gethan?"

Er ist so gut des Todes schuldig, wie sie. Faust's Worte: „Du bringst mich um!" machen es ihr deutlich, daß auch er dem Gericht und dem Tode verfallen ist; aber er soll übrig bleiben und für die Gräber und ihr eigenes Begräbniß sorgen. Von den Worten:

„Nein, du mußt übrig bleiben"

bis zum trostlosen:

„Niemand wird sonst bei mir liegen"

ist Alles klarsinnige, schmerzliche, gramvolle Bitte. Es ist ihr letzter Wille. So ist sie auch bei klarem Sinne, wo sie sich des Glückes ihres Zusammenseins mit ihm erinnert; aber es ist ihr jetzt, als müsse sie sich zu ihm zwingen. Sie ist die durch Entsetzen und Verzweiflung in der Reue

gereinigte Seele, welche sich schaudert vor dem Unreinen. So klar ist auch das Uebrige, — sie will Faust nicht in das Freie folgen, vielmehr ihr Vergehen durch den Tod sühnen, sie kann deshalb nicht mit. Darum ist es die herzinnerste Klage:

„O Heinrich, könnt' ich mit!"

weil sie ihrem Verhängnisse, wie sie es weiter schildert, nicht entgehen kann; denn selbst wenn sie mit bösem Gewissen in der Fremde betteln wollte, würde sie doch ergriffen werden. Als aber Faust bei ihr zu bleiben verspricht, will sie eigentlich ihn fragen: „Kannst du das Geschehene ungeschehen machen?" aber diese Frage gestaltet ihre Phantasie zu der gräßlichen Vision von dem letzten Augenblicke ihres ertrinkenden Kindes und ihrer am Schlaftrunk sterbenden Mutter.

Der Patriotismus erschöpft sich in ihrem Ruf: „Rette! rette!" — In Schauern und zuckenden Seelenkrämpfen geht ihre Stimmung in monotones Grauen über:

„Wären wir nur den Berg vorbei —"

und sinkt bis zur Mattigkeit hinsterbend herab in den Worten:

„Es waren glückliche Zeiten."

Faust will sie jetzt mit Gewalt wegschleppen, sie will es nicht dulden. So ist sie auch ganz bei klarem Sinne bei den Worten, welche sie mit gräßlicher Bestimmtheit spricht:

„Tag! Ja, es wird Tag!„

bis

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab."

Wie vorher ihr die Vergangenheit, so wird in ihrer aufgeregten Phantasie die nächste Zukunft zur Gegenwart. Hier hat sie vollendet den Bußgang der Reue, der physische Tod ist nur noch das Punctum, nur das Zeichen der wirklichen Vollendung des Irdischen.

Mephistopheles erscheint unter der Thür.

Margarethe erkennt in ihm den Bösen. „Der! der!“ ruft sie mit Schaudern, aber: „Schick' ihn fort!“ mit angstvoller Bitte, welche sich fortsetzt: „Was will der an dem heiligen Ort?“ — In den Worten: „Er will mich!“ schaudert sie vor ihm, dem Dämon der Sinnlichkeit und Sünde zurück. Sie übergiebt, auf die Kniee fallend, sich dem Gerichte Gottes, sie tritt von selbst gereinigt in die Schaaren seiner Engel, sich abwendend von Faust:

„Heinrich! Mir graut's vor dir!“

Mephistopheles.

Sie ist gerichtet!

Stimmme von Oben*).

Ist gerettet.“

Nun erklären sich von selbst die Worte:

Mephistopheles (zu Faust)

„Her zu mir!“

in welchen das Ende der Tragödie liegt, nämlich: der irdische Faust ist verloren! Der geistige aber ist gerettet, wie hier seine irdische Liebe in Margarethe zu Grunde geht, um sich in die himmlische zu verklären, in welcher auch er erlöst werden wird.

— —

Um der Tragödie einen äußeren Abschluß zu geben, läßt man bei den Theatern hier eine Verklärung Margarethens eintreten. Die gewöhnlichen Mittel dazu sind: Musik, Wolken, Weißfeuer und das Abfallen des grauen Gewandes, unter welchem Margarethe ein weißes trägt.

---

*) Diese Worte ruft füglich die Schauspielerin, welche im Dome den bösen Geist gegeben hat.

Ein solches wunderliches Wunder hebt aber den Eindruck der Kerkerscene von selbst auf. Niemand glaubt daran, der Zweifel bleibt übrig. Die Tragödie bedarf nur der Gewißheit, daß die Reinigung von der schlechten Endlichkeit durch den leiblichen Tod gesichert sei. Diese Gewißheit muß von der Außenwelt uns zukommen, weil an ihr die tragische Person zu Grunde geht. Diese Gewißheit ist uns Goethe schuldig geblieben. Er stand selbst im Wahne, daß hier seine Tragödie noch nicht zu Ende sei, um mit einem zweiten Theile zu beweisen, daß die Tragödie entweder schon hier ihr Ende finden, oder ein Fragment bleiben müsse. Wir stimmen der ersteren Ansicht gegen den Dichter selbst bei. Dieser kann bei einem Werke, welches er aus der unmittelbaren Gefühlswelt herauskrystallisiren ließ, ohne mit künstlerischem Bewußtsein zu verfahren, keine Stimme haben, wo es zur plastischen Darstellung gebracht werden soll.

Es ist ein Cyklus lyrischer Gedichte, dem Hauptbestandtheile nach in dialogischer Form, welche eine Geschichte vor uns abspinnen. Es mußte daher auch der Charakter der Balladenform der durchgreifende bleiben. Die Ballade, wobei ich nur an die denke, welche, wie die Volks-Ballade, aus dem musikalischen Gemüthe sich herausbildet, vermeidet gern den drastischen, dramatisch-plastischen Schluß, und anticipirt dafür die musikalische Empfindung darüber. Einige Beispiele mögen genügen. In „des Knaben Wunderhorn" befindet sich die Ballade von der verschmähten Liebe eines Judenmädchens zu einem Christen; die Jüdin steht gegen Sonnenuntergang am Meer, um sich den Tod in den Wellen zu geben. Die Ballade führt uns rasch bis zu diesem Momente, — jetzt muß das Mädchen hineinspringen, aber

hier schiebt die Ballade plötzlich das weiche, musikalische Bild ein:

„Die Sonne ist untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer."

Wenn sich kein solches Bild einstellt, so begnügt sich die Ballade auch einfach damit, den Namen des seinem Untergange Zueilenden auszurufen, wie in der bekannten Ballade von „Vonved" im Refrain: „Schau' dich um, Held Vonved!" oder in der englischen Ballade: „Eduard, was ist dein Schwert so roth?", welche sich dialogisch vorträgt und in dem wiederkehrenden: „Oh! Oh!" und dem Ausruf des Namens: „Eduard!" unsere Stimmung intonirt. In diesem Balladentone endigt auch diese Tragödie mit dem Ausrufe: „Heinrich! Heinrich!" welche wir im Chor dem in das Verderben davon eilenden Faust nachrufen. —

Wir dürfen daher zunächst das Dunkel des Kerkers, in welchem sich diese Balladenscene vorträgt, nicht stören, wir müssen aber auch ein Mittel in der Außenwelt finden, welches den Abschluß musikalisch bezeichnet. Das Nächste ist: das Läuten des Armensünderglöckchens in der Ferne, welches die von Margarethe als Gegenwart aufgefaßte nächste Zukunft ihrer Hinrichtung real beginnen läßt. Es tritt von selbst nach ihren Worten:

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab —"

eine kurze Pause ein, noch ist aber die Welt nicht stumm, vorher spricht noch ihre eherne Zunge, zuerst in der Armensünderglocke. Es motivirt sich dadurch lebendig der Ausruf Faust's:

„O wär' ich nie geboren!"

und zugleich das Hereinspringen des Mephistopheles:

„Auf! oder Ihr seid verloren“

Nach den Worten:

„— Der Morgen dämmert auf —“

schweigt das Armensünderglöckchen, beginnt aber wieder bei Faust's Worten:

„Du sollst leben!“

und motivirt jetzt weiter Margarethens Gebet:

„Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben!“

bis

„Lagert Euch um mich her, mich zu bewahren.“

Margarethe bleibt knieen, Faust rührt sie jetzt wieder an, um sie noch einmal zur Flucht zu bewegen, knieend wendet sie sich mit abwehrenden Händen von ihm ab:

„Heinrich! mir graut's vor dir.“

Jetzt beginnt das Armensünderglöckchen zum dritten Male zu läuten und hält an, bis der Vorhang gefallen ist. Den Ausruf:

„Heinrich! Heinrich!“

welcher dem von Mephistopheles abgeholten Faust jammernd nachschallt, muß Margarethe übernehmen, indem sie umsinkt. — So befriedigt sich das tragische Gefühl, wie es nur immer durch die Ballade geschehen kann, deren musikalisches Element diese Tragödie so unmittelbar in unsere Gemüthswelt gerückt hat, jedoch dabei auch auf den Vortheil des plastischen Abschlusses Verzicht leisten muß.

Das neuere deutsche Drama

und die

deutschen Theaterzustände.

(1846.)



Die dramatische Poesie ist die poetische Verklärung eines gebildeten Volks; sie ist der unsterbliche Kranz auf seinem Haupte, selbst wenn es aus der Geschichte verschwunden ist oder seine politische Bedeutung verloren hat. Wie Leuchtthürme aus Sturmwolken, leuchten die Genien der dramatischen Poesie aus dem Dunkel der Vergangenheit in alle Zeiten hinüber. Könnte eine verruchte Hand die Namen: Aischylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes aus der Geschichte der Hellenen, Shakespeare aus der englischen, Calderon, Lope und ihre Mitstrebenden aus der spanischen, Corneille, Racine, Molière und Voltaire aus der französischen und die deutschen großen, dramatischen Dichter aus unserer Geschichte streichen und ihre Werke vertilgen, so wären damit die Zeugnisse der höchsten Bildung der geschichtlich großen Nationen vernichtet. Aber nicht nur die Namen der dramatischen Dichter, es glänzen auch darin die der Regenten und der Mächtigen, welche ihr Streben gefördert haben; denn jede Weiterentwickelung der dramatischen Poesie bedarf des bestimmten, äußeren Schutzes gegen den vornehmen und gemeinen Pöbel, der Kunst und Poesie immer haßt.

Noch hat aber das deutsche Drama seinen Abschluß nicht erlangt, es sucht vielmehr einen neuen Weg anzubahnen, um seinen Kreis zu vollenden. Es ist jedoch mehr oder weniger auf heftige Widersprüche gestoßen, welche es

im Keime zu ersticken drohen. Um diesen Widerspruch zu würdigen, kommt es zunächst auf die Vorfrage an: Ist die Auffassung der Geschichte in den historischen Dramen der Jetztzeit eine ästhetische oder sittliche Verirrung? Oder ist vielmehr die neue dramatische Schule nur eine nothwendige Weiterentwickelung des Nationalbewußtseins in der Poesie, die Frucht des Baumes, dessen Wurzel — Lessing, dessen Stamm — Goethe, dessen Blüthe — Schiller ist? Beleuchten wir diese Frage!

Die deutsche Bildung hat zu ihrer Unterlage die althellenische. Keine Nation ist tiefer in die Wissenschaft, Kunst und Poesie der alten Hellenen eingedrungen, als die deutsche. Wurde dieser Bildungsproceß durch die Gelehrten eingeleitet, so mußte von selbst zuerst die Bildung mit dem Leben und seiner Wirklichkeit auseinanderfallen. Klopstock sprach noch von einer Gelehrten-Republik, Goethe und Schiller dichteten noch ihre vollendetsten Werke für die exclusive Bildung. Doch streiften schon Beide, besonders Schiller, mit den Flügelspitzen ihrer Ideale die wirkliche Welt der deutschen Nation. Ein Haupt der romantischen Schule, welche mit den Wolken der katholisch-mittelalterlichen Gefühlsphantastik die Morgenröthe der hellenischen Bildung am deutschen Himmel zu umnebeln drohte, erklärt deshalb auch Schiller für einen Demagogen, und selbst Goethe entging nicht mit seinem Egmont der Verdächtigungspolizei. Es giebt große Hoftheater, wo erst vor einigen Jahren „Tell" und „Egmont" sich wieder auf die von den widrigsten Gemeinheiten der pariser Sudelköche entheiligte Bühne schleichen durften. Doch war die Seele der Dramen Goethe's und Schiller's nur eben das rein Ideale, welches mit dem wirklichen Dasein eigentlich Nichts zu schaffen hat. Ihre

Muse war die hellenische im barbarischen Norden, — Iphigenie auf Tauris. Der mit Lessing gegebene Anfang des deutschen, dialectischen Drama's fand daher in der Weimar'schen Schule nur seine weitere Ausbreitung, ohne noch aus dem idealen Himmel in das reale Dasein hereinzutreten und es zu durchdringen und zu vergeistigen, wie dies die letzte Aufgabe der Kunst ist. Daß wir hier nicht bis auf Schröder in Hamburg zurückgehen, entschuldigt sich von selbst; denn sein Theater gab die Ausläufe des englischen in das Familiendrama wieder, aus welchem sich das Lessing'sche, das deutsche Drama, erst selbstständig zur hellenischen Bildung herausarbeitete. So konnte der Irrthum entstehen, welcher erst vor Kurzem hier und dort auftauchte, daß das wahre Nationaltheater der Deutschen in den Familienstücken zu suchen sei. Doch hatte ebenso gut, wie die Weimar'sche Schule, auch dieses Familiengenre bis in die neueste Zeit seine poetischen Vertreter, so daß wir immer noch eine Alt-Hamburger und eine Weimar'sche Schule in der Production, wie in der Darstellung unterscheiden können. Doch kehren wir zur alten, romantischen Schule zurück, welche auf die Weimar'sche folgte! Sie verdankte ihre Entstehung dem Drucke unter der in Napoleon siegreichen, französischen Revolution. Diese wurzelte zunächst in der Bildung der Geister, welche von der Freiheit der alten Welt groß genährt worden waren. Versuchten diese in Frankreich durch eine politische, doch in Deutschland durch eine philosophische und ästhetische Revolution das verknöcherte Mittelalter aufzuheben, so stellen sich uns von selbst zwei miteinander ringende Gegensätze vor unsere Augen: der gedankenherrschende Geist der wiedergeborenen, alten Welt und das gefühlsthätige Gemüth des Mittelalters. Das Letztere trat in

der Kunst und Poesie als die romantische Schule auf. Wie es dort darauf ankommt, daß sich der Einzelne ganz der Staatsgemeine und ihrer idealen Aufgabe hingiebt, so hier Alles auf das vom Allgemeinen losgebundene, willkürliche Subject. Findet diese Phantastik des subjectiven Gemüths im Traumleben die freieste Entwickelung und ihre Blüthe in dem Somnabulismus, so dürfen wir die Dramen des Dichters Heinrich von Kleist als das höchste und schönste Ergebniß der romantischen Schule erklären.

Wie besonders seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts die Poesie das historische Leben wieder zu durchdringen und selbst dramatisch zu gestalten bemüht ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie ist immer noch die vom hellenischen Geiste mit dem deutschen Gemüthe erzeugte Tochter.

Es ist bedeutungsvoll, daß Ludwig Tieck verschiedene Tragödien althellenischer Dichter in Berlin zur Aufführung gebracht hat. Die romantische Schule hat damit ihren Kreislauf beschlossen; sie ist wieder bei der hellenischen Poesie, bei der Antigone des Sophokles und der Iphigenie auf Tauris von Goethe angelangt, freilich ohne recht zu ahnen, daß gerade von diesem Puncte aus die neue Fortbildung des deutschen Drama's beginnt. Allerdings schreiten in diesen Tagen die althellenischen Ideale herunter von ihren Postamenten und werden wieder lebendig, und wie sie mit Lessing, Goethe und Schiller vom Tode erwacht sind, so verkehren sie jetzt wieder lebendig mit den wachen Lebendigen in dieser träumenden Zeit. Wodurch dies Wunder geschehen ist? Dadurch, daß die deutsche Philosophie den großen Gedanken entdeckt hat: Die Weltgeschichte ist der Prozeß der Entwickelung des Menschengeschlechtes zum Selbstbewußtsein. In diesem Gedanken muß sich jeder Gebildete als thätigen

Theil der Weltgeschichte und sich selbst in jeder dialectischen Phase der verschiedensten Perioden durch Vermittelung der Philosophie und der dramatischen Poesie wieder im organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit erkennen lernen.

So ist die deutsche dramatische Poesie hereingetreten in die wirkliche Geschichte; ihre Stoffe sind Parallelen zur Gegenwart in der Vergangenheit, indem das Drama selbst den Zuschauer, wie den Helden, in dem Conflicte der dialectischen Gegensätze des historischen Lebens von den Schlacken des Endlichen und Schlechten reinigt; es ist mithin so wenig staatsgefährlich, als die Religion sein soll; denn die dramatische Poesie in ihrer höchsten Aufgabe ist vor Allem die Lehrerin des Göttlichsten im Diesseits — der Wahrheit in der Schönheit und der Freiheit im Vernunftgesetze. Ist das neue historische Drama von der Bildung ausgegangen, so bedingt die Beurtheilung desselben bei den Intendanzen und Directionen der Theater von selbst, daß diese gebildete Männer sind, um zu wissen, um was es sich handelt.

Es gilt daher die weitere Frage: Haben die Intendanten und Directoren der deutschen Bühnen diese ihre Aufgabe begriffen? Ein kurzes: „Nein!“ ist darauf die allgemeine Antwort. Sie theilen zur Zeit in den Augen der gebildeten Welt kaum den Rang mit den Principalen der Bereiterbanden auf den Jahrmärkten in der Verfolgung des gleichen Zieles: die frivole Neugierde für die Kasse auszubeuten durch das leidige Amusement des vornehmen und gemeinen Pöbels.

Und doch spricht für jene Principale in der rothen Jacke, mit der Carbatsche in der Hand, daß ihre hauptsächlichsten Acteurs Pferde sind und daß sie nicht die Tartufferie besitzen, Anstalten der höheren poetischen Nationalbildung leiten zu wollen.

Man hat viel hin und her gefragt, woran die Schuld von dem Verfalle des deutschen Theaters liege. Man hat die dramatischen Dichter, die Schauspieler, das Publicum deshalb zur Verantwortung ziehen wollen, während man vergessen hat, auf die Ursache des allgemein empfundenen Uebels zurückzugehen. Dennoch braucht man nur die Augen aufzuschlagen, um zu sehen, daß ein Theater immer den höchsten Bestrebungen der dramatischen Literatur einen Ausdruck gab und Dichter, Schauspieler und sein Publikum heranzog, an dessen Spitze ein Mann stand, der gebildet genug war, um die Aufgabe des Theaters zu verstehen, und charakterfest genug, das Princip desselben gegen alle Angriffe zu vertreten. Wir erinnern nur an das Weimar'sche Theater unter Goethe, an das Hamburger unter Schröder, an das Berliner unter Iffland und zuletzt an das Düsseldorfer unter Immermann. Sind nunmehr die meisten deutschen Theater nur Anstalten des frivolen Amusement's und ist die Bildung von der Scene und aus den Zuschauerräumen verbannt worden, so ist daran einzig der Mißgriff Schuld, daß man die Administration und die ästhetische Leitung einer Bühne gewöhnlich einem Manne zugleich anvertraute, der vielleicht für die erstere geeignet war, von der letzteren aber kein Verständniß, vielleicht nicht einmal Empfänglichkeit für die Kunst selbst hatte.

Von den Theatern, deren Pächter auf den Erwerb angewiesen sind, und von den armen Directionen herumwandernder Gesellschaften, welche die Schaulust des Publikums ausbeuten müssen, kann hier nicht die Rede sein, sondern nur von den Theatern, welche, finanziell gedeckt, wirkliche Kunstinstute sein sollen und können.

Es handelt sich hier überhaupt nicht von Personen, son=

dern von allgemeinen Zuständen, welche über die Meisten eine unabweisbare Macht ausüben. Im Staate stellt man für jedes Fach öffentlicher Thätigkeit einen Mann an, von dem man erwarten muß, daß er auch Etwas davon versteht; man besetzt Gerichtshöfe mit Juristen, das Finanzfach mit Finanzmännern, man stellt an den Kirchen Theologen, an den Schulen Schulmänner, an den Universitäten für jedes Fach Gelehrte an, welche sich besonders dafür ausgebildet haben, aber nur für das Institut, welches fortwährend Zeugniß ablegen soll von der sittlichen und ästhetischen Bildung der Nation, wird bei der Wahl eines Theaterchefs auf Alles eher gesehen, als auf die nöthige, auch oberflächlichste Vorkenntniß in dem Fache, welchem sie nunmehr vorstehen sollen. Man wähnt bei der Wahl des Intendanten oder Generaldirectors das Möglichste gethan zu haben, wenn man in ihm einen Mann herausgegriffen hat, welcher Fähigkeiten für die Administration und persönliche Autorität zur Handhabung der Disciplinargewalt besitzt; man macht jedoch dadurch von selbst das Materielle zur Hauptsache bei dem Theater. Man weiß von Theatern zu erzählen, wo der Intendant mit dem Strafgesetze in der Hand den Proben vorsitzt und doch Schiller's Geburtstag mit der Aufführung des „Weltumseglers wider Willen" feiert und das Institut in den jammervollsten Trivialitäten zum Spotte der deutschen, gebildeten Welt macht. In dieselbe Richtung muß jedoch jeder Theaterchef gerathen, welcher weder von der Kunst und Literatur Etwas versteht, noch sonst sich mit ihr vermitteln kann. Doch ist es natürlich, daß ein solcher Chef, da er keine innere Stütze an sich selbst hat, eine solche in Anderen zu erwerben sucht, so daß sich entweder eine Intendanz-Kamarilla außerhalb

des Theaters mit ihren Sympathieen und Antipathieen und ihren daraus hervorgehenden, störenden Einflüssen auf das Theater, oder innerhalb des Theaters bilden muß. Im letzten Falle schafft sich der Vorstand der Bühne im Bühnenpersonal Creaturen, welche ihm zur Hand sind, es versteht sich, nach der stillschweigenden Uebereinkunft: „Eine Hand wäscht die andere.“ Den Theaterintriguen und Zuträgereien ist nun Thür und Thor offen; wie das Institut in seinem Herzen roh und gemein, so muß es auch von selbst das Edlere in der Kunst, das Ideale, hassen und vertreiben und in seinen Leistungen das triviale Amusement zu seinem Principe machen. Fehlt es einem solchen Chef nicht an der nöthigen Weltklugheit, so sucht er sich den Vertretern der Literatur gegenüber den Rücken zu decken, entweder durch Ernennung einer sogenannten Prüfungscommission, welche ihr Urtheil über die eingesandten Stücke abgiebt, ihm aber dabei immer noch freie Hand läßt, das Stück trotz aller Bevorwortung für die Aufführung desselben abzulehnen, oder er muß ein ehrliches und aufrichtiges Bündniß mit der Gemeinheit schließen, offen die Kunst und Literatur verachten und ihr von der ihnen anvertrauten Anstalt aus den Krieg erklären. Auf jeden Fall ging an diesen Zuständen die Kunst selbst bei den deutschen Theatern zu Grunde. Zum Theil hat man diese Mißstände auch eingesehen und hier und dort Dramaturgen angestellt. Hier wird nun Alles darauf ankommen, ob man dem Dramaturgen entscheidenden Einfluß auf das Repertoire und die Besetzung der Stücke giebt, so daß er dadurch wesentlich die Interessen der Kunst unbedingt unter eigener Verantwortung geltend machen kann; ist dies nicht der Fall und kann der administrative Vorstand das Urtheil desselben

nach Belieben beseitigen, so bleibt es im Ganzen beim Alten.

Die Frage: welches Verhältniß findet zur Zeit zwischen dem Theater und der Weiterentwickelung des historischen Drama's Statt? — verhallt in der Luft. Zwar findet manchmal zur Deckung des angeblichen Credits der Theater oder einem Schauspieler zu Gefallen oder zur Vertheidigung gegen die Tageskritik die Aufführung eines Drama's von Shakespeare, Schiller oder Göthe Statt, aber gewöhnlich mit einer aus allen Flittern hervorgähnenden Faulheit und Unlust der Darsteller, welche nur ihres Gleichen in der Gemüthsleere der Repertoirefabrikanten und der Blasirtheit des Publikums findet. Dafür wälzen sich die Directionen, ihre demoralisirten Schauspieler und das entwürdigte Publikum entweder im Unrath der Pariser Boulevards-Theater oder in den Fabrikaten, welche nach dem Pariser Recepte zubereitet sind, behaglich herum.

Mit gewandter Benutzung dieser kleinen Vergünstigungen jedoch hat das deutsche Drama im französischen Costume einige Eroberungen gemacht, zwar nicht in der Darstellung völkergeschichtlicher Charactere und Begebenheiten, doch in der Benutzung literaturgeschichtlicher und biographischer Anecdoten, aber auch da noch mit schweren Kämpfen, besonders in Berlin, wo das Theaterelend trotz der vorzüglichsten Talente, über welche man dort gebieten kann, vielleicht am Größten ist. Schüchtern trat zuerst Camoëns auf die deutsche Bühne, dann folgten zaudernd Molière, Voltaire, Gottsched und Gellert, Uriel Acosta, Göthe's Liebesabenteuer in Sesenheim und zuletzt Schiller's Flucht aus Stuttgart. Einige dieser literaturhistorischen Stücke hatten bei der Aufführung den größten Erfolg, wozu sie bei einem

Volke, das der Völkergeschichte nicht mehr angehört, sondern nur noch Literaturgeschichte macht, an sich die vollste Berechtigung hatten.

„Ah, Pah!“ höre ich die Herren Intendanten und Generaldirektoren rufen, „nennen Sie, Herr Dramaturg in Oldenburg, uns nur ein einziges ernstes, historisches Drama der sogenannten neueren Schule, welches einer Aufführung werth wäre!“

„„Recht gern und zwar das Beste, welches in diesem Jahre (1846) gedichtet, als Manuscript gedruckt und bei Ihnen zur Aufführung eingereicht worden ist.““

„Hat es Handlung? Gute Rollen? Ist's interessant?“ rufen drei Intendanzen auf einmal. „Ja! meine Herren, das Alles! vielleicht bereichert es das Repertoire der Charakterdarsteller mit einer der interessantesten Rollen; lassen Sie meinetwegen darüber die Herren Döring und Hoppé in Berlin, Kaiser in Hannover und Grunert in Stuttgart oder sonst einen tüchtigen Künstler in diesem Fache entscheiden.“

„Ein historisches Drama? doch nicht aus der deutschen Geschichte? Es tritt darin doch nicht etwa ein Verwandter des Fürstenhauses auf? Greift es vielleicht die Religion und die garantirten Secten, mit Ausnahme der Juden, an? Oder ist es lasciv ohne hinter die erlaubten, durchsichtigen Zweideutigkeiten die pikanten Heimlichkeiten zu verbergen?“

„Nein, meine Herren, es waltet darin nur der heilige Ernst der Geschichte.“

„Giebt es auch Etwas für das Auge? Giebt der Verfasser nach dem Vorbilde unserer Madame Birch-Pfeiffer auch Gelegenheit, schöne Decorationen und Kleider zu zeigen?“

„Auch dies, meine Herren!"

„So nennen Sie uns doch endlich den Stern von diesem Jahre, den unsere Augen nicht entdeckt!"

„Recht gern! Es ist

Sixtus V.

Historisches Drama von Julius Minding."

Der geschichtliche Stoff.

Sixtus V., der größte und gewaltigste, und der letzte den Königen furchtbare Papst, war von armen Aeltern zu Grotta a Mare in der Mark Ancona zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren. Seines Vaters Bruder, welcher Franciscaner zu Montalto war, erzog ihn zum Mönch seines Ordens, in welchen der geniale Jüngling im Jahre 1534 eintrat. Er studirte im Kloster eifrig die römische Literatur, in welcher er sich zum künftigen Herrscher stählte, Philosophie und Theologie, welche seinen Scharfsinn bildeten. Gar bald lenkte er auf sich die Augen seiner Vorgesetzten und begann nun eine Stufe nach der andern in der römisch-katholischen Hierarchie zu besteigen, bis er endlich 1570 unter dem Namen Montalto Cardinal wurde. Es blieb ihm nur noch die dreifache Krone übrig, deren er bedurfte, um seine großen Herrscherplane in That zu verwandeln. Da er, wie kein Anderer, die Politik des Cardinalcollegiums kannte, in welchem sich die einflußreichsten und mächtigsten Cardinäle bei einer Papstwahl dadurch einander die Waagschalen

hielten, daß sie den Aeltesten und Hinfälligsten aus ihrer Mitte gern emporhoben, so stellte er sich ihnen als solchen dar. Dreizehn Jahre lang schien er dem Grabe zuzuwelken, während er sich zugleich immer mehr von den Regierungsgeschäften zurückzog. Wie er es vorausberechnet hatte, so geschah es: als Gregor XIII. 1585 gestorben war, wurde er einstimmig zum Papst gewählt.

Wir müssen jetzt einen Blick in die politische Welt hinaus thun, um die Aufgabe seines Herrschergenie's zu begreifen. — Die Satzung des Mittelalters war zuerst durch die hellenische Bildung, welche nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken nach Italien und von da nach Deutschland und zu den übrigen europäischen Völkern gedrungen war und die schlummernden Geister zur Gedankenfreiheit aufgerüttelt hatte, in ihrer innersten Seele angegriffen. Eine große Entdeckung in dem Reiche der Naturwissenschaften folgte der andern, während allenthalben Kunst und Literatur sich zur Blüthe entfalteten.

Am 3. August 1492 hatte Columbus Amerika entdeckt, und bald darauf Portugal im Wetteifer mit Spanien seine Herrschaft in Ostindien und Brasilien begründet. Zugleich hatte sich der angeregte, forschende Menschengeist auf die Kritik der politischen und religiösen Zustände geworfen, bis er in der Reformation den gewaltigen Kampf um geistige Freiheit mit der katholischen Hierarchie begann. Zunächst hatte Karl V. in dem allgemeinen Chaos, jedoch vergebens, versucht, sich zum unbeschränkten, weltlichen Herrn der Christenheit, mit der Gewalt über zwei Erdtheile, zu machen; sein Plan zerschellte an den deutschen Fürsten, welche die Reformation benutzten, um, vom Kaiser und Papst losgebunden, zur eigenen Selbstherrlichkeit zu gelangen, während die Völ-

ter zugleich nach unbeschränkter politischer und religiöser Freiheit trachteten. Es traten jetzt die furchtbarsten Leidenschaften der Herrschbegierde auf den Schlauplatz der Politik. Während die protestantischen Fürsten in Deutschland mit ihrer Würde die bischöfliche ihrer Landeskirche verbanden und ihrem Beispiel die nordischen Könige folgten, begann der König von Frankreich den Einfluß der katholischen Klerisei auf das Volk für die königliche Gewalt im Kampfe mit den großen, protestantischen Vasallen auszubeuten, jedoch Philipp II. von Spanien durch die von ihm allein abhängige Inquisition die königliche Macht zur Despotie über die Leiber und Seelen seiner Unterthanen zu steigern, bis die Niederlande den gräßlichen Kampf um die alte Freiheit mit ihm aufnahmen.

Minding schildert den damaligen Weltzustand nahe herangerückt zu Sixtus V. in einem Prolog mit den Worten:

„Groß war die Zeit! Parthenope's Gefild —
Lag in des spanischen Philipp kalter Hand —
Das kühne Kind von Béarn träumte sich
Den Erben des Cäsaren! Heinrichs Tochter
Wob jene Flagge, nun des Meeres Herrin,
Indeß das Blut von Niederland und Flandern
Sich kühlend mischte mit dem heißern Strome,
Den Andalusiens Gefilde nähren."

u. s. w.

Es geht daraus hervor, daß die geistliche Macht der weltlichen selbst da dienstbar geworden, wo die katholische Religion den Protestanten gegenüber Siegerin war. Es blieb daher der päpstlichen Macht nur der Ausweg übrig, nach eigener weltlicher Gewalt zu streben, in dem Versuche: sich in Italien ein großes, unabhängiges Reich zu gründen. Diesen Schritt

wagte Sixtus V. zu thun. Es hatte sich jedoch in diesen Conflicten der alten kirchlichen und der neuen fürstlichen Gewalt eine eigenthümliche dunkle Gewalt herausgebildet, welche mit allen Künsten politischer Verstandesbildung die Obmacht sowohl über das Oberhaupt der Kirche, als auch über die christlichen Fürsten und Völker zu gewinnen suchte; dies war der Orden Loyola's, — die Gesellschaft Jesu. Ihre Losung: ohne Nachgeben die Restauration der geistlichen Obergewalt! ihr Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel! ihr kühner Gedanke: ihre Waffen in der schärfsten, dialectischen Verstandesbildung zu bereiten, und ihre Regel, welche im blinden Gehorsam alle Kräfte ihres Ordens zusammenband; alle diese Momente bildeten in dem Eingeweide der menschlichen Gesellschaft einen seelenwürgenden, parasitischen Polypen aus, der mit seinen Fäden jede Lebensader, jeden Nerv umwickelte.

Wie daher in der Geschichte jener Tage, so treten auch in dieser Tragödie alle diese Gewalten zum Kampfe miteinander auf, soweit sie im Schooße der katholischen Christenheit, in Rom selbst Raum gewinnen konnten. Wir sehen hier in diesen chaotischen Zuständen:

1. die gedrückte, nach willkürlicher Freiheit haschende Volkspartei, an ihrer Spitze den hohen Adel, vertreten von Mathilde, Gräfin von Castelferro, und Antonio Marianna, Herrn von Mirandola;
2. das alte, katholische, von der Priesterpolitik abhängig gewordene Kirchenregiment, in Scene gesetzt in den Cardinälen Farnese, Buoncampagno, Medicis, Alexandrini;
3. den Orden der Gesellschaft Jesu in Franz von Toledo, dem General der Jesuiten, und Tomas Morosini, Geheimschreiber der Jesuiten, und

4. den zur Papstwürde und unabhängiger, weltlicher Macht emporsteigenden Cardinal Montalto, später Papst Sixtus V.

So vorbereitet mag sich die Tragödie vor uns aufrollen.

Entwickelung des Drama's selbst.

Erster Aufzug.

Zuerst treten uns die adeligen Häupter der Volkspartei entgegen: Mathilde und Antonio Marianna.

Mathilde steht auf dem Gipfel der classischen, vom alten Christenthum emancipirten Bildung, wie der Dichter Aufzug 4, Auftr. 6 von Morosini sie schildern läßt:

„Ich weiß es, kühne Frau,
Wie deine Seele uns're Satzung schmäht,
Ein höher' Wissen, eine schön're Kirche
Ein freier' Volk, und selbst ein anderer Gott —
Das Alles weiß ich — füllen deinen Geist."

Mit diesem Geist stachelt sie den an der politischen Wiedergeburt Italiens verzweifelnden und blasirten Marianna an, sich an die Spitze des römischen Volks zu stellen:

„Du, der der schönsten Jugend Heldenkraft
In selbsterwecktem Unmuth träg verschlummert,
Geboren, deines Volks Tribun zu sein
Und jetzt ein Lehnsmann pfäffischer Gewalt;
O, lass' mich härten deinen edeln Stahl,
Nur so laß' Rom nicht untergeh'n!

— — — — — — — — —

Der gekrönte Greis,
In dessen welker Hand die Inful schwankt,
Naht seinem Ziele; — — —
Ihm folg' ein And'rer gleicher Schwäche nach,
Ich habe meinen Mann, den Anconesen."

Und schon stehen wir

Auftritt 2.

vor diesem Anconesen, dem Cardinal Montalto, dem scheinbar alten, schwachen, gebrochenen Mann, im Augenblicke, wo ihm die Nachricht überbracht wird, daß der Papst Gregor VIII. gestorben ist.

Bote.

„Nicht unerwartet, überraschend doch
Wird meine Botschaft Eurem Ohre klingen:
Der Papst ist todt!

Sixtus.

— Du sagst es?"

Und wie der Bote ihm andeutet, daß das Volk von Rom ihn zum Papst wünsche, wäre er nicht so gar siech, verwahrt er sich unter Anderem dagegen mit den Worten:

„Uns ziemet nur, — sagt dies dem Volk von Rom, —
In enger Zelle uns'res Grab's zu harren
Und uns're schwachen Glieder am Altar
Demüthig hinzuwerfen vor dem Höchsten. —
Ich kann nicht weiter sprechen." —

Doch als der Bote ihn verlassen hat, richtet er sich auf mit der urgewaltigen Energie seines Geistes:

„Todt, todt! — Zu lange war's, Gregorius!
— — — — — — — — —

Mein ist der Schlüssel und ich will ihn halten."

Aber bald fragt er sich, zweifelnd an der so lange unthätig gehaltenen Kraft seines Leibes und Geistes:

„Wie aber? Hieltet Sehnen ihr noch aus,
Wenn auch kein Wollen Eure Kräfte spannte?
Ist's noch derselbe volle Klang der Brust,
Des Herrschers Stimme durch die Welt zu tragen?"

Gar bald findet er die Antwort auf die eigene Frage:

„Hinweg, elender Stecken! Ja, ich fühl's:
Gebt die Tiara mir, ich kann sie tragen! —
Doch still! nur still!"

Kaum hat er sich wieder zurecht gerückt, so wird er vom Cardinal Farnese aufgesucht, welcher gleichfalls nach der Tiara strebt und des Anconesen Stimme dazu erbitten will. Farnese stützt sich auf den König von Spanien:

„König Philipp's Gunst
Habt Ihr gewiß noch nicht vergessen. Wär' es,
So denket jetzt an sie und seine Macht,
Die eben erst mein Neffe Alexander
Durch hohe Kriegsthat neu befestig't"

Farnese's Rival ist Este, doch:

— — Wir haben
Fast alle Spanier, soweit sie nicht
Ein doppelt' Spiel, wie's König Philipp liebt,
Dem Medicis gesellt hat. Was noch mehr,
Ich habe auch das Wort Buoncampagno's,
Daß er mit seiner mächtigen Fraction
Nichts ohne mich verhandeln wolle. Seht,
Wir sind hinreichend stark, um jede Wahl
Zu hindern, doch zur Wahl nicht stark genug." —

So steht die Sache im Cardinalscollegium; nun führt uns der Dichter:

Auftritt 6.

in das Volk selbst hinein. Zuerst treten uns zwei Banditen und Räuber, Vater und Sohn, entgegen, bereit, sich freiwillig in das Gefängniß zu stellen, um der Amnestie theilhaft zu werden, welche sonst jeder neugewählte Papst herkömmlich ertheilte. Sie überliefern sich einem herbeikommenden Sbirren. Während dieser die Räuber als alte Kameraden behandelt, schmäht er die umstehenden Bürger: „Gesindel und Lumpenpack!“ Das wörtlich und thätlich gereizte Volk will über ihn und die Banditen herfallen, aber der alte Räuber und sein Sohn retten mit vorgehaltenen Pistolen sich mit dem Sbirren, zum Hohn gegen die Gesetze und das Volk, nach dem Gefängnisse. Zu den Bürgern tritt Marianna, welcher ihre gereizte Stimmung zu seinem Zwecke benutzen will und sie auffordert, mit ihrer Klage zu ihm zu kommen, er wolle sie zu der seinigen machen. Als das Volk sich verlaufen hat, tritt Sixtus aus dem Hintergrunde vor, im Zwiegespräche mit seinem Diener, von welchem er geführt wird und auf seine Frage den Namen des neuen Volksredners vernimmt:

— „Ich kannt' ihn
Nicht wieder, den Antonio Marianna.“

Ist so das Volk vorgeführt, so tritt uns nun der Orden Jesu in seinen beiden Oberen, Toledo und Morosini, vor die Augen. Toledo fällt ein schneidendes Urtheil über den verstorbenen Gregor XIII. Auf Morosini's Frage, wo sich

ein Haupt für die Kirche finden werde, das ihnen genüge, meint

Toledo

Irr' ich nicht, ich habe
Den Mann gefunden!

Morosini.

Wen?

Toledo.

Den Einzigen,
In dessen Leben ein bewußter Zweck
Bis in die kleinste Falte des Gedankens
Jedweden Zug beherrscht und eisern kettet,
Den einz'gen, großen Helden des Entschlusses.

Morosini.

Wie nennt Ihr ihn?

Toledo.

Sein Nam' ist so geheim,
Als sein Gedanke. Was ich selber ahne
Und ahnend nur begreife, eine Größe,
Bewährt seit dreizehn Jahren —

Morosini.

Ha!

Hier die einfache, große Exposition des Ganzen, welche uns in scharfen Umrissen die eben erwähnten 4 Potenzen dieser Zeit in ihren Trägern vor das geistige Auge gerückt hat.

Der zweite Aufzug

enthüllt uns die Bewerbungen der Candidaten der Papstwahl, die tragische Schuld des Helden der Tragödie und seine dadurch vermittelte Erhebung zur päpstlichen Würde. Was jetzt die Presse für einen Hebel in der Politik abgiebt, das thaten damals die Statuen des sogenannten Marforio und Pasquino in Rom, an welche in epigrammatischer Frage und Antwort heimlich die leitenden Artikel angeklebt wurden. Den Einfluß dieses Gebrauches sucht Montalto (Sixtus) für seine Sache geltend zu machen, aber zugleich auch Marianna, welchen er bei diesem Geschäfte belauscht, dessen Zettel abnimmt und dafür die seinigen anheftet.

Am Morgen fragt Marforio:

„Kannst du mir einen Candidaten,
Pasquin, zur neuen Papstwahl rathen?"

und Pasquin antwortet:

„Ach, ihre Zahl ist Legion.
Seit dreizehn Jahren sinn' ich schon,
Bald schien Farnese mir, bald Este,
Bald Medicis der Allerbeste.
Allein das allzukluge Wesen
Macht mir für uns're Ruhe bang,
Drum wählt' ich, weil er alt und krank,
Den blöd gewordenen Anconesen."

Mit „Hoch Marianna!" stürzt ein Volkshaufen in die Scene, um zu diesem zu eilen, welcher Gerechtigkeit versprochen hat.

Wir finden ihn und Mathilde zusammen, sich berathend über ihren Revolutionsplan. Mathilde ist voll sanguinischer Hoffnung für das Gelingen des Planes, Marianna besorgt und schwermüthig. Sie stellt ihm ihre Liebe und ihre

Hand zum Preis, wenn er die Fahne des Volksaufruhrs erhebe, ob es gelinge oder nicht.

Marianna.

So nehme ich jetzt über mich das Kreuz,
Dich zu gewinnen, oder wär' es nicht,
In deinem Schau'n den Tod.

Mathilde.

Und ich verlobe
Mich mit dem Retter Rom's.

Jetzt tritt die Deputation der vor dem Palaste versammelten Bürger herein. Marianna hält an sie eine feurige Rede im Stile des Cola Rienzi.

Bürger.

Ihr sollt Tribun sein!

Alle.

Ja, Tribun, Tribun!

Marianna will es sich überlegen, er giebt ihnen acht Tage Zeit, ihre Klage zu sammeln, und mit der Zeit die Gelegenheit aus der Hand.

Die Cardinäle sind im Vaticane versammelt. Sixtus tritt auf im Selbstgepräche, aus welchem wir erfahren, daß der mächtige Medicis, von dem stolzen Marianna geleitet, für ihn stimmt; der Cardinal Buoncampagno nähert sich:

„Hab' ich auch dich, seitdem das holde Glück
Den Medicis mir zugesandt, so wag' ich's;
Denn müde sind sie schon.“ —

Zu ihm gesellt sich jetzt Buoncampagno; er gewinnt ihn mit kluger Hindeutung, daß wenn Farnese, welcher jetzt

die meiste Aussicht zur Wahl habe, das Oberhaupt der Kirche würde, keine Aussicht für einen Nachfolger vorhanden wäre.

Sixtus ist wieder allein; ein gewaltig ergreifender Monolog, in welchem er sich vorhält, wie entsetzlich er dreizehn Jahre lang gerungen und wie furchtbar die Erfolglosigkeit sein müsse, leitet seine Verhandlung mit Toledo, dem General der Jesuiten, ein. Gerade diese grausame Verleugnung seiner selbst ist der Schritt dazu, ihn in die Arme des Jesuitenordens zu führen.

Vergeblich sucht Sixtus in dem meisterhaften Zwiegespräche, welches sie mit einander halten, sich hinter seiner Maske zu verbergen, Toledo läßt es ihn immer deutlicher merken, daß er ihn durchschaut habe, bis er es ihm offen heraussagt:

„Ihr seid bewährt in einer langen Prüfung,
Wir kennen Euer Walten, Wirken, Wollen! —
Jedweder Ort genügt zu einer Beichte,
Vertraut dem heil'gen Siegel, was Ihr sinnt."

Sixtus entdeckt sich ihm in einer beichtenden Frage:

„Ehrwürd'ger Herr, wenn um der Kirche Größe,
Wenn um ein neues Licht in diesem Dunkel
Der Dinge äuß'res Anseh'n wir verändern,

(d. h. wenn wir durch verstellte Krankheit das Auge unserer Rivalen getäuscht haben —).

Ist das Todsünde?

Toledo.

Der ist losgesprochen,
Der jener hohen Ziele sich bewußt
Und Zweck und Mittel richtig abgewogen."

Nachdem Sixtus sich noch mit Toledo verständigt:

„Und meint Ihr, daß ein starkes Regiment,

Die Völker bändigend, die Fürsten zügelnd,
Die Ketzerei vertilgend und den Glauben
Heimführend in die Christenheit, vielleicht
Ein würdig' Ziel sei?"

läßt er seine Maske fallen:

„Daran erkenne deine Macht und mein
Vertrau'n. Franz, ich ford're deine Stimme."

Und diese Stimme des Jesuiten, verbunden mit seinem Einfluß, giebt im Conclave den Ausschlag für die Wahl Montalto's unter dem Namen Sixtus V.

Zum Schrecken der Cardinäle tritt jetzt aus der Wolke des Siechthums der neue Papst, mit dem flammenden Herrschersiegel auf der Stirne, hervor und verkündigt seine nächste Absicht: Macht und Glanz der katholischen Kirche wieder herzustellen:

„Noch ist es Zeit, die Heerde zu erretten,
Daß sie den grimmen Wölfen nicht verfällt!
Das Kaiserreich durchwühlt von Ketzerei,
Hispanien, das eigenwillig herrscht,
Abtrünnig England, ungehorsam Frankreich,
In Griechenland des Türken grimmes Schwert,
Der Bischof seinem Sprengel fern. Ich will
Jedwedem wiedergeben seinen Platz,
Jedwedem seine Ordnung und sein Recht."

Der dritte Aufzug

führt uns den Kampf Sixtus V. mit der römischen Demagogie, mit Marianna und dem Volke vor. Hatte diese Partei, welche einen schwachen Greis in ihm bei der Wahl zum

Papste fördern wollte, sich jetzt bitter enttäuscht, so rafft sie sich nunmehr zusammen, ihn mit einem Schlage zu demüthigen.

Mathilde (zu Marianna).

Noch diese Nacht laß' alles Volk berufen,
Sag' ihnen, daß vergebens dein Bemüh'n,
Und daß schon morgen die befreite Schaar
Der Räuber sich auf Rom ergießen würde,
Mord und Zerstörung durch die Stadt zu tragen,
Wenn nicht die Amnestie verhindert wird,

und ferner:

Zwing' Eins ihm ab! wär's zum Beweise nur,
Daß er gezwungen werden kann. Im Rausche
Des Augenblicks begründe größ're Macht.

So wird der Straßenaufruhr gegen Sixtus beschlossen. Sehen wir, wie der neue Papst sich zum Volke stellt! Buoncampagno trägt zur Entscheidung ihm vor, wie es mit den bei jeder Krönung eines Papstes üblichen Geschenken an das Volk gehalten werden soll. Sixtus genehmigt zwar, daß bei der großen, in Rom herrschenden Noth Brod und Wein in jedes Bürgerhaus verabreicht werden möchte, doch solle kein Geld bei dem Zuge ausgeworfen werden.

Sixtus.

Was weiter?

Buoncampagno.

Ablaß, wie gewöhnlich, Allen —

Sixtus.

Den redlich Reuigen komm' er zu Statten.

Buoncampagno.

Und Amnestie für jegliches Verbrechen.

— — — — — — —

— — — Voll sind alle Kerker
Von Räubern, Dieben, Mördern, Kirchenschändern.

Sixtus.

Sind sie geständig? — — —
— — — — — — —
So laß' sie
Auf Gottes Gnade zählen. Laß' sie hängen.

Nachdem sich der auf Gegenrede bestimmt zurecht gewiesene Cardinal entfernt hat, enthüllt Sixtus in einem vertraulichen Gespräche mit seinem Kaplan seine eigensten Religionsansichten, welche sich endlich in den Worten zusammenfassen:

„Wo Liebe nur im Dulden sich bewährt,
Da wird der Haß durch seine Thaten herrschen,
Doch tritt sie selber handelnd in die Welt,
Dann übergrünt das edlere Gewächs
Die widerwärt'ge Pflanze."

Doch bald meldet sich die nächste Gegenwart mit wildem, verworrenem Lärm auf der Straße.

Dort finden wir Marianna umwogt von dem aufgehetzten Volke. Was will es? „Der Papst soll die Räuber und Diebe herausgeben, um sie todt schlagen zu können! und die Steuern soll er erlassen!" Doch da kommt in hoher Prozession, im Glanze seiner Majestät, Sixtus selbst. Mit durchgreifender Rede beschwichtigt er das Volk, welches vor der Monstranz auf die Kniee fällt; nur Marianna bleibt stehen.

„Sehet hin
Auf Jenen, welchen Gott gezeichnet hat!
Ewige Verbannung trifft, Empörer, dich!
Nie wage, Roma's Pforten dich zu nah'n! —
Ihr aber geht in Reue jetzt nach Haus

Und wenn Ihr von des Papsts Gerechtigkeit
Ein Beispiel sehen wollt, das warnend spricht,
So geht zum Richtplatz, wo die Räuber hängen."

Vierter Aufzug.

Wir erfahren in Auftritt 1 aus dem Gespräch zwischen Sixtus und dem Kaplan den ferneren Stand der in Marianna uns vorgeführten Adels- und Volkspartei.

Sixtus.

„Du weißt es selbst, wie diese trotzigen
Barone ihre Häupter aufgerichtet;
Wie Marianna, kaum aus dieser Stadt
Verbannt, die Aufruhrfahne kühn erhob,
Fünf Jahre mir den wilden Krieg geführt:
Condottieri nennt sich solches Volk,
Doch Räuber sind's — als Räuber lass' sie enden.

— — — — — — — — — — — — —

Genug — der letzte war er, Marianna —
Der Kühnste wohl, der Edelste."

So giebt Sixtus den Befehl den mit der Waffe in der Hand gefangenen Aufrührer hinzurichten. — —

Sahen wir bis jetzt den Herrscher nur negativ thätig d. h. als Unterdrücker seiner Feinde, so gewinnt der Dichter Gelegenheit, ihn auch positiv als Beförderer der Kunst und Wissenschaft zu zeigen. Michel Angelo tritt herein, dem er den Auftrag ertheilt hat, die Peterskuppel zu bauen. Wir erfahren ferner, daß die große Wasserleitung Aqua felice vollendet sei. Freilich mußte der Dichter sich bescheiden, nur einige der größten Bauwerke dieses Papstes, welche noch heute Rom verherrlichen, herbeizuziehen. Sonst hätte er noch von dem großen Spital an

der Tiber, der Aufrichtung des Obelisken vor der Peterskirche und der Triumphsäule Trajan's und Marc Aurel's, von der Stiftung der venetianischen Bibliothek, der Gründung der Universität in Fermo und anderen schönen oder nützlichen Werken und Stiftungen sprechen lassen können; denn auch nach dieser Richtung hin prägte sich das große Herrschergenie des Papstes aus. Rom hat nach ihm keinen größeren gesehen. Michel Angelo's Schmeichelei:

„Zwei solcher Päpste würden den Olymp sich neu erbau'n"

enthält daher ihre Wahrheit.

Wie Sixtus sich zu Kaiser Rudolph II. und Philipp II. gestellt hat, wird uns deutlich bei der Meldung der Gesandten.

Sixtus.
Wer ist angemeldet?
Kaplan.
Der Herzog von Savelli, Heil'ger Vater!
Sixtus.
Des Kaisers Bote — laßt ihn warten. Weiter!
Kaplan.
Der Herzog von Olivarez.
Sixtus.
Wie frech!
Bei Gott! ein kühner Diener König Philipp's!
Ich kenne keinen span'schen Abgesandten —
Und für den Herzog hab' ich keine Zeit.

Es hat sich auch Torquato Tasso gemeldet; er wird sogleich vorgelassen und nun tritt in dem Zwiegespräche Bei der das praktische, glückliche Herrschergenie und das traumreiche, unglückliche Dichtergemüth uns, wie ein unauflösba

res Lebensräthsel, entgegen. Vergebens sucht Sixtus den Dichter in das Gleichgewicht mit sich und der Welt zu rücken; die beiden geistigen Gegensätze trennen sich:

Tasso.

Ist mir erlaubt, nach Haus zurückzukehren?

Sixtus.

Du bist dein freier Herr, doch bleibe hier.

Tasso.

Ich kann nicht bleiben, lass' mich zieh'n.

Sixtus.

So geh'!

Nach Tasso wird Galileo Galilei vorgelassen. Sixtus interessirt sich mächtig für die Entdeckung desselben: daß sich die Erde um die Sonne bewege.

Galilei.

Und sie bewegt sich dennoch.
Wenn du der bist, als den die Welt dich rühmt,
So schütze mich — —

Sixtus.

Dies werd' ich.

So wird Galilei mit der Zusicherung des päpstlichen Schutzes entlassen.

Haben wir Sixtus als Schutzherrn der Kunst und Wissenschaft gesehen, so sehen wir ihn auch nach Unterdrückung der Partei des Adels und des Volkes an die Verwirklichung seiner politischen Plane gehen. Hier aber rächt sich an ihm die politische Schuld; hat er die Jesuiten als Mittel, so haben diese ihn als solches zu ihrem Zwecke gebrauchen mögen; in dem Augenblicke, wo er sich ihrer entledigen will, müssen sie ihn selbst vernichten. Es kommt nun auf die Energie im Gebrauch der durch den Zweck ge-

heiligten Mittel an. Hier aber wird immer das böse Princip über das Ideale siegen, welches seine Dienste angenommen und dadurch geschwächt ist.

Auch jetzt hat Toledo den Plan Sixtus' errathen:

Toledo.

„Ich sag' es offen: ja, du sinnst auf viel
Und schon ist ganz Italien erregt.
Der Spanier, des Glaubens feste Stütze,
Mißtrauisch sieht er Flotte hier und Heer,
Das ihm Neapel zu bedrohen scheint;
Venedig grollt —

Sixtus.

Die Thoren lieben's mehr,
Pfahlbürger einer Krämerstadt zu sein,
Als eines großen Volkes Flottenführer.

Toledo.

So hüllst du selber das Geheimniß auf.
Du zählst auf Frankreich, auf den Ketzerkönig,
Des Reiches alte Ordnung umzustürzen.
Ein weltlich' Regiment willst du begründen.
Wir wissen es.

Sixtus.

Feine Leute wart Ihr immer.

Toledo.

Und dies Gesetz, das jetzt du vorbereitest,
Die Papstwahl zu verändern —

Jetzt sieht Sixtus, daß sein Plan dem Jesuitengeneral verrathen ist, welcher von diesem Augenblicke an sein abgesagter Feind werden muß. Er droht ihm:

„Was meint Ihr zu Franzisko de Toledo,
General der Jesuiten, Fürst der Kirche,

Des Papstes bestem Freunde und Vertrauten,
Am Thore vor der Engelsburg gehängt?!"

Aber Sixtus muß selbst die Entschlossenheit zu einem Verbrechen fehlen; er verbannt daher nur Toledo nach Warschau als Legaten und läßt diesem einen Augenblick Zeit, die Energie seines jesuitischen Grundsatzes zu bethätigen.

So wird die alte Lehre: wer das Böse zu seinem Dienst gebraucht, verfällt diesem selbst zum Opfer! auch hier bewahrheitet.

Im folgenden Auftritt sehen wir bereits Morosini die um das Schicksal ihres geliebten Marianna bekümmerte Mathilde zum Werkzeuge der jesuitischen Plane für alle Fälle vorbereiten. Doch bald meldet ein Diener, daß ein Eilender Morosini heimlich zu sprechen wünsche; Mathilde zieht sich zurück, der Bote kommt und bringt von Toledo die Nachricht:

„Nach Warschau ward der Cardinal verschickt,
Begleitet, wie es hieß, als Ehrenwache
Von einer Schaar Soldaten. Kaum noch blieb
Beim Kleiderwechsel flücht'ge Unterredung
Mit ihm gestattet. Dies entdeckt' er mir:
Italien suche Sixtus zu bezwingen,
Mit Frankreich's, ja vielleicht mit England's Hülfe
Neapel und Venedig zu erobern.
Ein neu' Gesetz, wonach bei seinem Leben
Der Papst sich seines Stuhles Erben wähle,
Soll lange Dauer dieser Herrschaft sichern.

Bereit sei Alles, Waffen, Flotte, Heer,
Des Handelns letzte Stunde sei gekommen,
Denn schrecklich sei dem Cardinale selbst,
Weil vom Geheimniß Kenntniß er verrathen,
Von Sixtus mit dem Strang gedroht."

Wir erfahren zugleich, daß Antonio Marianna in diesem Augenblicke hingerichtet wird. Der Bote entfernt sich und Morosini entschließt sich schnell:

„Ein Mittel jetzt! Denn sterben muß er — sterben!
Ein Werkzeug — sicher, fest, verschwiegen, werthlos,
Das man zerbrechen könnte nach der That.
Was sinn' ich viel? Es liegt in meiner Hand."

Er meint damit Mathilde, welche wieder eintritt. Zuerst weckt Morosini die alte Liebe zu Marianna in ihrer Brust wieder auf in der Erinnerung an die mit ihm gemeinsam verlebte Jugend, dann giebt er ihr Nachricht, daß Marianna gefangen und zum Tod verurtheilt sei, indem er die bereits vollstreckte Hinrichtung desselben verschweigt, und so vermag er die Verzweifelnde zu dem Entschlusse, den von ihr ohnedies gehaßten Sixtus zu vergiften, endlich zu bewegen, da kein anderes Mittel zu Marianna's Rettung vorhanden sei.

„Du magst als Chorknab' bei der Messe stehen,
Und einen Tropfen auf die Hostie schütten,
Die er verzehren wird. Dich einzuführen,
Ist meine Sorge."

So ist die Katastrophe vorbereitet, welche

der fünfte Aufzug

schnell genug herbeiführt. Noch einmal stellt der Dichter in einer Volksscene auf dem Platze vor der Peterskirche die

Summe der Thaten und Plane des großen Papstes zusammen, um so schmerzlicher sein jähes Ende uns in die Seele zu drücken. Doch schon kommt Sixtus, mit Gefolge in Prozession vorüberziehend, von der verhängnißvollen Messe zurück, das niederknieende Volk wird ihn nur im Sarge wiedersehen. Wir aber begleiten Sixtus und die hinter ihm folgende, als Chorknabe verkleidete Mathilde in die päpstliche Wohnung. Noch einmal sonnt er sich an der nahen Verwirklichung seiner Plane; doch schon beginnt das Gift zu wirken.

„Wie? das ist nicht Krankheit!
Krankheit besiegt mich nicht. Gott, es ist Gift!"

Gewaltig ringt sein Geist gegen den nahenden Tod, aber vergebens, an. Der herbeigerufene Arzt erklärt ihn für unrettbar verloren. Doch die erschütternde Scene seines Todes ist nicht in der Skizze wiederzugeben.

Damit aber kein Moment der modernen Tragödie zurückbleibt, läßt der Dichter den Helden aus seinem Irrthum sich zum freien Bewußtsein verklären.

Arzt.

Vergiß dich selbst, so wirst du nimmer sterben.

Sixtus.

Ja, dies ist wahr! nun weiß ich, was mir fehlte!
O, wenn ein Größtes einem Menschenwillen
Gelingen soll, so mög' er's unbewußt
Empfangen und gebären. — — —
— — — — — — — — —
Und Stolz und Ehrgeiz, Muth und Leidenschaft,
Die ungezähmten Thäter großer Thaten,
Sind, wie Saturn, der seine Kinder schlingt,
Gefräßige Vernichter ihrer selbst.

O jene Hand, die diesen Streich geführt,
Noch manches große Werk wird sie ersticken.
Doch Euer Tag kommt auch. Vergebung Allen,
Die selbst vergeben können. — Lebet wohl!

Während Sixtus stirbt, treten Toledo und Morosini herein; Mathilde jubelt:

„Er stirbt — er stirbt — Antonio ist gerettet!

Morosini.

Antonio war gehängt schon gestern Morgen."

Mathilde stürzt zusammen, Morosini befiehlt dem Kaplan:

„Den Knaben nehmt in Obhut!
Er scheint wahnsinnig. Bringt ihn uns in's Kloster.

(Der Kaplan führt Mathilde ab. Die beiden Jesuiten stehen vor Sixtus' Leiche.)

Toledo (zu Morosini).

Der erste Papst! Wird das der Letzte sein?"

Schon aus diesem Skelett wird der Kenner mit mir einverstanden sein, daß dieses Drama eins der gewaltigsten ist, welche für dieses Bühnenjahr erschienen sind, vielleicht zunächst nur als Maßstab für den Geist der deutschen Bühnendirectionen, von welchen noch keine einzige das Stück zur Darstellung gebracht hat und zum hinlänglichen Beweis, daß von ihnen zur Zeit der Fortschritt in der dramatischen Literatur und mithin die Nationalehre, so weit sie dadurch bedingt wird, Nichts zu erwarten hat. Doch nicht ungehört sollen ihre Vorstände verurtheilt werden. Mögen sie einen Sprecher wählen! — Hier ist er schon und stellt dieser Tragödie folgende Punkte entgegen:

1) Das Theater sei da, um das Publikum zu amusiren, nicht aber mit Tendenzstücken zu verletzen.
2) Der Held dieses Stückes sei ein Papst und daher den Katholiken auf der Bühne anstößig.
3) Ueberdies habe dieser Papst unter dem Scheine der Kränklichkeit und Gebrechlichkeit die Kardinäle bewogen, ihn zum Papst zu wählen, er sei mithin ein Heuchler gewesen; ein Umstand, welcher einen Katholiken verletze.

Wäre es möglich, daß Bühnenvorstände, welche wenigstens Achtung vor der dramatischen Kunst haben sollten, solche Einwände vorbringen könnten? Warum nicht? — Wenden wir uns lieber zur Sache selbst und zu obigen Punkten.

Zu 1.

Das Theater schließt das heiligste Lehramt in sich, aus welchem heraus es das Verkehrte und Schlechte rügen und dabei den höchsten Ausdruck der Bildung in der jedesmaligen Gegenwart wiedergeben muß. Wo eine Nation den höchsten Kranz der Ehre in der dramatischen Poesie errungen hat, geschah es unter dem Schutze dieses Rechtes. Jene Ansicht aber ist von diesem Allen die Kehrseite und steht mit der deutschen Bildung, welche hier zunächst von Lessing, Göthe und Schiller vertreten wird, geradezu im Widerspruche. Ich berufe mich hier der Kürze wegen auf des Letzteren Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet,“ welche der Sprecher meiner Gegner in Band 10 von Schiller's sämmtlichen Werken S. 69 finden kann. Die Bühne hat es mit der Schönheit und Wahrheit und ihrer gegenseitigen Durchdringung zu thun und dabei nicht zu fragen: „Trifft meine Geißel einen einflußreichen Mann?

ist wohl meine Wahrheit auch Nervenschwachen unangenehm?" — Denn die Kunst der Bühne muß in ihrem Principe eben so gut souverain sein, wie der Pfarrer auf der Kanzel. Begiebt sich ein Bühnenvorstand dieses heiligen Rechtes, so vertritt er sie nicht mehr, sondern zertritt sie, er raubt ihr die jungfräuliche Ehre und überliefert sie um Geld dem Amusement zur Prostitution. Es entschuldigt Keinen die Ausflucht, daß es ja sogar in Berlin nicht anders sei. Schlimm genug, daß es dort so ist; dafür hat jenes Hoftheater auch seit Jahren seine Bedeutung in den Augen der gebildeten Welt eingebüßt.

Wollen Sie, meine verehrten Gegner, sich es leicht machen und die Freiheit der Kunst nicht vor der zufälligen Ansicht Ihres Herrn vertreten, viel mehr Alles, was vielleicht anstoßen könnte, durch strenge Handhabung der Censur entfernen, so können Sie sich wohl eine vorübergehende Verdrießlichkeit ersparen. Sie haben aber doch den Herrn, der Sie angestellt hat, und das Publikum in seinen Rechten verletzt, indem Sie ihnen die Möglichkeit des Genusses an einem Werke der Bildung geraubt haben. Sie, verehrte Herren der deutschen Intendanzen, wollen die Tendenzstücke verbannen? Sie müssen daher zuerst Nathan den Weisen, welcher der Träger des deutschen Drama's ist und die Religionssecten in der Humanität aufhebt, nachdem er sie in ihren Vertretern poetisch vernichtet hat, vom Repertoire streichen."

„Steht das wirklich in dem Stück?"

„Ganz gewiß."

„Ja, dann dürfte es auch nicht mehr aufgeführt werden."

„Aber die meisten dramatischen Werke, welche in der deutschen Literatur zählen, verhandeln den Kampf des Idealen mit bornirten Satzungen und Ansichten, von Marquis

Posa an bis auf Iphigenie auf Tauris; Sie müssen daher folgerichtig die größten und schönsten Dramen von der Bühne verdrängen."

„Es bleiben doch noch von den deutschen Sachen, z. B. der Viehhändler von Oberöstreich!"

„Freilich! und was noch mehr — die Schmach eines in Haupt und Gliedern entwürdigten Theaters, zumal wenn es nicht, wie vor Kurzem das Hoftheater einer großen Residenz die Ehre gehabt hat, auf Allerhöchsten Befehl die Vorstellung „der Familie" von Madame Birch-Pfeiffer vor der Hofgesellschaft besonders zu wiederholen, um den Beweis zu liefern, wie man die deutsche Literatur zu ehren versteht.

„Hier haben Sie, verehrte Herren, den Ausgangspunkt des von Ihrem Princip: „Censirtes Amusement und Kasseneinnahme!" geleiteten Theaters.

„Wenden wir uns, meine collegialischen Freunde, zu Ihren speciellen Einwendungen gegen die Darstellung Sixtus' V."

Zu 2.

Die Darstellung eines Papstes sei auf der Bühne den Katholiken anstößig.

„Erlauben Sie mir die Frage: darf ein Papst nicht auch gemalt werden?"

„Eine überflüssige Frage, da, wie Sie wissen, die Katholiken auch zu dem gemalten Christus beten."

„Die katholische Kirche gestattet also der darstellenden Kunst, der Malerei, der Zeichenkunst und der Bildhauerei und allen ihren Nebenzweigen, den Papst darzustellen, warum meinen Sie, daß der Kunst der Bühne dasselbe Recht versagt sein soll?"

„Man will doch nicht das Hochverehrungswürdige von

einer Kunst dargestellt sehen, welche zugleich so viel Possenhaftes durch die gleichen Mittel, die Schauspieler, darstellt."

„Besinnen Sie sich, verehrte Freunde, würden Sie wohl die „Kreuzabnahme" von Rubens von ihrem Altare herunterreißen, wenn Sie erfahren, daß derselbe Meister von derselben Palette und aus denselben Farbenblasen die wollüstigsten Scenen und die lüsternsten Nymphen und Faune gemalt hat?"

„Wenn Sie uns in die Enge treiben wollen, so irren Sie sich, denn mit einem Worte: die katholische Kirche duldet einmal keine Darstellungen heiliger Personen auf der Bühne!"

„Verzeihen Sie, meine Freunde, Sie scheinen wenig in der Geschichte der dramatischen Literatur und der Bühne zu Hause zu sein; bekanntlich waren in der christlichen Zeit die ersten Schauspieler und dramatischen Dichter vor Allen Mönche und Nonnen, und gerade dort, wo die heilige Inquisition ihre flammenden Triumphe in dem Angstgeschrei der Ketzer auf der Folterbank und in lodernden Scheiterhaufen gefeiert hat, in Spanien, brachten Calderon und Lope nicht nur Heilige und Märtyrer, sondern sogar das Geheimniß des Abendmahls, das aus seinen Wunden in den Kelch blutende Lamm auf die Bühne! Und Sie wollen den Fanatismus des düstersten Katholicismus weiter treiben und selbst über die Kunst, welche Sie als Vorstände vertreten sollen, das Verdict aussprechen?"

„Sagen Sie, was Sie wollen, wir ergeben uns einmal nicht; denn damals war damals."

„Wie aber, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß selbst noch jetzt in Baiern und Tyrol Gegenstände aus dem alten und neuen Testamente, nicht nur mit Genehmigung,

sondern auch mit Beihülfe katholischer Priester vor dem Volke aufgeführt werden?"

„Was folgt daraus?"

„Das Eine, daß die Darstellung des Nachfolgers Petri einem guten Katholiken nicht anstößig sein kann."

„Wenn auch; so ist doch noch nicht der Fall vorgekommen, daß sich ein protestantischer Fürst erlaubt hätte, auf seinem Hoftheater einen Papst darstellen zu lassen."

„Sie vergessen, daß schon vor längerer Zeit und zu wiederholten Malen in den Hohenstaufen-Tragödien Raupach's im Königlichen Schauspielhause zu Berlin Päpste mit allem Pomp ihrer Umgebung, ja selbst ein ganzes Concil aufgetreten ist.

Sie schweigen? doch auch der letzte Punkt Ihrer Einwendung, meine Herren, sei beleuchtet!"

Zu 3.

„Sie meinen, ein Papst werde hier als Heuchler dargestellt und dadurch müsse der katholische Glaubensgenosse verletzt werden. Diese Behauptung widerlegt sich von selbst aus der vorstehenden Entwickelung des Drama's: Sixtus V. Zuerst ist es geschichtliche Thatsache, daß Sixtus als Cardinal seinen Gegnern und Mitbewerbern um die Tiara gegenüber sich krank und hinfällig gestellt und dadurch die Wahl zum Papst auf sich gelenkt hat. Mit eben so gutem Rechte könnte man einen Feldherrn einen Heuchler nennen, welcher durch einen verstellten Rückzug dem Feinde eine Niederlage zubereitet und sich den Sieg zugewendet hat, oder mit noch größerem Rechte könnte man — um ein heiliges Beispiel zu gebrauchen — den Schlüsselträger Petrus, den Ahnherrn der Päpste, einen Lügner und Heuchler nen-

nen, welcher seinen Herrn und Heiland nicht etwa um eines höheren Zweckes Willen, sondern aus Sorge für seine persönliche Sicherheit verleugnet hat. Wir nehmen jedoch keinen Anstoß an seiner Sünde selbst, wenn wir auf einem Gemälde den leugnenden Apostel vor den Knechten und Mägden und hinter ihm den krähenden Hahn sehen, oder wenn in einem Oratorium, dieser kirchlichen Oper, ein Sänger in den schönsten Cadenzen als Petrus den Heiland verleugnet, oder wenn noch jetzt bei der Aufführung der Passionsgeschichte in katholischen Ländern Petrus mit dem Schlüssel in der Hand seine Verleugnung vorbringt. Nehmen wir selbst an, Sixtus habe als Cardinal durch seine Verstellung so gut, wie Petrus durch seine dreifache Verleugnung des Heilands, gesündigt, so sind doch Beide dadurch noch nicht für Heuchler erklärt; denn, wenn auch Verstellung eine Untugend, so ist doch Heuchelei ein Laster, welches im Selbstgenusse die Sünde zur Gewohnheit macht."

„Aber nach unserm Glauben," entgegnet mir vielleicht ein Katholik, „ist der Papst unfehlbar und kann daher keine Sünde begehen."

„Sie sind, wie es scheint, in dem Dogma Ihrer eigenen Kirche nicht recht zu Hause, denn dieses unterscheidet genau das Amt von der Person, so daß zwar der Papst als Papst, nicht aber als Mensch, welcher Papst ist, unfehlbar ist. Daher kommt es auch, daß die Maler selbst in katholischen Kirchen keinen Anstand genommen haben, bei der Darstellung des jüngsten Gerichtes Päpste und Bischöfe auf die Seite der Verdammten zu stellen, und Dante nimmt in seiner divina comedia keinen Anstand, dasselbe zu thun, ohne daß diese plastischen und poetischen Darstellungen im Schooße der katholischen Kirche Anstoß erregt hätten.

„Doch wird denn auch wirklich in diesem Drama dem Papst der Gebrauch eines zweideutigen Mittels, „der Verstellung," zur Erreichung seines Zweckes zur Last gelegt? — Nein! sondern nur dem Kardinale, ehe dieser Papst geworden ist.

„Auch für diesen Fall haben wir Antecedentien auf der Bühne; auf den meisten deutschen Bühnen ist das historische Drama von Bulwer: „der Staatsminister oder: die Tage der Geäfften" aufgeführt worden, in welchem bekanntlich der Kardinal Richelieu die Kunst der Verstellung bis auf das Aeußerste treibt.

„Einen geschichtlich großen Charakter auch geschichtlich treu im Drama darzustellen, ist für den dramatischen Dichter Recht und Pflicht zugleich; mithin durfte auch Sixtus geschichtlich treu dargestellt werden. Ein großer, geschichtlicher Charakter wird dadurch zu einem tragischen, daß er einer Schuld sich im Streben nach einem idealen Ziele theilhaft macht und sich in ihren vernichtenden Folgen zum freien Bewußtsein verklärt, mithin liegt der Kern dieses Drama's geradezu in der Schuld Sixtus', daß er den jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel! einmal thatsächlich bekannt hat und auch dessen Opfer wird."

Doch was helfen alle Auseinandersetzungen bei Gegnern, welche sich mit Händen und Füßen gegen Wissenschaft und Kunst und ihre Rechte und Gesetze wehren mit der Absicht, sich nicht überzeugen zu lassen, um nicht für das Ideale kämpfen zu müssen?! Denn ohne Kampf wird dasselbe nie in der Welt verwirklicht, denn in ihm erduldet noch immer die Gottheit die Todesqualen der Menschheit.

Wie lange aber von der deutschen Bühne die deutsche Kunst verbannt bleiben soll, das wird nur auf die redliche

Beantwortung der Frage ankommen, ob die deutsche Nation den Muth haben wird, sich, wenn nicht an die Spitze der gebildeten Völker, doch bescheiden zu den Franzosen in Sachen der Bildung und der sie vertretenden Nationalinstitute zu stellen. So lange die deutsche dramatische Kunst keinen Anhalt an einem Theater hat, das dieselbe Stellung in Deutschland, wie das théatre français in Frankreich einnimmt, verleugnet das deutsche Volk auch die eigene ästhetische Bildung.

Vielleicht wäre das Königliche Schauspiel in Berlin vor Allen zu dieser Stellung berufen, dazu gehörte aber der energische Entschluß, es getrennt von der Direction der Oper und des französischen Schauspiels auf eigene Füße zu stellen mit dem Grundsatze: nur ältere und neuere deutsche Originalwerke, jedoch in der vollendetsten Form zur Darstellung zu bringen! Und dann stelle man einen Mann an die Spitze, welcher vom Fache ist und das Institut im Geiste der deutschen Bildung vertreten kann. So lange dies nicht dort oder anderwärts geschieht, müssen wir den Franzosen die Ehre gönnen, ein wirkliches, nationales Theater, welches seine dramatische Literatur als geistigen Nationalschatz zusammenhält und in ihm den schönsten Juwel seiner Nationalehre hütet, zu besitzen. Je leichter aber schon längst ein größerer deutscher Staat dieses große Beispiel hätte befolgen können, ohne bis jetzt nur den ersten versuchenden Schritt dazu gethan zu haben, desto gewisser dürfte es sein, daß die Deutschen nie aufhören werden, Herder's Vorwurf: „Ihr seid Barbaren!“ rechtschaffen zu verdienen.



Erinnerungen.

(1848.)



Dicht vom rieselnden Nebelschaume der Nordseeküste, auf deren Sandfläche jetzt auch meine Hütte steht, und mehr noch von wechselnder Schwermuth umhüllt, welche ja mit langjährigem Siechthum unzertrennlich ist, und angehaucht vom Sturmodem der in Fieberhitze arbeitenden Geschichte der deutschen Revolution, sucht weithinaus mein erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und findet sie auch in der Erinnerung an meine Jugendtage und die erlendurchzogenen Thäler meiner Heimath. Dort will ich meine wegemüden Glieder in das grüne Gras strecken und eine Weile ausruhen, bis die in der Ferne grollenden Gewitter sich verzogen oder die alte Welt und mich dazu in ihren Flammen vernichtet haben.

Mit meinen Landsleuten habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimathliche Erde des Voigtlands gemeinsam gehabt. Wie es Menschen giebt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine bestimmte Gemüthsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das voigtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden

Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgend ein Geheimniß verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunkeln Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend, wie Kinder, welche Etwas in einem fremden Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und nun zwecklos weinend am Wege stehen.

Obschon den meisten Gegenden Voigtlands ein melancholisch träumender Charakter aufgeprägt ist, so wird seine Einförmigkeit doch durch den Wechsel in seinen drei Noten von Schwarzwald, Wiese und Ackerfläche überall gemildert, jenachdem, wie im untern Voigtland Acker und Wiese, oder wie in den oberen Gegenden Berg und Wald vorherrschend sind, oder jenachdem die Straße den Wanderer quer durch über die Hügel und Thäler führt, wobei von selbst jeden Augenblick sich die Scene verwandelt und Auge und Gemüth beschäftigt.

Dort, wo die Hügel nach Osten zu aus dem Elsterthale hinaus in Bergterrassen zum Erzgebirge sich erheben wollen, in dem Dorfe Marienei, welches zwischen den vier Städten: Schöneck, Markneukirchen, Adorf und Oelsnitz mitten innen liegt, bin ich am achten Juli 1803 geboren worden. Mein Vater war dort Schullehrer. Ich war das erste Kind, was ihm meine Mutter gebar, und erfreute diese meine Eltern mit meiner Ankunft gar sehr, zumal sie bereits drei Jahre lang verheirathet waren. Die ersten fremden Menschen, welche von der Außenwelt mit in den Schicksalskreis meiner ersten Kindheit hineintraten, waren von selbst meine drei Pathen. Obgleich diese

schon vor langen Jahren gestorben sind, so stehen sie doch noch mit lebendigen Farben in meiner Erinnerung da, voran der Pfarrer des Ortes, Steinmüller, der es mir gewiß selbst in seinem Grabe nicht verzeihen würde, vergäß' ich seinen Titel: „Herr Magister", der ihm so stattlich ließ und auf dem er, wie auf seinem Postament, stand. Er war ein großer, stattlicher Herr, gut genährt, mit einem doppelten Kinne, welches seinem rothen Gesicht unter der großen, weißgepuderten Allongenperrücke eine ungemeine Würde verlieh. Trug er diese auch eigentlich nur Sonntags zu dem schwarzen Leibrock und kurzen, schwarzsammetnen Beinkleidern und den schönen Schnallenschuhen, so stand sie doch Werkeltags immer rechts von seinem weichgepolsterten Armstuhl als die Wolke, mit welcher er jeden Augenblick als Jupiter erscheinen konnte, gefiel es ihm so. Ob sein Glaube orthodox-lutherisch war, getraue ich mir nicht bestimmt zu behaupten, nur so viel ist gewiß, daß er die Freuden, welche Küche und Keller spenden, durchaus nicht verschmähte. Er war zur Zeit meiner Geburt zum zweiten Male verheirathet; die gute Frau Magisterin war sein Gegenbild in allen Dingen, er eine imposante Prälatengestalt, stolz, jovial und zornig, sie dagegen blaß, schmächtig, fast hager, demüthig und ein wenig grämlich für sich in der Stille; vielleicht machte dieser Gegensatz ihre Ehe um so glücklicher, zumal sie eine wahre Meisterschaft im Backen und Kochen besaß. Wer nicht so glücklich gewesen ist, zu jener Zeit ein Kirchweihfest in der Marieneier Pfarre mitzufeiern, der weiß auch nicht, wie fein eine Hühnerpastete zubereitet sein kann, nicht, wie ein Kapaun gebraten sein soll, und hat vielleicht auch noch keinen Streuselkuchen gegessen, der von selbst auf der Zunge sich zerkrümelt. Ein dankbares Gedächtniß sei meiner guten

Frau Magisterin immerdar bewahrt für manche in Zucker eingemachte grüne Pflaume, welche sie mir in dem so wundersam von tausend zungenprickelnden Gerüchen duftenden Speisegewölbe mit dem silbernen Löffel aus der Glasbüchse zum Naschen aus dem zähen Saft herausholte, wenn ich mit ihrem einzigen Töchterchen — dem Pfarrrickchen — recht artig gespielt hatte, was freilich selten der Fall war. So gut und gewürzt auch ihre Küche war, doch halte ich nicht dafür, daß darin die Ursache zum Podagra des Herrn Magisters, welches ihn oft zur Verzweiflung brachte, zu finden war, vielmehr ging darüber die Meinung verständiger Leute dahin auseinander, daß die Weintrinker die Wurzel seines Uebels in dem häufigen Genusse des Oelsnitzer Doppelbiers suchten, welches die Gläser auf dem Tische anpichte, die Biertrinker aber die Schuld daran auf den starken Burgunder schoben, welchen freilich mein Herr Pathe für eine besonders heilsame Arzenei hielt. Dieser Streit ist zwischen beiden Parteien, so viel ich weiß, nie entschieden worden.

Mein anderer Pathe war der Rector des Gymnasiums in Plauen; Beide — Lehrer und Anstalt — lernte ich erst in meinem vierzehnten Jahre kennen. Später habe ich erfahren, daß diese zweite Pathenwahl ein zarter Gruß war, welchen mein Vater der jungen Frau Rectorin von den Bergen hinunter in die Stadt sandte. Ehe sich Beide — das Eine dahin, das Andere dorthin — verheirathet hatten, sollen Beide einander geneigt gewesen sein, mein Vater ihr aber entsagt haben, weil er ihren Verwandten kein angemessenes Loos für sie zu bieten im Stande gewesen sei. Wie dem auch sein mag, so hat sie mich gar wenig geliebt und begünstigt, als ich später in ihre Nähe kam, ob-

schon sie meinem Vater immer ein freundliches Wohlwollen bewahrt hat.

Das herrschaftliche Schloß, welches im unteren Theile des Dorfes liegt, besaß damals ein alter pensionirter Hauptmann von Thoß, der letzte männliche Sproß seines Hauses; er wohnte dort zurückgezogen und einsam mit seiner Familie. Diese bestand aus seiner einzigen kleinen Tochter, deren Gouvernante er nach dem Tode seiner ersten Frau aus Sparsamkeit geheirathet hatte, um den Gehalt zu sparen, welchen er außerdem an sie zu bezahlen gehabt hätte. Er gab der Umgegend wegen seines Geizes viel zu reden, was ihn jedoch wenig bekümmern mochte. Seinem Geiz kam nur sein Mißtrauen gleich. So hatte er sich einst blaugeblümten Plüsch zu einem Rock gekauft und den Schneidermeister bei der Uebergabe des Zeuges verpflichtet, mit dem neuen Rock auch den geringsten Abfall wieder abzuliefern. Als nun der Schneidermeister den fertigen Rock und Ueberbleibsel überbrachte, hieß er ihn im Vorsaal warten, während er selbst sich damit auf sein Arbeitszimmer zurückzog und dort absperrte. Dem Schneider mochte die Zeit lang genug werden, denn erst nach fünf Stunden wurde er hineingerufen. Wie mochte er aber erschrecken, als ihm der Hauptmann eröffnete, daß er vor der Uebergabe des Zeugs die Musterblumen und jetzt wieder am neuen Rock und auf dem übrig gebliebenen Zeuge gezählt und gefunden habe, daß er um zwanzig Blumen bestohlen worden sei, mit deren Betrag er die Schneiderrechnung für bezahlt erachte. Der Schneider hatte das Unglück, in seiner Verantwortung bissig und ehrenrührig und zur Thüre ohne Bezahlung hinausgeworfen zu werden. — Der Pfarrer, Magister Steinmüller, fand den Geiz des Hauptmanns um so lächerlicher, je mehr

dieser sich abkargte, um seine Tochter, welche er freilich ungemein liebte, zur reichen Erbin zu machen. Fräulein Wilhelmine von Thoß verrieth aber auch schon als Kind die wundersame, milde Schönheit, mit welcher sie später Augen und Herzen erfreuen sollte. Wie oft die besondere Eigenschaft einer Familie, durch welche sie sich von andern Geschlechtern gewöhnlich unterscheidet, in einem einzigen Sprossen sich gewissermaßen zur Blüthe bringt, so schienen auch alle Mütter des Hauses der Thosse ihre Reize und Liebenswürdigkeiten auf ihre letzte Enkelin vererbt zu haben. — Ich mochte vielleicht ein Knabe von fünf Jahren sein, als sie an einem späten Nachmittag in unsere Stube trat, wo mich die Mutter, welche in den Garten nahebei gegangen war, allein mit meinem Spielzeuge gelassen hatte. Wilhelmine wollte auf die Mutter warten und suchte unterdessen sich und mich am Clavier zu unterhalten. Sie spielte und sang mir das Lied von Göthe:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herziges Veilchen"
u. s. w.

Ich hatte sie so oft gesehen, sie hatte häufig mit mir gespielt, niemals war sie bis zu diesem Augenblick mir als etwas Besonderes vorgekommen. Wie sie aber jetzt vor mir da am Clavier stand und mit empfindungsvoller, klangreicher Stimme das Lied sang, fiel ein Strahl der untergehenden Sonne auf ihre hohe, schlanke Gestalt und ließ ihr helles Gesicht in rosiger Gluth leuchten. Sie hatte ein weißes Kleid mit kurzen Aermeln an und trug eine rothe Schleife im dunkelblonden Haar. Ich hing stumm mit starren Blicken an der schönen Erscheinung, als sie aber bei

einer Stelle des Liedes ihre blauen Augen aufschlug, fing ich plötzlich an zu weinen. Sie nahm mich auf und herzte mich, aber vergeblich suchte sie mich zu beschwichtigen, ich weinte nur desto heftiger an ihrem Halse. Erst nach langem Zureden ihr doch zu sagen: warum ich so weine? soll ich geantwortet haben: sie wäre so schön geworden, daß ich mich gefürchtet hätte.

Damals aber, als sie mich als meine Pathe bei der Taufe auf den Armen trug, mochte sie vierzehn Jahr alt sein. Mich erfreut noch jetzt der Gedanke, daß mich bei meinem ersten Ausflug in die offene Welt — wenigstens hundert Schritt weit — von dem Vaterhaus in die Kirche zu dem großen Taufengel mit den silbernen Flügeln, welcher das Taufbecken trug, in ihrer Gestalt die Schönheit in das Leben begleitet hat. Kurz darauf gab sie der Leiche ihres Vaters das Geleit zu der Familiengruft in derselben Kirche. Da das Rittergut Weiberlehen war, so erbte sie als das einzige Kind ihres Vaters dessen gesammten Nachlaß. Sie lebte nun, wie ein anderes Schneewittchen, mit ihrer Stiefmutter allein in ihrem Schlosse, nur mit dem Unterschiede, daß diese ihre mütterliche Freundin blieb. Meinem Vater, welcher sie bisher unterrichtet hatte, blieb auch jetzt ihre Erziehung anvertraut. Oft, wenn später seine Erinnerung an sie sich in Worte ergoß, nannte er sie die Blume seines Lebens. — Es wacht noch immer in mir ein wehmüthiges Gefühl auf, stellt sich mir das Bild meines Vaters und sein beengter Wirkungskreis als Schullehrer auf dem Lande, welchen er mit seinen reichen Geistesgaben weit überragte, vor meine Seele. Seine vielseitigen Kenntnisse, welche er fast spielend zu erwerben wußte, seine Belesenheit in der alten und neuen Literatur, geläutert an den

kritischen Besprechungen der verschiedensten Werke in den Literaturzeitungen, welche er sich regelmäßig zu verschaffen wußte, selbst die heiteren geselligen Eigenschaften, welche ihn zierten, wurden in dem vereinzelten Leben, an welches er gebunden war, zu Feuerbränden in seinem Gemüthe, das sich darin heimlich verzehrte. Wie oft strich er mir die wilden Haare aus der Stirn, sah mir lange in die Augen und sagte nur für sich: „Mein Gott, laß' es genug an mir sein und den da nicht auch verrosten!“ Und allerdings zählte meine väterliche Familie in gerader aufsteigender Linie damals fünf bis sechs Ahnen, von welchen jeder das Schulzepter geführt hatte, und ist die Familiensage begründet, daß ein Grieche, Namens Mosyn, welcher Professor in Prag gewesen, unsere Familie in das Deutsche übersetzt habe, so wäre das mühselige, bis in die neueste Zeit so gedrückte Lehrfach schon vom Stammvater her das Familienschicksal gewesen, dem auch ich kaum entronnen bin.

Mein Großvater väterlicher Seite war Schullehrer in Arnoldsgrün, einem Dorfe, welches eine Stunde von meinem Geburtsorte gegen Mitternacht hinter dem Walde liegt. So lange ich mich seiner erinnere, war er immer unverändert ein rüstiger alter Mann mit spärlichem, weißem Haar, welches sich unter einer Pelzmütze hervorstahl, angethan mit einem grauen, altmodisch bequemen Ueberrock, kurzen, schwarztuchenen Beinkleidern und derben, rindsledernen Jagdstiefeln; wenn er ausging, hing gewöhnlich die Jagdflinte von der Schulter — denn er war ein Jäger mit Leidenschaft — und die Jagdtasche an seiner Seite. Da zu seiner Zeit die Dorfjugend noch ihre Schulferien von Ostern bis Michaelis — ich fürchte manchmal noch länger — zugemessen erhielt, so hatte mein Großvater Zeit genug, in den voigt-

ländischen Waldungen mit seinen Freunden, den Förstern und Jägern weit und breit, oder auch nach Gelegenheit ohne sie herumzuschweifen. Ob er alle Hasen und Rehe, welche seine Flinte erreichte, an die Revierherrn abgeliefert hat, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß man bei ihm oft Hammelbraten aß, der fast wie Wildpret schmeckte, und daß er sehr böse auf seine Magd wurde, als einst hinter seiner Wohnung der unvorsichtige Wind Federn von einem Auerhahn herumjagte, welchen der Gutsherr nur für einen adeligen Vogel angesehen wissen wollte. Vor Allem ist es gewiß, daß ihm wegen seiner bewaffneten Waldgängerei Niemand in seinem Leben einen Verdruß bei den Gerichten erregt hat; wer hätte es auch wagen sollen? denn er stand allgemein im Gerede, daß er alle guten und bösen Jagdkunststücke und leider mehr wußte, als einem guten Christen geziemte. Daß er sich mit der sogenannten geheimen Wissenschaft abgab, ist wohl gewiß. Er besaß selbst in diesem Fache eine kleine Bibliothek, welche großentheils aus alten Handschriften bestand und in einem schwarzen Bücherschrank in seiner oberen Stube wohl verschlossen gehalten wurde. Er schien die Natur für ein Pandämonium anzusehen und selbst jeden Stein, jedes Metall, jede Pflanze von ihm mit Sympathieen und Antipathieen beseelt zu halten. So mußte von selbst die Natur ihn überall mit räthselreichen Geisteraugen anblicken. Selten und nur aus eigenem Drang kam er darauf zu sprechen. Da ich als Knabe einst mit ihm im Walde war und ihn fragte: ob er wirklich mit den Vögeln sprechen könne, fragte er mich mit seltsamem Lächeln: was er mir für einen Vogel kommen lassen sollte? „Einen Nußhacker, Großvater!" rief ich. „So setze dich," entgegnete er, „in das Moos und rühre dich nicht," und kaum hatte er

begonnen, einige gellende Töne auszustoßen, so antwortete ihm ein Vogel in gleichen Tönen erst aus weiter Ferne, dann immer näher, bis der bunte Nußhacker endlich, wie ein Pfeil, geschossen kam und dicht über unseren Köpfen seine lachenden Laute ausstieß. Dann rief er mir einen Raben herbei, und als ich mich vor dem garstigen Kerl fürchtete, jagte er ihn wieder fort, indem er mit dem Munde den Knall einer Flinte nachmachte. Die größte Freude machte er mir mit einem Finken, welcher sich mit ihm auf einen Wettgesang einließ und uns aus dem Walde bis in das Lichte und zu unserer Wohnung nachfolgte, wo er noch lange auf dem Apfelbaum vor dem Hause grölzte. Es versteht sich fast von selbst, daß ein Gebirgsjäger gut zu schießen versteht, doch war der Alte der verwegenste Meister in dieser Kunst. So soll er einst in Folge einer übermüthigen Wette mit der Kugelbüchse auf einige hundert Schritte weit einem Schäfer den Stock, auf welchen dieser sich gestützt, hinweggeschossen haben, daß Beide — der Schäfer unverletzt, der Stock aber zersplittert, in's Gras fielen. Daß er eine Schwalbe im Fluge herunterschoß, habe ich selbst gesehen. Es war daher kein Wunder, daß die abergläubigen Leute ihn für einen Hexenmeister hielten. Zuweilen machte es ihm Freude, sie darin zu bestärken. So ging er einst bei grauendem Morgen von Hause weg zu einer Jagdgesellschaft, welche sich das Stelldichein in irgend einem fernen Waldwinkel geben wollte. Als er so einsam seinen Weg darauf los ging, fiel es ihm ein, den alten Schuß, welchen er im Flintenlauf hatte, auf eine nahe Gartenthür loszubrennen. Der Zufall wollte nun, daß er bei der Jagd selbst die glücklichsten Schüsse gethan hatte. Als seine Jagdgenossen auf dem Heimwege um ihn herum darüber scheele

Bemerkungen machten, fiel Einem ein zu sagen: es würde ihn kaum wundern, wenn Mosen mit seinem Gewehr ein Astzeichen in der Gartenthür träfe, welche in der Ferne auf dem Berge über eine Viertelstunde weit zum Vorschein kam und bereits den Schuß vom Morgen trug, was der gute Geselle freilich nicht, desto besser mein Großvater wußte, der mit Lachen den Schuß in die Ferne that. Es läßt sich denken, welche Augen die Gesellschaft machte, als sie an die Gartenthüre kam und den Kernschuß darin stecken sah.

So hatte er einst mit seinem jüngern Sohne, da dieser noch ein Knabe war, in Schlingen, welche er in die Furche eines Kartoffelfeldes gelegt, einige lebendige Rebhühner gefangen. Der Abend war schon angebrochen, als Beide, der Jüngere mit der Jagdbeute im Sack, noch eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, an eine Schenke kamen, wo ganz vorzüglicher Wachholderbranntwein vergläsert wurde. Diese Schenke lagerte sich besonders bei anbrechender Nacht mit ihren Fenstern, welche liebesselig von Ofenwärme und Kienholzbeleuchtung flammten, wie ein unenntrinnbarer Zauberdrache, mit hellen Augen an den Weg und verschlang einen Bauer um den andern, der in die Nähe kam, häufig sogar meinen Großvater. An diesem Abend konnte er dort um so weniger vorüber kommen, je lauter in der Stube und, wie es schien, von Jagdgeschichten gesprochen wurde. Da es damals nicht der Gebrauch war, Kinder mit in die Schenkstube zu nehmen, so hieß er seinen kleinen Sohn mit den Rebhühnern im Sack auf der Bank vor dem Hause unter den Fenstern auf sein Wiederkommen warten, indem er selbst hineinging, wo plötzlich bei seinem Erscheinen das Gespräch der anwesenden Gäste stockte. Auf sein Befremden, welches er darüber zu erkennen gab, entschloß sich endlich

der wichtigste Gast am Tisch, der Dorfmüller, zu gestehen: wie sie mit einander gestritten, ob er, mein Großvater, wirklich die Macht über die wilden Thiere habe, daß sie auf seinen Ruf kommen und sich von ihm todtschießen oder fangen lassen müßten? „Das kommt auf die Zeit und den Wind an," entgegnete er, „und, leicht möglich, kann ich Euch noch heute eine Probe davon geben, weiß ich erst, woher die Luft streicht." Nachdem er mit diesen Worten den Kopf zum Schiebfenster hinausgesteckt und, wie es schien, mit der Nacht geflüstert hatte, versicherte er die Gesellschaft, welcher die Augen im Kopfe groß und starr zu werden begannen, daß heute nur Rebhühner — „Lebendig?!" — rief der Dorfschneider halb ungläubig, halb entsetzt dazwischen — lebendige Rebhühner, fuhr er unerschüttert fort, zu haben seien. „Jetzt gleich?" fragte furchtsam der Leineweber am Tischende. „Jetzt gleich!" war die Antwort. Furchtsam stießen sich die Anwesenden mit dem Ellenbogen und der Eine und Andere machte sich auf seinem Sitz mit angezogenen Füßen locker. „Halt!" schrie der dicke Rittergutspächter, „Alles aber ohne schwarze Kunst!" „Alles Natur!" entgegnete der Gefürchtete, streckte die Hand zum Fenster hinaus und rief: „Aufgeschaut!" — und ein ganz natürliches Rebhuhn schoß mit nicht geringerem Angstgeschrei in die Stube, als die Gesellschaft vor diesem Teufelsspuk aus der Stube, voran der Schneider, dann der Windmüller mit dem Leineweber und über ihn hinausstürzend der dicke Pächter, hinterdrein das schallende Gelächter des lustigen Meisters in der natürlichen Magie.

Wie er noch in seinem Alter das rüstige Jagdleben gern hatte, so war seine Jugend um so reicher an wilden Abenteuern. Zu Anfang des siebenjährigen Kriegs war er

Erzieher der beiden Brüder von Jößnitz auf Freiburg bei Adorf, welche er zur Aufnahme im Cadettenhaus in Dresden vorzubereiten hatte. Beide wurden tüchtige Offiziere in der sächsischen Armee, der Eine Major, der Andere Hauptmann und lebten noch in meine Jugendzeit herein, einsamglücklich als Hagestolze brüderlich nebeneinander und als tägliche Stammgäste im Adorfer Gesellschaftsclubb, mit einander wetteifernd, wer von Beiden die schönsten Ringe vom Rauche aus dem Meerschaumkopfe in die Luft blasen konnte. Im Uebrigen schien ihr Leben still zu stehen, wie das zweier nebeneinander im Waldgrund grünender Tannen, welche tief verborgen unter der bemoosten Rinde im weichen Holz ihre Jahresringe machen. Sie blieben immer gute Freunde unserer Familie und voran ihres alten Lehrers, dessen Ruhm sie abwechselnd zu verkünden nicht müde wurden; dieser beschränkte sich aber auf einen einzigen Vorfall, den sie so häufig in Gesellschaften zum Besten gaben, als wenn ihr ganzes Leben damit abgeschlossen gewesen wäre. Wie oft hat der Clubb in Adorf diese Geschichte hören müssen!

„Unser Präceptor konnte reiten, wie der Teufel!“ begann der Major und blies einen dunkelblauen Tabacksring vor sich hin. „Das will ich meinen!“ versetzte der Hauptmann und blickte dabei den Oberpfarrer, der sich erdreistete, ein zweifelhaftes Gesicht zu machen, so herausfordernd an, daß dieser aus Verlegenheit den Schaum aus dem Bierkruge blies. Da der Postmeister und sogar der Bürgermeister sich herbeifanden, um den Herren vom Adel, welche gewissermaßen, wie die beiden wilden Männer auf dem dänischen Wappen, die Ehre der Gesellschaft aufrecht hielten, den nöthigen Beifall zu sichern, so fuhr der Major, indem er ein

Bein über das andere und den Kopf zurück an die Stuhllehne legte, mit der Erzählung fort:

„Trat eines Morgens unser Präceptor gestiefelt und gespornt in unsere Stube und meinte, es wäre hohe Zeit, daß wir tüchtig reiten lernten, unsere alten Ackergäule könnten wir dazu freilich nicht gebrauchen; in Böhmen drüben aber gäb' es Krieg zwischen den Preußen und Oesterreichern, vielleicht fände sich da Gelegenheit, einen Pferdehandel zu machen, er wolle daher nach Eger reiten, sich umschauen und zwei Tage ausbleiben."

Jetzt kam der Hauptmann an die Erzählung, welche er, während er seinen Meerschaumkopf auf dem Rockärmel polirte, mit gemüthlich schnarrender Stimme fortsetzte: „Die zwei Tage vergingen und zwei Wochen und dann Monat auf Monat, aber der Präceptor kam noch immer nicht zurück. Da auch in Eger, wohin wir unsern Jäger nach Kundschaft von ihm ausgeschickt hatten, keine Spur von ihm aufzufinden war, so hatten wir ihn bereits aufgegeben, als an einem schönen Sonntag ein österreichischer Uhlan auf einem prächtigen Schecken und mit einem braunen Jagdpferde zum Schloßthor hereingesprengt kam."

„Und wer war der Uhlan?" fiel jetzt fragend der Major ein und sah sich im Kreise der Zuhörer wie nach einer Antwort um. Da aber Jeder im unterthänigen Respect sie an sich hielt, so platzte gewöhnlich der Hauptmann damit heraus: „Unser Mosen war wieder da! Er hatte als Freiwilliger die Schlacht bei Prag mitgemacht und glücklich die beiden Pferde als Beute mitgebracht. Schon Tags darauf begann unser Präceptor den Reitunterricht mit uns und ich hoffe, wir sind keine schlechten Reiter geworden."

„Ein Tausendsappermenter!" schloß gewöhnlich der Ma-

jor, zog die dreigehäusige Sackuhr, an welcher das Petschaft mit dem Familienwappen baumelte, hielt sie an's Licht und fragte: „Der Kerl mit den Pferden?" „Unterthänig aufzuwarten!" sagte der Wirth, „er hält unten vor der Thüre." „Gute Nacht, meine Herren!" „Gute Nacht, gnädiger Herr Major, Herr Hauptmann, gute Nacht!" schnarren ein Dutzend Stimmen durcheinander, und unsere alten Freunde verschwinden, während der Bürgermeister dem Schulrector versichert: „Ganz allerliebste Herren!" Unten wiehern die Pferde und eine Weile darauf hört man sie über den schlecht gepflasterten Marktplatz sprengen, zwei brave, alte, adelige Herren, noch unberührt vom Odem unserer neuen Zeit, unbezweifelt und sicher in ihrem Dasein, zwei Cavaliere mit allen Licht- und Schattenseiten des frühern Landadels im Voigtlande. Ihnen entgegen dunkelt die Nacht, in welche sie verschwinden, und dahinter ihre Familiengruft, wo sie nunmehr schlafen in ihren Särgen und sich gar wenig um die Frage von der Abschaffung des Adels, der Titel und Orden kümmern, und sollten ihre Schemen sich doch einmal in ihren morschen Särgen aufrichten, so blasen sie sich gewiß Ringe von Rauch zu, der Eine sagt: „Ja, unser Präceptor!" und der Andere: „Ein Tausendsappermenter!" Beide aber: „Gute Nacht, meine Herren! Gute Nacht!" und legen sich wieder hin und schlafen weiter, ungestört von der Zeit, welche mit ihren Rattenzähnen selbst das steinerne Gewölbe zernagt und mit grünem Moos ihr Wappen oben über dem Eingang dazu auslöscht.

Als aber beide Brüder damals zu Ende des siebenjährigen Kriegs stattliche Junker zu werden sich anschickten, lesen, schreiben und rechnen, vielleicht auch ein wenig Französisch radebrechen, vor Allem aber tüchtig reiten und mit

der Pistole auf vierzig Schritt in's Schwarze treffen konnten, brachte sie mein Großvater nach Dresden in das Cadettenhaus, wo sie sich auf einige Zeit als Cadetten verpuppen sollten, um als Lieutenants bei der Armee ihre Schmetterlingsflügel zu entfalten. Der Präceptor dachte noch im spätesten Alter mit Entzücken an jene Dresdener Tage. Er hatte auch alle Ursache dazu, hatte er doch dort den sonderbarsten Traum seines ganzen Lebens. Im alten Hôtel de Saxe in der Pirnaischen Gasse, welches sich später in das Justizamthaus und seine hin- und herlaufenden Marqueurs in stillsitzende Actuars, seine Stallknechte in Amtsdiener, seine dampfenden Braten in dumpfige Aktenstöße, seine rothen und weißen Weine in große Dintenflaschen und kleine Dintenfässer, ja auch sogar seine Höflichkeit bei Bewillkommnung der freiwilligen Gäste in grobe Vorladungen bei Vermeidung von fünf Thalern Strafe oder auch der Herbeiholung durch den bewaffneten Amtsdiener verwandelt, jedoch die Fertigkeit, hohe Zeche zu machen, keineswegs vergessen hat, dort war mein Großvater damals eingekehrt, wo diese schaurige Verwandlung noch nicht eingetreten war. Nachdem er seine Zöglinge glücklich untergebracht hatte, beschloß er noch einige Tage auf die Sehenswürdigkeiten der Residenz zu verwenden. Müde von vielem Herumwandern hatte er sich gegen Abend auf sein Zimmer zurückgezogen, um, in einen Armstuhl hingestreckt, eine Weile zu schlummern. Der gesuchte Schlaf aber verwandelte sich in ein wirres Träumen. Ihm kam es vor, als irrte er durch eine Wildniß in dunkler Nacht, aus welcher in der Ferne eine weinende Mädchenstimme ihn zu rufen schien. Eine unwiderstehliche Macht trieb ihn vorwärts über die Wurzeln der Bäume, die, wie harte Schlangen, über seinen

Pfad krochen, durch die dornigen Brombeerstauden, welche, wie bissige Thiere, ihre Stacheln in sein Blut tauchten und wieder über endlose Steppen und in Bergschluchten hinein immer der weinenden Stimme nach. Je weiter er vorwärts kam, desto ferner erschallte sie, so daß er sich vergebens abrang, sie zu erreichen. Da fiel es ihm ein, denselben Klagelaut, den er vernahm, mit seiner Stimme nachzuahmen. Kaum hatte er das gethan, so kam es ihm vor, als nähere sich der weinende Laut und käme immer näher, nicht aber von Oben, sondern unten in der Erde, bis er wie vor seinen Füßen klang. Wie er, halb im Uebermuth, halb in der Angst, den Laut nochmals wiederholte, senkte sich plötzlich der Boden unter ihm, so daß er wie in einen Schacht fuhr, tief und tiefer hinein in die Finsterniß, aber doch einem lichten Schein entgegen, welcher, wie er bald entdeckte, von einer Bergmannslampe herrührte. Diese stand auf dem Boden, welchen jetzt sein Fuß berührte, einige Schritte davon stürzte sich der Schacht wieder in die Tiefe der wehklagenden Stimme nach und eine Leiter stieg in ihn zugleich hinein, als wollte auch sie zu Hülfe kommen. Unwillkürlich ergriff er die Lampe, setzte sie auf den Kopf in den Schnabel seines dreieckigen Hutes und stieg weiter hinein in die Grube, beherzt und vorsichtig, von Sprosse zu Sprosse. Ihn bekümmerte nicht die Musik der an den erzglitzernden Wänden herunterfallenden Tropfen, nicht das dumpfe Brausen der unterirdischen Ströme, nicht die Salamanderaugen der Kobolde aus den Wandritzen umher, nicht das unheimliche Picken, Schnarren und Pfeifen unsichtbarer Ursache aus heranstreifenden Nebengängen, er mußte weiter und weiter. Ihn kümmerten auch nicht die rothen Flammenrosen, welche vor seinen Augen zu tanzen begannen, nicht die Frost-

schauer, welche mit Spinnenbeinen ihm über den Rücken liefen, muthig stieg er und stieg er der weinenden Stimme nach, bis er plötzlich im grünen Gewölbe stand, das er Vormittags mit allen seinen königlichen und kurfürstlichen Kostbarkeiten und Raritäten besehen und angestaunt hatte. Aber alle dort vorhandenen Figürchen, verfertigt aus verkrüppelten Riesenperlen, Gold und Email, liefen auf den Rändern der goldenen Becher und Gefäße umher und schrieen: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Großmogul will seine Prinzessin ermorden!“ Selbst der künstliche Kirschkern mit seinen hundert Gesichtern rief aus hundert Mäulern zugleich: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ Bereits schleppten auch die Tataren aus dem hinteren Zimmer das große Kurschwert herbei, dessen Griff von leuchtenden Diamanten funkelte. Geblendet von der flammenden Goldpracht, dem wimmelnden Leben der Zwerge und dem Hülfegeschrei umher, stand der Träumer einen Augenblick lang erstaunt, aber im zweiten, als er im Nebenzimmer wieder die klagende Mädchenstimme vernahm, flog er hin nach der scheinbar offenen Thür, rannte jedoch mit der Stirn an eine krystallene, durchsichtige Wand an. Wie geschah ihm aber, als er bei dem ersten Blick in dieses so seltsam verschlossene Zimmer die schöne Obersteigerstochter aus Freiberg, welche er Vormittags im grünen Gewölbe getroffen, die ihm so so sehr gefallen und an der Wirthstafel ihm gegenüber gesessen, jetzt dort händeringend und schluchzend vor dem gräßlichen Großmogul knieen sah, der schon mit dem ausgeholten Schwerte nach ihrem Nacken zückte.

„Halt!“ rief der Träumer im Todesschrecken und wachte auf. Aber der bunte Traum schien sich im Wachen fortsetzen zu wollen, denn jetzt hörte er deutlich im anstoßenden

Zimmer die jammernde Stimme der schönen Obersteigerstochter aus Freiberg sprechen: „Und sollte ich auf der Landstraße baarfuß betteln gehen müssen, den alten Finanzrath nehme ich doch nicht!“

„Das will ich doch sehen,“ versetzte grimmig der Obersteiger, „wie Sie sich bei der Sünde gegen das vierte Gebot anstellen wird! Kurz und gut, der Finanzrath ist Finanzrath und morgen ist Ihre Verlobung mit ihm und ich bin Ihr Vater! Für heute Abend, wo Sie sich in seinem Hause zur Suppe einfinden sollte, will ich Sie entschuldigen; Sie ungezogenes Wesen hat sich das Gesicht ganz abscheulich verweint, bleib' Sie zu Hause und halte Sie die Thüre verschlossen; vor Mitternacht bin ich wieder da! Glück auf!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Obersteiger mit gravitätischen Schritten und ging die Hausflur vor und die Treppe hinunter.

Der Präceptor eilte an das Fenster, um sich zu vergewissern, daß der Tyrann wirklich sich entferne, und sah auch bald seine grüne Cylindermütze und dann das bekannte Bergmannsleder im Scheine der Straßenlaterne steif und unerbittlich vorübertrotzen.

Kehre lieber wieder um, guter Obersteiger aus Freiberg; es würde dein Herz schneller, als deine Taschenuhr, picken, fiel' dir jetzt plötzlich ein, deine silberne Schnupftabacksdose im Gasthofe stehen gelassen zu haben. Was würdest du zurückeilen, die Vergessene im Voraus mit den Augen suchen, und sie, händigte sie der Wirth dir wieder ein, tief in deine Brusttasche versenken und mit vergnügtem Gesicht daran fühlen, ob sie auch sicher genug darin steckt, und jetzt hast du doch dein kostbarstes Gut, das schon man-

chem Diebe in das Auge geleuchtet hat, dein schönes Kind, mit gekränktem, Trost und Hülfe suchendem Herzen allein und unbehütet zurückgelassen; du weißt es auch, aber doch setzest du deinen Weg ruhig fort mit der silbernen Dose in der einen und der pickenden Uhr mit dem ängstlich vibrirenden Minutenzeiger in der andern Tasche. Geh' du ruhig weiter, guter Obersteiger aus Freiberg, denn deinem Geschick: mein Urgroßvater weiblicher Linie zu werden, kannst du doch nicht entgehen. Glück auf!

Kaum hatte sich der Präceptor überzeugt, daß die Luft rein war, so lag er auch schon, bald mit dem Ohr, bald mit dem Auge am Schlüsselloch jenes Zimmers. Die schöne, unglückliche Nachbarin befand sich dort allein. Als jetzt der Lauscher den Ausruf zu vernehmen glaubte: „Mein Gott, ist denn für mich keine Hülfe mehr in der Welt?“ klopfte er leise an, es folgte ein leichter Ruf der Ueberraschung und des Schrecks, dann eine kurze Unterhandlung durch das Schlüsselloch, endlich knarrte von drüben ein Riegel, welcher an der Thür zurückgeschoben wurde, diese that sich auf, und die Nachbarin, von dem Lichte der Lampe, welche sie in der Hand hielt, hell beleuchtet, erschien mit ihrem weichen, thränenfeuchten Gesicht, wie eine hinter dem Gewitter her aufblühende Rose. Die Bekanntschaft, welche Beide bereits gemacht, das Wohlgefallen, welches sie an einander gefunden hatten, und nun jetzt dazu die Lage, in welcher sie sich befanden, Alles zusammen ließ plötzlich in ihnen die gegenseitige Liebe aufflammen und mit Thränen und Küssen besiegeln. Doch der Drang der Umstände brachte die beiden Liebenden bald zur Besinnung. Ihr Vater war mit ihr in Amtsgeschäften hierher nach Dresden gekommen, wo einer seiner höheren Vorgesetzten, ein alter,

abgelebter Finanzrath, sie kennen gelernt, sich in sie verliebt und um sie angehalten hatte. Ihr Vater, geblendet von Stand und Reichthum, hatte zugesagt, und morgen Vormittag sollte die Verlobung schon Statt finden, da vielleicht der alte Finanzrath nicht viele Zeit zu verlieren haben mochte. In jenen Tagen hatten die Liebhaber trotz dem Zopfe noch den romantischen Muth im Herzen, Etwas für ihre Liebe zu wagen; sie waren noch nicht so polizeilich mürbe gerieben, um mit Anstand auf die versagte Hand der Geliebten Verzicht zu leisten. Der Präceptor war auch gar nicht der Mann dazu, einem schönen, wilden Abenteuer auszuweichen. Es wäre ihm die Gelegenheit dazu längst willkommen gewesen, nun stand sie da vor ihm und er griff mit beiden Händen zu. Er versicherte mich einst bei Gelegenheit, daß er dabei so wenig Gewissensregungen, wie ein Junge, welcher in einen Apfel aus Nachbars Garten beißt, empfunden hätte. Ihm schien bei diesen drängenden Umständen Nichts natürlicher, als daß sich Friederike, so hieß sie, entführen ließe und zwar ohne Zeitverlust. Sie ließ sich dazu bereden, die Gelegenheit war günstig, der Plan bald entworfen. Der Präceptor hatte auf seinem Beuteschecken seine Zöglinge hierher begleitet, von welchen sich auch noch ein Theil ihrer Garderobe in seinem Zimmer befand. Aus dieser wählte er einen vollständigen Anzug, mit welchem sich Friederike, nachdem er ihr aus ihren aufgelösten Haaren einen stattlichen, preußischen Zopf geflochten hatte, in einen Junker verwandeln sollte. Während sie sich umkleidete und dann ihre Sachen in den Mantelsack des Präceptors packte, schrieb dieser einige nöthige Worte an die Cadetten und dann auch einige Zeilen zur versuchten Rechtfertigung an seinen künftigen Schwiegervater, worin er um Verzeihung und seinen

Segen bat. Kaum waren die Briefe gesiegelt und überschrieben, so stand auch schon der neugeschaffene Junker Friedrich vor ihm, der netteste Junge von der Welt trotz dem verkehrt auf dem glatten Köpfchen sitzenden Hut. Nachdem der Präceptor den niedlichen Pagen mit ungezählten Küssen in seine Dienste genommen hatte, warf er ihm seinen Mantel um die Schulter und hieß ihn zur größeren Sicherheit vorausgehen und vor dem Gasthof warten. Da schleicht das verkleidete Mädchen, welches einst meine Großmutter werden sollte, mit klopfendem Herzen dieselbe steinerne Treppe hinunter, auf welcher noch in später Zeit, vielleicht zur Sühnung ihrer Schuld, ihr Enkel als Advokat acht Jahre lang zur Amtsstube wandern sollte. Wie tröstlich wäre es, diesen Sinn dem Unsinn meines Schicksals unterlegen zu können! Der Präceptor aber ging damals hinunter in die Wirthsstube, berichtigte die Rechnung, machte seine Bestellungen und hieß sein Pferd satteln, packen und vorführen. Obschon er sobald als möglich das Wirthszimmer verlassen und sich, spähend, doch dem Anscheine nach noch auf sein Pferd wartend, unter das Hausthor gestellt hatte, so konnte er doch auf der freilich sehr nachtdunkeln Straße die harrende Friederike nicht entdecken. Das Pferd wurde ihm jetzt herbeigeführt, er schwang sich hinauf und ritt langsam und um sich schauend auf den Neumarkt zu, aber Niemand folgte, Niemand rief ihn an, Friederike war nicht da. An der Mündung der Gasse hielt er still und stieg ab, indem er sich den Anschein gab, als müßte er den Sattelgurt fester schnallen. Der Sattel wollte und wollte nicht sitzen und Friederike nicht kommen. Welch ein angstvoller Augenblick! Welcher Zufall mochte sie am Stelldichein verhindern? War sie in zu großer Eilfertigkeit auf eine falsche Straße gera-

then? oder hatte sie den Schritt, den sie thun wollte, plötzlich bereut und war sie zurückgeblieben? oder hatte sie ihn an einer dunkeln Gassenecke erwartet und doch verpaßt? Oder war sie auf der Gasse erkannt und zurückgehalten worden? — Wie viele Möglichkeiten der Verhinderung konnte es geben und aus jeder konnte, wie aus einer Vexirdose, ein Teufel mit rother Zunge, verdrehten Augen und einem Zettel, worauf „Verloren" zu lesen, hervorspringen. Alle aber fuhren als Nägel in sein Herz, als wollte das Schicksal daraus das Wahrzeichen auf dem Schild eines Nagelschmieds machen. Schon war er im Begriff, das Pferd unter irgend einem Vorwand in den Gasthof zurückzuführen, als er seinen Namen flüstern hörte und Friederike auf ihn zueilte. Auf die Frage der Besorgniß um die Ursache der Zögerung entschuldigte sie sich damit, daß sie ihrem Vater Abends immer über den Stuhl vor seinem Bett den Schlafrock und die Nachtmütze darauf legen, die Pantoffeln zwischen die Stuhlbeine und die gestopfte Tabackspfeife zur Hand stellen müßte, das wäre ihr, als sie aus dem Hause gekommen, auf das Herz gefallen und sie deshalb wieder hinaufgegangen und hätte ihre Pflicht gethan, das und das viele Weinen und ein Gebet zum Abschiede hätte sie so lange aufgehalten.

Der Präceptor bekämpfte in sich die Neigung zu einem zärtlichen Vorhalt und wanderte, um Aufsehen zu vermeiden, mit dem verkleideten Junker Arm in Arm, das Pferd am Zügel hinter sich herführend, zu dem Thore hinaus und endlich durch die Vorstadt hinaus in das Freie. Hier hob er den geliebten Flüchtling zu sich auf das Pferd, welches vor Freude, als wüßte es, daß es zwei liebende Herzen trüge, der frischen Aprilnacht entgegenwieherte und den frischesten Trab einschlug. Als vor ihnen die dunkeln, steilen

Granitwände des Plauen'schen Grundes aufstiegen, aus welchem, den langen Nebelschleier hinter sich herziehend, die Weiseritz herunterstrudelte und mit jedem Stein in ihrem Wege zankte, rief Friederike ängstlich aus: „Das ist ja der Weg nach Freiberg!“ „Auf dem Wege nach deiner Vaterstadt,“ versetzte der Präceptor, „werden wir wohl schwerlich gesucht, wenn wir verfolgt werden sollten, und ehe der Morgen graut, reiten wir um Freiberg herum und lassen die Stadt hinter uns; reut es dich, daß du bei mir bist und von nun an dein Leben lang?“ Friederike drückte ihr thränennasses Gesicht an sein Herz. So ging die Flucht weiter. Sie hatten die ganze Nacht lang keinen andern Reisegefährten, als den hellen Mond, welcher sich neckend erst hinter die Berge, dann hinter den Blüthenschnee der Kirschbäume versteckte, oder auch hinter ein einsames, dunkles Bauernhaus sich verkroch, gewiß um dort einem andern Liebespaar zuzulauschen oder vielleicht nur den heulenden Kettenhund zu ärgern, bis er plötzlich wieder an die beiden Flüchtlinge auf der Straße dachte und nun lange am Himmel ehrbar einherging in einem durchsichtigen Wolkenhäubchen, mit welchem er sich kokett in jedem Brunnen spiegelte.

Wollte hier Einer von den vielen Tausenden meiner liebenswürdigen Landsleute, welche keine andere Wahrheit, als die der platten Wirklichkeit, gelten lassen wollen, den Verfasser dieser Erinnerungen mit zweifelsüchtigem Gesicht fragen: erstens, woher er wisse, daß an jenem Abend wirklich der Mond geschienen? und zweitens: ob der alte Tändler wirklich alle diese Narrenspossen getrieben habe? so könnte derselbe darauf getrost seinen Großvater als Gewährsmann nennen, er bedarf dessen aber nicht einmal, da er nur die Pflicht anerkennt, diese Geschichten, wie sie sich aus seiner

Erinnerung gestaltet haben, mit den Farbentönen, welche sie darin tragen, hier in möglicher Treue wiederzugeben.

Nacht und Mond waren aber noch nicht verschwunden, als die beiden Flüchtlinge bereits Freiberg hinter sich liegen und die große Landstraße auf einem zufälligen Seitenwege, welcher höher in das Gebirge führte, verlassen hatten. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als sie auch diesen Weg verloren hatten und sich mitten in dem dunkeln, wüsten Walde befanden. Sie hatten schon längst vom Pferde absteigen müssen, da der Wald immer dichter und die Baumwurzeln auf dem Boden immer knorriger und unsicherer geworden waren. Friederike hatte vor Müdigkeit schon lange kein Wort mehr gesprochen, der Präceptor beinahe seine Laune verloren und das Pferd trollte mit hängenden Ohren hinterdrein und fuhr nur zuweilen, wie aus dem Traume, in die Höhe, wenn es mit dem Hufe anstieß. Plötzlich schrie Friederike laut auf und zitterte an allen Gliedern, denn vor ihnen stand ein feuriger Riesenmann mit lang herabwallenden Haaren, der sich jedoch, wie mancher Held dieser Tage, bei näherer Untersuchung als faules Holz auswies. Doch hatte der kurze Schrecken das Gute, die Irrfahrer aus ihrem dumpfen Hinträumen zu erwecken. Sie hielten still. Friederike klagte über Frost und Müdigkeit und der Präceptor fühlte Hunger und Durst. Sie beschlossen daher, hier Rast zu halten und den Anbruch des Morgens abzuwarten. Sie befanden sich jetzt in einem Föhrenwalde, dessen hohe, schlanke Baumstämme auf einem sanften, sachten Bergabhang standen. Der Boden war mit kurzem, trockenem Moos gepolstert und unter dem Ueberwinde zur Waldruhe einladend. Zum guten Glück hatte der Präceptor ein Feuerzeug bei sich. In kurzer Frist loderte aus dem dürren

Reisige, welches bald gefunden war, die gesellige Flamme und wirbelte der phantastische Rauch mit spiegelnden, rothen Feuerfunken in die dunkeln Baumgipfel empor, die mürrisch einander, wie alte Tabacksraucher, die Dampfwolken weiter unter die Nasen bliesen. Friederike war bald wieder glücklich, wie ein Kind, zumal der fürsichtige Präceptor jetzt triumphirend aus den Pistolenhalftern zwei riesige Semmelzeilen mit Schinkenschnitten und eine Flasche Wein hervorzog. Gelagert an das wärmende Feuer, hielten Beide im tiefen Walde zusammen ihr erstes Mahl, jung und schön, frei und glücklich, wie die ewigen Götter, und wäre Friederike nicht gar so müde gewesen, und, in den Reitermantel gewickelt, bald eingeschlafen, so hätte der Präceptor gern den Morgen herbeigeküßt. So jedoch mußte er sich die Zeit damit vertreiben, daß er Semmeln mit Wein begoß und sie dem Schecken zwischen die Zähne schob, und daß er dann und wann einen dürren Ast abbrach und in das Feuer warf. Tausend Gedanken, heitere und leichte, aber auch trübe und schwere gingen ihm dabei durch den Sinn; fiel sein Blick auf das im Scheine des Feuers leuchtende Gesicht seiner schönen, so verwegen gewonnenen Braut, welche hier, das Haupt zurückgelehnt an einem Föhrenstamm, auf dem Moose zwischen Anemonen und blühendem Haidekraut, seiner Ehre vertrauend, sicher und ruhig schlummerte, so schlug ihm sein Herz schneller vor Freude über das Glück, sich von diesem reizenden Mädchen so ganz geliebt zu wissen und sie sein eigen zu nennen; aber wie die Flamme des Feuers schwächer wurde und der Schatten der Nacht wieder seine Schleier über das Gesicht der Schläferin deckte, wachte ein Heer mißfarbiger Gedanken in ihm auf und flüsterte ihm odembeklemmende Fragen in die Seele: „Leichtsinniger! meinst du wirklich dem Zorn

ihres schwergekränkten Vaters zu entrinnen? Wie, wenn er den Arm der Justiz und ihre Häscher gegen Euch aufbietet, werden sie Euch nicht finden?" und ein Heer von Kobolden, so kam es ihm vor, schnarrte aus den bewegten Wipfeln des Waldes die Antwort: „Finden und binden!" Das waren die Stimmen der Furcht, welche er, tapfer wie er war, bald zum Schweigen brachte, indem er bei sich ausrief: „Sie bleibt am Ende seine Tochter!" Er hatte sich zu ihr, zwischen sie aber vorher das Gespenst der Sorge gesetzt, welches seine kalte Hand ihm in die Brust steckte und das Herz mit der Frage zusammenpreßte: „Hast du ein Obdach, welches du ihr bieten kannst?" „Ich habe und ich weiß keins!" mußte er kleinlaut antworten und es fragte ihn wieder: „Womit willst du sie ernähren, der du nun Nichts weiter, als ein verabschiedeter Präceptor, bist?" Er schnippte darauf zur Antwort mit den Fingern, denn er entsann sich, daß er im Geldbeutel noch das ungeheure Vermögen von ungefähr zwölf Kronenthalern hatte und obendrein noch ein Paar silberne Schuhschnallen und sogar noch das Pferd besaß, welches er ohnedies verkaufen mußte, da er für dasselbe weder Stall noch Futter mehr hatte. „Ja! es muß auch fort!" sagte er betrübt zu sich, und dann zum Pferde, welches seinen Kopf hängen ließ: „Ja, du mußt auch fort!" Er wurde bei diesem Gedanken immer trauriger, denn er sah im Geiste schon den Engel die Flammenruthe binden, womit dieser ihn mit Eva aus dem Paradiese der Freiheit austreiben würde. „Wohin soll ich aber mich mit ihr zunächst wenden?" Diese Frage stellte er an sich selbst und stemmte dabei sinnend die Ellenbogen auf die Kniee und verbarg das Gesicht in die flachen Hände. Indem er so seinen Gedanken Gehör gab, trat das Bild

eines Jugendgespielen, welcher, irre ich nicht, Merz hieß und nunmehr Pfarrer im Bergstädtchen Schöneck war, ihm vor die Seele. Sie hatten früher, als dieser noch Student war, manches lustige Abenteuer zusammen in dem voigtländischen Landstädtchen bestanden. Merz hatte ihm jeden Freundschaftsdienst auf alle Fälle der Noth zugesagt, Merz hatte auch, als er den lustigen Studentenrock aus und den Priesterrock angezogen, sein Benehmen zu dem früheren Genossen nicht geändert, und zu seinem Freunde Merz beschloß er jetzt zunächst seine Zuflucht zu nehmen. Kaum war er so mit sich einig geworden, als er in der Ferne einen Hahn krähen hörte, dem er wieder so lustig antwortete, daß Friederike vom Schlafe auffuhr und noch halb im Traum ausrief: „Gleich, Vater, gleich!“ Lachend fing der Präceptor die Schlaftrunkene in seinen Armen auf, welche sich jetzt auf sich besann, um, bitterlich weinend, sich wieder in den Mantel zu verhüllen. Vergebens suchte er die Ursache ihres Kummers zu erfragen, — keine Antwort, als Thränen, — vergebens machte er sie auf die krähenden Hähne aufmerksam, welche die Nähe menschlicher Wohnungen verriethen, — keine Antwort, als Schluchzen und Seufzen, vergebens suchte er sie mit der heiligsten Versicherung seiner Liebe und Treue zu trösten, — keine Antwort, als Stöhnen und neue Thränenfluthen. Allmählich ermüdete der Präceptor in seinem Zureden, ein langes Schweigen trat ein und hätten Beide jetzt einander in die Herzen blicken gekonnt, so würden Beide sich mitten in der Reue über den gethanen Schritt ertappt haben, nur mit einigen wesentlichen Verschiedenheiten in der Art und Weise; der Präceptor grollte einfach über die geringe Anerkennung, welche das ungeheuere Opfer seiner schönen Freiheit bei Friederike zu finden schien,

was er nur aus einem Mangel wahrer Liebe sich zu erklären vermaß, während sie nur dem weiblichen Instinkte folgte und ein Thränenbad nahm, in welchem sie sich von aller Schuld rein wusch und dabei die Einleitung zu einem klugen, spröden Schmollen traf, in welchem allmälig ihr jungfräulicher Stolz sich gegen ihn geltend machte. So waren Beide mit einem Ruck in die Liebesquälereien des Brautstandes gerathen, welche immer einer glücklichen Ehe vorausgehen, denn die starre Individualität in den Flammen des Schmerzes und Entzückens zu zerschmelzen, um sie in neue Formen zu gießen, ist die Aufgabe der echten Liebe. Man hat sich daher nicht zu wundern, wenn sich Liebende einander mit den wunderlichsten Grillen von der Welt quälen, sie arbeiten nur, freilich unbewußt, in ihrem Berufe. Es würde vielleicht auch den Männern in der Liebe und Ehe den Frauen gegenüber zu leicht gemacht, deshalb sind die Launen der letzteren gewiß zum Gleichgewicht des Daseins nöthig. Wie dem auch sein mag, so schauerte damals der Morgen herein über ein junges Paar, welches zu glücklich war, um sich nicht gar sehr unglücklich zu fühlen. Schon brodelte der Hexentanz des Nebels in wunderlichen, phantastischen Gestalten über den Rücken des Berges irr und wirr durcheinander, schon ging der Specht schreiend an seine Arbeit, als sich Beide entschlossen, vom Lager aufzubrechen, um einen Weg in die Welt oder wenigstens zu einem Dorfe zu suchen. Es gelang ihnen auch bald, auf einen Pfad und aus dem Walde hinauszukommen, wo ihnen die aufgehende Sonne in das Gesicht lachte und auch aus ihren Herzen Wolken und Nebel vertrieb. Wie aber vor ihnen die erste Lerche im endlosen Wirbel emporstieg, begann auch der Präceptor ein lustiges Lied zu singen, in welches

Friederike erst schüchtern, dann immer lauter mit einfiel. Als aber jetzt bei der Wendung des Weges dicht vor ihnen ein Dorf da lag, jubelten sie so laut durch die Gasse hinein, daß die Kinder zum Theil in Hemden, alle aber baarfuß aus den Hausthüren stürzten und ihnen hinterdrein liefen, so seltsam kam ihnen diese Erscheinung vor. Freilich mag ihr Aufzug, Beide mit Tannenreisern auf den Hüten, singend am frühen Morgen den Waldweg in das Dorf durch die blühenden Bäume auf dem Schecken einherreitend, wie ein schönes, lebendiges Märchen ausgesehen haben.

Auf ihre Anfrage zurechtgewiesen, kamen sie an das Wirthshaus, wo sie einkehrten und sich einige Stunden lang pflegten, so gut es geschehen konnte. Nachdem auch das Pferd Krippe und Trinkeimer geleert hatte, setzten sie ihren Weg, zuweilen geleitet von einem Boten, fort und gelangten ohne weitere Abenteuer Tags darauf in später Nachmittagsstunde auf der Höhe von Schöneck an.

Um Aufsehen im Städtchen zu vermeiden, beschlossen sie hier am Fuße eines Felsens den Abend abzuwarten, indem zugleich der Präceptor die Zeit benutzte, seiner Braut die nöthigsten Mittheilungen zu machen. Nachdem er ihr seine Verhältnisse, welche darin bestanden, daß er eben keine hatte, und seine Aussichten, welche diesen gleich waren, weitläufig mitgetheilt und was an ihrem Gewichte fehlte, mit Liebesschwüren zu ersetzen gesucht, machte freilich Friederike Anfangs große Augen, denn er war ihr wie ein junger Cavalier vorgekommen und ihr Glaube, daß wer ein schönes, eigenes Reitpferd halte, dazu auch einen Stall bei dem Hause, mithin dieses selbst haben müsse, war gewiß verzeihlich. Wohl mochte ihr unterwegs durch den Kopf gegangen sein, wie nett und sauber sie als junge

Frau ihr Stübchen ganz so, wie sie es in Freiberg hatte, bis auf das blauseidene Spiegelband und die niedlichen Porzellanfigürchen auf dem dachsbeinigen Tischchen bei dem Ofen, wieder einrichten wollte, und vielleicht mochte sie daran hauptsächlich gedacht haben, ob es ihrem Stande nicht geziemen werde, Sonntags Pantöffelchen von rothem und Werkeltags von grünem Saffian, immer aber weiße Zwickelstrümpfe zu tragen? Und nun jetzt? Da lagen die Trümmer ihrer Träume; lange saß sie da und sah der Abendsonne nach, welche, wie eine schwere Rose, am Horizonte stand und immer mehr abblühte, bis sie endlich ganz verschwunden war und im Gluthenschauer unzählige Purpurwölkchen, wie ihre abgefallenen Blätter, über den Himmel flogen.

Jeder Mensch hat einen Augenblick, wo er den höchsten Punkt des ihm beschiedenen Lebensglücks erreicht und nun wieder bergab wandeln muß, wie in tiefe, dunkle Schluchten hinein. Mag ihn auch noch dann und wann ein heiterer Sonnenstrahl treffen, so ist es doch nur vorübergehend und sein Schatten dehnt sich vor ihm aus; mag noch hie und da eine Blume an seinem Wege blühen, so blüht sie doch nicht auf ihm, sondern vielmehr hinter eisernen Stacketen, der Wanderer zieht vorüber und gedenkt der Zeit, wo auch seine Lebensblumen einmal blühten.

Dieser Augenblick war dem Präceptor bescheert, als ihm Friederike mit feuchtem Blick in die Augen sah und treuherzig sagte: „Ich bin Dein!" Mit diesen Worten war die romantische Poesie ihres Lebens abgeschlossen, das gemeine, strenge Leben machte von nun an sein Recht über sie geltend.

Es war Nacht geworden, als sie auf dem treuen Pferde, das sie knietief durch den fensteranspritzenden Koth des Städtchens einhertrug, in den Gasthof „Zum rothen Ochsen"

gelangten. Sei mir bei der Erinnerung tausendmal gegrüßt, du Schänke Bukephal, die du später mich in deine dampfende Halle so oft zum Ausruhen gelockt hast! Noch schwebt dein knarrendes, mit jedem Winde kokettirendes Schild mir vor den Augen, unwiderstehlich, noch sehe ich den roth und weiß geflammten Marmor der lockend angeschnittenen Blutwurst am Schaufenster liegen, unentrinnbar, und dahinter ihre Schwester, das lachende, riesige Schänkmädchen mit dem schäumenden Bierkrug, wer kam nach Schöneck und konnte dort vorbeikommen?

Es wird damals dort nicht viel anders gewesen sein, als zur Zeit meiner ersten Jugend; denn es ist kaum zu glauben, wie lang ein solches Bergstädtchen sich im Herkömmlichen erhält, nicht nur in der Unbequemlichkeit der Bauart der Häuser und der kothigen Straßen und Gassen, in welchen der Wind und die Sonne allein die Reinigung besorgen, sondern auch in dem altväterlichen Geist und Gesinnung der Einwohner, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche. Alle diese kleinen Städte sind, wie sumpfige Dümpfel, welche außer Zusammenhang mit dem Streben der Menschen gekommen sind. Schöneck war auch in ältern Zeiten noch in der besondern Lage, daß es große Freiheiten genoß, unter Anderm keine Steuern bezahlte, keine Rekruten zum Militair stellte, jede Familie unentgeltlich Holz und Strauchwerk aus dem königlichen Walde zum Bedürfniß erhielt, dagegen aber auf eine bestimmte Anzahl Häuser beschränkt war.

Erwägt man, daß die Gewerbe an den Zunftzwang, die Gerechtsame an Hausschwellen, die Aemter der Stadt an bestimmte Familien, aus welchen der Rath sich ergänzte, gebunden waren, und solchergestalt die Einwohnerschaft vor dem Zufluß neuer Ansiedler gesichert war und nur nach Kasten heirathete, so kann man sich vorstellen, welch' ein

urdeutsches Gemüthsleben in früherer Zeit dort sich entwickelt hatte. Jetzt ist es überall anders geworden, vielleicht sogar „der rothe Ochsenkopf“, welcher auf dem Schilde so gemüthlich aus den gekreuzten zwei Beilen hervorschaute, verschwunden und der tapfere Ochsenwirth zu seinen Vätern versammelt, der die Ehre Schöneck's einst so ritterlich vertheidigt hat. Tapfer mußten auch die Gastwirthe im Voigtlande sein, denn Schlägereien unter den Gästen gehörten zur Tagesordnung, zumal in Schöneck beim Ochsenwirth Sonnabends Nachmittags, wenn dort die Bauern aus den benachbarten Dörfern auf der Heimkehr vom Wochenmarkt sich einen Rausch getrunken hatten. Fanden sich dazu noch rauflustige Bürger, so war der Krakehl fertig. Eine Neckerei machte gewöhnlich den Anfang. Eine Scene dieser Art für hundert!

„Wie war das mit den Ferkeln?“ fragte augenzwinkernd Einer über den Tisch hinüber. Der Angeredete räusperte sich und erzählte:

„Vor Zeiten war einmal der wohlweise Rath von Schöneck zur Bürgermeisterswahl beisammen, die Rathsherren waren übereingekommen, daß derjenige von ihnen, welcher einen Einfall hätte, auch Bürgermeister werden solle. Einige Minuten lang saßen sie schon zusammen und Keiner hatte einen Einfall, denn da der neue Bürgeimeister zum Wahlschmause herkömmlich einen Ochsen schlachten lassen mußte, so ließ Jeder dem Andern gern den Vortritt und Alle hielten den Odem an sich, so daß es ihnen schwarzgelb vor den Augen wurde. Inzwischen fingen die Stadtverordneten an mit Rebellion zu drohen, den Rathsherren ward schwül zu Muthe, doch Jeder dachte an seinen Ochsen und schwieg. In dieser Noth ging der Senator Fritz, der Dickste und Frömmste von ihnen an das offene Fenster, um Luft zu schöpfen, denn

gerade ihm, der so gesprächig, fiel das Schweigen am Schwersten. Das wußten die Andern und rückten ihm deshalb an das Fenster nach. Fritz stand aber eine ganze Stunde lang stumm am Fenster und sah einer Heerde Ferkel zu, welche vor dem Rathhaus in der heißen Sonne in der Pfütze spielte. Fritzen gefiel das Schauspiel so, daß er endlich, sich vergessend, in die Worte ausbrach: „Sind wir doch possirlich, so lange wir jung sind!" „Vivat hoch! unser neuer Bürgermeister Fritz!" rief da, vom heiligen Geiste erleuchtet, die Versammlung, schrie schon der Rathsdiener zum Thore hinaus, jubelten die herbeieilenden Bürger, kreischten die Weiber und Kinder, quiekten die erschrocken vor der Urwahl davon flüchtenden Ferkel, und nur Fritze sagte gerührt: „So nehmt in Gottes Namen Euern Ochsen hin!" — Unter unauslöschlichem Gelächter von der linken Seite der Tafel und unter Zischen und Fußscharren von der rechten, wo die Bürger saßen, hatte der Bauer seine Erzählung geschlossen. Da erhob sich in dem Centrum der Letzteren der vierschrötige Rathszimmermeister und trat, gefolgt von seinem Anhang, zu dem Sprecher und zog demselben eine so kräftige Ohrfeige, daß dieser auf den Boden fiel. Dies war das Signal zur allgemeinen Schlacht. Wuthgeschrei, im Wurfe sich entleerende und zerschmetternde Bierkannen, blutige Köpfe, umgeworfene Bänke und Tische, zusammengebrochene Stühle, Alles durcheinander, Arme und Beine in einem sich herumwirrenden Knäuel — ein lebendes Bild von Ostade! — Dies Alles geschah in einem Augenblicke, der zweite hatte schon die ganze Scene geändert, denn unter der Thüre erschien der Ruhestifter, unser Ochsenwirth, die weiße Zipfelmütze thatenlustig auf das linke Ohr geschoben, mit der

braunrothen Tuchweste, an welcher jeder Knopf ein angeöhrter 20-Kreuzer ist und Respekt verlangt, welchen die mit der Rechten geschwungene Karbatsche hinlänglich unterstützt und sein böhmischer Bullenbeißer unwiderstehlich macht. „Pack' an, Harras!", mit dem der Hund auf Befehl seines Herrn heulend dazwischenspringt und einen armen Leineweber, gerade den Unschuldigsten von Allen, an die Wand würgt, stellt die Ruhe im Hause her und der Ochsenwirth kann in aller Gemüthlichkeit den Belagerungszustand erklären, bis der geschehene Schaden zu seinem Vortheil taxirt und bezahlt ist sammt der Bratwurst, welche der große Harras zur Belohnung seiner Tapferkeit erhält und unter der Ofenbank verzehrt. —

Doch der kluge Ochsenwirth hatte nicht nur sein Unterhaus für das Volk, sondern auch sein Oberhaus für die Honoratioren, zu welchen voran der Pfarrer Merz, dann der Stadtschreiber, der Bürgermeister, der Stadtchirurg, der Königliche Förster und alle ausgezeichneten Personen des Ortes gehörten, die berechtigt waren, Haarbeutel oder Zopf zu tragen, aus langen, irdenen Pfeifen zu rauchen und mit „Sie" angeredet zu werden, während jeder Andere ein „Er" war. Wie ist jene goldene Zeit so ganz verschwunden, wo der dicke Visitator von Schöneck die schönsten Buttermädchen von der Straße auf sein Zimmer zur Specialuntersuchung kommen lassen, dagegen die Stadtschceiber unter irgend einem beliebigen Vorwand die Reichen in Geldbuße nehmen und die Armen in das „Loch" schmeißen, der Pfarrer Hoch und Niedrig von der Kanzel herab namentlich ausschimpfen, der Förster aber Jeden, der mit einer Flinte im Felde oder im Walde sich treffen ließ, über den Haufen schießen konnte. Damals war noch Gottesfurcht und

Gehorsam unter dem gemeinen Volke, dem man dafür gern seine Trägheit, Dummheit und Völlerei nachsehen mochte; denn die rohe Gewalt übt sich nicht an Thieren und ihresgleichen. Wenigstens hatten die herrschenden Kasten es damals bequem und kaum ist ihren blasirten Nachkommen das romantische Gelüst nach dem Regiment mit dem gemüthlichen Stocke zu verdenken. Jene Zeit war für die sogenannte vornehme Welt das polizeilich umhegte Paradies, nur eben so langweilig; doch schon ringelte sich die bunte Schlange der Literatur um den Baum der Erkenntniß und bot ihre Früchte an, doch eben noch nicht in Schöneck, wo man in der Honoratioren-Stube mit Karten um Kupferdreier harmlos Tarock spielte. Wie ehrwürdig da die alten Knaben in ihrem Chursachsenthum an ihrem Spieltische saßen, jeder ein Prachtexemplar seiner Gattung! Der Pfarrer Merz, welcher ein klarer Freigeist unter seinen Collegen war, mochte eben sein Spiel gemacht haben, als er in das Nebenzimmer herausgerufen wurde, wo ihn der Präceptor erwartete. Friederike hatte sich bereits auf das Stübchen zurückgezogen, welches ihr der Wirth eingeräumt hatte. Sie hatte sich kaum wieder in ihrer Mädchentracht zurecht gefunden, als der Präceptor an die Thür klopfte und durch das Schlüsselloch anfragte, ob er mit seinem Freunde, dem Pfarrer Merz, Eintritt erhalten könne? Die Thüre öffnete sich und dem Pfarrer fiel vor Ueberraschung die irdene Pfeife aus der Hand, als er Friederike erblickte, indem er ausrief: „Nun begreif' ich Alles!“ Er reichte ihr freundlich die Hand und sagte: „Mein Freund hat mir Alles mitgetheilt, was ich zu wissen brauchte; von heut' an seid Ihr bis auf Weiteres meine Gäste, kommt nur gleich mit hinüber auf die Pfarre, wo sich das Weitere finden wird.“

So geschah es denn, daß die Flüchtlinge noch an diesem Abende unter gastfreundlichem Dache geborgen waren, wo Friederike mit der ihr eigenen Anmuth gar bald die junge Frau Pfarrerin für sich so zu gewinnen wußte, daß Beide schon am nächsten Morgen mit weißen Schürzen in der Küche am Herde standen.

Unterdessen saßen die beiden Freunde in der Studirstube zwischen bestaubten Kirchenvätern und Schweinsleder bei der Kaffeeschale und Morgenpfeife und hielten Rath. Auf der Flucht durch das Gebirge hatte Friederike dem Präceptor mitgetheilt, daß der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün, eine Stunde weit von Schöneck entfernt, ihr naher Anverwandter sei. „Da du die Geistlichkeit zum guten Freunde hast," meinte lachend Pfarrer Merz bei dieser Eröffnung, „so kann es dir nicht fehlen. Wenn es dir recht ist, so gehen wir noch diesen Vormittag zu meinem Amtsbruder hinüber und suchen ihn zum Fürsprecher bei deinem künftigen Schwiegervater zu gewinnen; vielleicht fällt auch ihm Etwas ein, wie Euch ein Unterkommen zu verschaffen ist; wie schwer dies vielleicht im Augenblick halten wird, weißt du am Besten."

Doch die Hülfe war näher, als sie Beide glaubten. In der Kirche zu Schöneck war das Hammerwerk Zwota eingepfarrt, dessen Besitzer im Städtchen wohnte. Dieses Hammerwerk liegt eine Meile von der Pfarrkirche entfernt, tief im unwegsamen Gebirge. Im harten Winter, welcher dort oft sechs Monat dauert, war nicht nur die Verbindung dorthin, sondern auch das Christenthum ganz eingefroren; Beide thauten nur erst im Frühjahr ganz wieder auf, wo auch erst die Kinder, welche sich nicht gescheut hatten, den Winter über auf die Welt zu kommen, zur Taufe nach

Schöneck zum Pfarrer durch die Bergschlucht herausgebracht wurden.

So schlimm es auch mit dem Christenthum dort bestellt war, so hatten doch die Hammerschmiede zuweilen heftige Anfälle davon, welche zwar selten, aber dem Pfarrer Merz immer zur unrechten Zeit kamen. So erinnere ich mich aus meiner Jugend an einen Vorfall, welcher dem Pfarrer, war er für seine Herde zuweilen Etwas harthörig, einigermaßen entschuldigen kann. Der Pfarrer Merz und mein Großvater waren zu uns zur Kirmeß geladen. Die Gäste saßen in der wilden Herbstnacht, welche mit Schnee und Graupeln an die Fenster warf und im Schornstein, wie ein muthwilliges Kind, heulte, bei einer Bowle Punsch und Tarockspiel beisammen. Punsch und Spiel machten das Stübchen und das Zusammensein so traulich, daß Merz in lustiger Begeisterung die Citronenpresse emporhielt und die Gesellschaft aufforderte, bei diesem heiligen Zeichen zu schwören, bis zum Morgen beisammen zu bleiben. Schon hatten Alle die Hände zum Schwur erhoben, als das Maß des Frevels voll war und die Rache mit einer Hammerschmiedsfaust an die Hausthüre klopfte. Die Gesellschaft verstummte, mein Vater eilte hinaus, öffnete und kam bald mit einem Zwotaer Waldmenschen zurück. Der Bote meldete, daß sein Vetter, ein Hammerschmied, im Sterben liege und nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Pfarrer sah sich daher genöthigt, trotz Sturm und Wetter aufzubrechen und der Stalllaterne des Boten zu folgen. Die Nacht war aber so wüst, daß sich Beide hinter Schöneck im Gebirge verirrten und unter lebensgefährlichen Abenteuern erst am andern Morgen in Zwota anlangten. Erwägt man, welche Opfer der Pfarrer seiner Amtspflicht gebracht hatte', so

kann man leicht ermessen, wie es ihn befremdete, als er an die Hütte des Kranken kam, diesen auf dem Dach sitzen zu sehen, im Begriff den Schaden auszubessern, welchen der Sturm in der vorigen Nacht verursacht hatte. Desto gemüthsruhiger war der Hammerschmied, welcher von Oben herunter rief: „Gott sei Dank, Ew. Hochehrwürden, daß ich mein Leibschneiden wieder los bin, sein Sie nur so gut und heben Sie mir Ihren Zuspruch noch recht lange auf!“ — Was der Pfarrer darauf geantwortet, ist mir nicht bekannt geworden. — Doch jetzt sollte ein anderer Waldmann aus Zwota dem Pfarrer und meinem Großvater mittelbar aus der Verlegenheit helfen. Während sie Rath pflegend zusammensaßen, kam ein alter Hammerschmied herein und bat den Pfarrer, ihm sein Söhnchen zu taufen, welches gleich mit gekommen sei. Auf die Frage des Pfarres, wo das Kind sei? bat der Schmied um die Erlaubniß, es herein kommen zu lassen, und öffnete die Thüre, in welcher ein junger, sechszehnjähriger Riese erschien mit einem großmächtigen Rehbock über den Schultern, welcher den Pfarrer wegen der so lange versäumten Taufe versöhnen sollte. Der Seelsorger war aber außer sich über dieses nachträgliche Christenthum der Hammerschmiede. Als er die Taufe in aller Stille auf der Stube vollbracht und der angehende St. Christoph sich mit seinen Pathen verabschiedet hatte, schlug Freund Merz mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Nun weiß ich einen Posten für dich, Mosen! du gehst als Hammer-Präceptor und Heidenbekehrer nach Zwota; dein Gehalt wird gering sein, doch für den Anfang wenigstens annehmbar!“

So mußte denn das junge Paar, nachdem es der Pfarrer Zöphel in Arnoldsgrün mit seinem Vetter, dem

Obersteiger in Freiberg, versöhnt und es auch getraut hatte, in die Wildniß hineinpilgern, wo es lange büßen und die Jahre der Verbannung nach den Kindern zählen mußte, welche sich beeilten, die Waldeinsamkeit zu beleben. Da sich aber mit dem Kindersegen weder das Diensteinkommen, noch das Wild im Walde vermehrte, welches dem Präceptor Fleisch in die Pfanne liefern mußte, so verließ er Zwota, als er an die bessere Lehrerstelle in Arnoldsgrün berufen wurde, wo er bis zu seinem späten Lebensende blieb.

Ob ich meines Vaters Mutter gekannt habe, ist mir nicht genau bekannt, da sie in meiner frühen Jugend verstorben ist; nur zuweilen tritt vor meine Seele das Bild einer alten, schönen Frau mit hellen, braunen Augen, welche mir ein kleines Bergwerk in einer Cylinderflasche verehrte. Eine Walze, welche man von Außen drehen konnte, setzte die ganze Bergarbeit in Bewegung, so daß die kleinen Bergleute zu pochen und zu hämmern, Andere die erzgefüllten Kübel nach Oben zu winden, wieder Andere das Erz auf kleinen Karren fortzuschaffen begannen. Das Spielwerk machte mir aber nur kurze Zeit lang Vergnügen, da die Oeffnung der Flasche zugeschmolzen war und ich das kleine Kunstwerk nicht zerstören konnte. Auf jeden Fall weicht das Bild meiner Großmutter hinter den Schleier meiner ersten Kinderkrankheit zurück.

Meine Mutter hatte mit meinem kleinen Bruder Eduard, welcher drei Jahre nach mir geboren wurde, ihren ersten Besuch bei den Großeltern in Arnoldsgrün gemacht und mich dazu mitgenommen. Es war ein schöner Frühlingstag und ich unterwegs über alles Maß munter und ausgelassen; aber kaum waren wir bei unsern Großeltern angekommen, so überfiel mich eine Müdigkeit und Traurig-

keit, daß ich untröstlich zu weinen begann und nach Haus verlangte. Mein Großvater erkannte bald, daß ein Fieber bei mir in Anzug wäre, und rieth meiner Mutter, mich in einem Kinderwagen heimbringen zu lassen. Ist es mir doch, als sähe ich noch heute diese Heimfahrt! Die Mutter mit dem kleinen Bruder auf dem Arm neben dem Wagen, welchen der gute Großvater zog, der diesen Dienst keinem Andern abtreten wollte, neben ihm mein treuester Gespiele, der Pudel Assur, welcher sich immer nach mir, wie besorgt, umblickte, dann um den Wagen herumlief, mir die herunter hängende Hand leckte und dann wieder zu dem Großvater zurückrannte, als müsse er den Wagen mitziehen helfen.

Kaum zu Hause angelangt, verfiel ich in die seltsamsten Phantasieen, man zweifelte an meinem Wiederaufkommen; ich soll neun Tage lang ohne Bewußtsein gelegen haben, so daß ich selbst Vater und Mutter nicht erkannte. Doch war es mir, als ob zuweilen ein Engel an meinem Lager säße, der mir bekannt war, ohne mich auf seinen Namen besinnen zu können, dessen Anblick mir unendlich wohlthat und dessen Frage: „Wie geht es dir, mein Juli?" mich noch heute erquickt.

Als das irre Träumen endlich von mir zu weichen begann, hielt ich doch den Glauben an diese schöne Erscheinung fest. Wohl hatte ich gemerkt, daß sie zuweilen mit der Abendsonne kam, welche in mein Krankenzimmer durch die breiten Bohnenblätter immer auf einige Augenblicke hereinleuchtete, ehe sie unterging. Als ich an einem Morgen wieder mit ganz klaren Sinuen erwachte, träumte ich doch den ganzen, langen Tag noch absichtlich dem Engel entgegen, und als die Abendsonne mit goldenen Ringen an der Wand zu spielen begann, hörte ich auch schon seine

leisen Tritte und dann seine Stimme, und die helle Gestalt kam zur Thür herein, trat an mein Lager, beugte sich herab zu mir und fragte: „Wie geht es dir, mein Juli?“ Und ich erkannte sie, es war die liebste Freundin meiner Knabentage, Wilhelmine von Thoß.

Wie neu und schön war mir die Welt, als mich die Eltern endlich wieder an die freie Luft in den Blumengarten neben dem Hause führten! alle Nervenfasern in mir sogen sich wieder am Leben fest. Bald hatte ich die Krankheit vergessen, nicht aber der alte Feldscheer und Dorfbarbier Ruttmann, welcher mich mit einem Wundersäftchen gerettet haben wollte. Dieser Dorfbarbier war für uns Kinder eine höchst merkwürdige Person. Er hatte als Feldscheer den Feldzug gegen die Türken im Jahre 1788 mitgemacht; jede Unterhaltung, in welche man sich mit ihm einließ, schloß er mit dem Seufzer: „Ja, bei Lugosch ging es fürchterlich her!“ Dort hatte er einen türkischen Säbelhieb erhalten, welcher seiner Laufbahn im Felde ein Ziel setzte und ihn wieder zum herumschweifenden Barbiergesellen machte. Er war ein herzensguter Mann in einem seifengrauen Rocke, war uns Kindern aber furchtbar, wenn er das Rasirmesser auf dem Streichriemen abzog und dabei mit blutdürstigen Blicken von den kehlabschneidenden Janitscharen erzählte. Wie lauschten wir seinen Worten, wenn er uns von der großen Donau erzählte, welche als kleiner Bach im Schwarzwalde entspringe und, immer größer werdend, durch Schwaben und Baiern nach Wien komme und dann weiter durch die blühenden Ebenen Ungarns nach der Türkei gehe. Er war für uns ein Wundermann, der uns den Blick zuerst in die blaue, ferne Welt mit ihren verschiedenen Völkern eröffnete, als deren Abgesandter er vor

uns stand; unendlich groß wuchs aber unsere Verehrung für ihn, als einmal ein ungarischer Arzneihändler in das Dorf kam, welcher mit seinem Kasten, von mir und einer Heerde anstaunender Kinder gefolgt, unsern Wundermann aufsuchte und dann mit ihm in einer wildfremden Sprache sich unterhielt; sie kamen uns vor, wie zwei Hexenmeister, zumal als der Ungar seinen Arzneikasten öffnete, welcher mit seinem Duft das ganze Haus erfüllte, und eine schöne, bunte Flasche nach der andern daraus hervorholte, dabei die schwarzen Augen verdrehte und seinen ungeheuren Schnurrbart strich.

Doch die wirklichen Kennzeichen von einer großen, wunderbaren Welt, welche hinter unsern Bergen und Wäldern lag, vermehrten sich. Obschon mir mein Vater, als ich kaum noch lesen konnte, einige Hefte von Bertuch's schönem Bilderbuch vorlegte, die Bilder erklärte und dann auf den Landkarten mir die Länder zeigte, wo die abgebildeten Menschen und Thiere wohnten, so blieb doch Alles noch ein Traum in Bildern. Wir Kinder glaubten erst an die Wirklichkeit, wenn sie greifbar vor uns stand, dafür verwandelten wir wieder das Wirkliche in ein Märchen.

Ein solches begegnete uns, als mein Vater mit mir an einem schönen Wintertag einen Gang in das Freie machte, auf der Landstraße. Berg und Thal lagen unter der weißen Schneedecke, die Bäume starrten bis in ihre feinste Verästelung von Eis und Reif, ja selbst an den Tannen war kaum eine grüne Nadelspitze zu sehen. Wie wir so fürbaß gingen, erblickten wir in der Ferne eine seltsame Gruppe von Menschen und Thieren, welche aus dem Winternebel, wie aus einer Wolke, hervorzukommen schienen; wir beeilten unsere Schritte, und gar bald kam mitten durch den Schnee

auf uns zu ein Kameel, mit rothen Decken behangen, auf dessen Rücken in einer Pelzkapuze ein Affe saß; voran ging der Treiber, auf dessen Rücken eine Trommel hing. So hatte doch Bertuch's Bilderbuch nicht gelogen! es gab wirklich Kameele und Affen in der Welt, nur daß diese Bestien, wie ich später bemerkte, selbst im lieben Vaterlande gedeihen, wenn auch in anderen Gestalten. — Doch immer näher wollte mir die Ferne rücken, als ich zuerst ohne Mühe in der Bibel lesen konnte. Besonders das alte Testament erregte meine Phantasie und war mir um so verständlicher, je gleicher sich die ländlichen Zustände der Hirten und Ackersleute auch in den verschiedensten Zonen bleiben und je mehr gerade in diesen Verhältnissen sich die ältere jüdische Geschichte entwickelt. Die großartige Einfachheit der Erzählungen darin, welche häufig sich in die reizendste Idylle verliert, bringt uns jene ferne Zeit und Gegend, welche sich in ihnen abspiegeln, unmittelbar in das Gemüth, welches aus seiner eigenen Natur heraus das Naturwahre immer am Lebendigsten erfassen wird.

Fast schmucklos tragen sich diese uralten Sagen, wie von selbst, vor. Es ist Einem, als höre man das unwillkürliche Rauschen der Wälder oder der Meereswogen in verständlichen Worten, welche uns erzählen von den Wundern des Gottes in der Wetterwolke, seiner Gnade und seinem Zorn und von den Hirtenknaben und Mädchen, die er besonders liebt und aus harten Prüfungen, welche er ihnen selbst auferlegt, wieder errettet und sie so gnädig segnet, daß ihre Nachkommenschaft sich mehret, wie der Sand am Meere.

Nur über das Eine konnte ich mich nicht zufrieden geben, daß das alte Testament in mehr als einer Stelle den Juden ihre Verbreitung und Herrschaft über die ganze

Welt verheißt, während ich doch nun immer hören mußte, daß sie verachtet und verfolgt und auch in unserm Lande kaum geduldet würden. Meinen Vater plagte ich deshalb mit vielen Fragen, welche er endlich mit der Antwort beschwichtigte, daß Christus, dessen Wort die Welt beherrsche, ja auch ein Jude gewesen sei, so daß sich in ihm und seinen Bekennern die alte Verheißung allerdings erfüllt hätte. Damit gab ich mich denn auch zufrieden, doch blieb mir der alte, bärtige Handelsjude Abraham, welcher zuweilen zu uns hausiren kam, immer ein Gegenstand scheuer Verehrung, zumal ich den Scherz meines Vaters ernst nahm, daß die Juden vom ältesten Adel wären, die eigentlichen Barone von Gottes Gnaden, weßhalb sie sich auch für das auserwählte Volk Gottes hielten!

Ich kann es nicht ableugnen, daß ich den alten Handelsjuden für den wirklichen Erzvater Abraham hielt, wobei ich nicht im Geringsten durch seinen Handel mit Pfennigbändern gestört wurde, hatte er doch einen langen, grauen Bart und ein langes, schwarzes Gewand.

Blieb mir doch noch selbst in den späteren Jahren das Judenthum ein großes, ungelöstes Räthsel, aus der Vorzeit auf unsere Tage überliefert, wie ein sich fortzeugender Trotz gegen den Gott der Weltgeschichte, welcher die ganze alte Welt in Trümmer zerschlug und in Erdkrume verwandelte, um daraus die christliche Welt des Mittelalters emporsteigen zu lassen, während ihm das Judenthum, wie ein Kiesel, aus der Hand fortrollte und weiter und weiter immer dasselbe blieb, als auch das Mittelalter wieder in Trümmer stürzte, durch die Reformation und Revolution bis in das Heute herein! Diese starre Beharrlichkeit des Judenthums im Alten ist seine ewige, ungesühnte Schuld, denn unterge-

hen und aus dem Untergang sich neu zu gestalten, ist die Aufgabe jedes Zeitalters und jedes Volks. Weil die Hellenen schnell vorübergingen, wie die Jugend, wie die Schönheit und die Poesie, eben deshalb haben sie die wahre Unsterblichkeit errungen.

Aber wie Jehova der Gegensatz ist von der heitern Götterwelt der Hellenen, so verschieden auch das Schicksal der beiden einander so entgegengesetzten Völker! Achilles starb in der Blüthe schöner Heldenjugend, Ahasver, der alte Rebell, stirbt nicht! —

Obschon der alte, unsterbliche Judengott von seinem neuplatonischen Sohn mediatisirt worden ist, so scheint es doch, als könnte er sich seinen alttestamentlichen Zorn nicht abgewöhnen.

Einst war er sehr nahe hinter mir her. Ich hatte in der Schule die süße Angewohnheit, bei schönem Wetter lieber draußen herumzulaufen und Schmetterlinge und Vögel zu jagen, als mit der schwarzen Rechnentafel zu sitzen und mich mit Ziffern zu plagen. An einem schönen Sommertage war mein Vater genöthigt, einen längern Ausgang zu machen; da ich nun schon öfters seine Abwesenheit benutzt hatte, die Schulstube mit dem grünen Walde zu vertauschen, so setzte er mir den unsichtbaren, alten Gott zum Wächter, der mich überall sehen und strafen könne. Aber ich Heidenkind hatte bereits feldflüchtige Gedanken und schon den ganzen Tag darauf gewartet, daß mein Vater den Rücken wendete, denn ich hatte im Walde eine Vogelfalle aufgestellt, um ein wunderschönes Rothkehlchen zu fangen, welchem ich schon längst nachgeschlichen war. Kaum mochte der Vater das Dorf verlassen haben, so hatten wir, ich und mein Bruder Eduard, die Furcht Gottes und die Schule hinter

uns. Obschon es am späten Nachmittag war, so lag doch noch über den Feldern, auf welchen die Sicheln und die Grillen mit einander schrillten, eine drückende, schwüle Hitze, in deren Gluthen die ganze Erde zu verschmachten schien. Uns kümmerte das Alles nicht, denn unsere Aufmerksamkeit war auf Wald und Vogelfang gerichtet und vielleicht unser Herz zwischen der Begierde nach dem Besitz des Rothkehlchens und der Furcht vor dem wohlverdienten Zorn Gottes getheilt. So gelangten wir über den Berg hinaus, zwischen den reifen Kornfeldern hindurch in den Wald, der odemlos in ängstlicher Spannung dazustehen und die am Himmel sich verbreitenden, weißen Wolken zu betrachten schien. Glücklich fanden wir die Stelle wieder, wo wir die Falle aufgestellt hatten, und siehe da! welcher Jubel, der schöne Vogel war gefangen; in ihm besaßen wir die Hoffnung auf die Verzeihung unsrer Schuld bei dem Vater, welcher schon längst einen solchen, Fliegen vertilgenden Vogel in der Stube zu besitzen wünschte. Aber was half das Alles? Der zornige, eifrige Gott war nicht so leicht zu gewinnen; denn kaum hatten wir den Vogel sicher im Taschentuch, als ein Wirbelwind mit flammendem Donner durch den Wald fuhr und uns hinausjagte in das Freie, während Knüttel, Aeste und Baumwipfel uns hinterdrein flogen. Zugleich war es so dunkel geworden, als müßte jeden Augenblick die Wolkennacht, welche immer wilder wurde, herunterstürzen. Wir befanden uns auf freiem Felde, als Tropfen, schwer, wie Wasserkugeln, herunter fielen und auf dem Wege zersprangen; Donner auf Donner begann zu rollen, ein Blitzstrahl folgte auf den andern. Vor Angst und Entsetzen flüchteten wir uns unter einen alten, großen Birnbaum, aber mein Herz ahndete nichts Gutes, denn mir fiel

ein, daß der Vater öfters die Hirtenknaben vor dem Untertreten unter Bäume bei Gewittern gewarnt hatte, weil der Blitz da leicht hinein schlüge, zugleich überfiel mich die Furcht vor dem Zorne Gottes, unter dessen Obhut und Aufsicht wir hatten in der Schule bleiben sollen. Ich schlug daher meinem Bruder vor, lieber dem fürchterlichen Regen zu trotzen und weiter zu eilen, als hier die Strafe abzuwarten; wie gut thaten wir daran! denn kaum waren wir auf zwanzig Schritt von dem Baum entfernt, so erfolgte ein gräßlicher Wetterschlag. Wir stürzten zu Boden, aber wir waren gerettet, der Baum stand in hellen Flammen. So waren wir dem rächenden Blitzstrahl glücklich entgangen!

Aber auch der Zufall hatte sich gegen uns und unsren Ungehorsam verschworen; denn der Vater, welcher, wie wir, vom Unwetter überrascht, dem Dorfe zueilte, hatte aus der Ferne uns im Scheine des Wetters auf den alten Birnbaum zulaufen und jetzt den dort einschlagenden Blitzstrahl gesehen. Kaum hatten wir uns vom Boden wieder aufgerafft, so traf sein Angstruf, mit welchem er auf uns zueilte, mein Ohr. Wir flogen ihm mit freudigem Aufschrei: „Vater, das Rothkehlchen, das Rothkehlchen!“ entgegen und an seinen Hals. Als aber seine Stimme, mit welcher er abwechselnd unsre Namen aussprach, vor Weinen zitterte, baten wir ihn, laut schluchzend, uns den begangenen Ungehorsam zu vergeben. Der Vater meinte: nicht wieder thun, wäre die beste Buße!

Dieser Ansicht schien aber der Gott in den Wetterwolken nicht zu sein. Seine Blitze, welche, wie glühende Schlangen, über unsern Weg fuhren, leuchteten uns in der That heim. Die ganze Nacht lang blieb das Gewitter am Himmel stehen und rollte seine Donner durch die Wälder. In

Einem fort rauschten die Regengüsse herunter und verwandelten jeden Wassergraben in einen Sturzbach, den tiefen Weg aber, der in das untere Dorf führte, in einen reißenden Strom; es war, als wenn das Dorf in Fluthen und Flammen untergehen sollte. Mein sündiges Herz war ganz in Reue aufgelöst, zumal nach altem, frommem Gebrauch auf dem nahen Kirchthurme von Stunde zu Stunde in Absätzen die große Glocke geläutet wurde, welche die Inschrift trug: „Hochzeiten begleite ich, die Todten beweine ich, gefährliche Wetter vertreibe ich!"

Am andern Morgen erfuhren wir, daß der wilde Peter, ein alter Holzhacker, welcher im sogenannten Buttergrunde wohnte, wahnsinnig geworden war. Schon längst hatte man sich nichts Gutes zu ihm versehen; seitdem seine Frau gestorben war, ging er, wie in düsterm Grimme, arbeitsscheu umher und wich Jedem aus, der ihm in den Weg kam. Niemand vermochte ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, auch kam er nicht mehr in das Dorf, noch viel weniger in die Kirche; man sagte, daß er bei Tage in seiner verschlossenen Hütte schliefe und des Nachts im Wald umher ginge. Nur ein einziges Mal gelang es meinem Vater, welcher einen Weg zu seinem verdüsterten Gemüth suchte, ihn zu Haus zu treffen und zum Sprechen zu bringen; ich war zufälligerweise mitgegangen. In der Abenddämmerung kamen wir an sein Haus, die Thüre war geschlossen, aber in so schlechtem Zustand, daß sie von unserm Pochen aus dem Schlosse sprang; wir tappten über eine kleine, finstere Hausflur uns nach der Stubenthür, welche wir öffneten und in eine kleine, dunkle Stube traten, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer menschlichen Wohnung glich. Auf der Diele in wirrem

Stroh und widerlichen, schmutzigen Lumpen saß der arme, unglückselige Mensch mit herabhängenden Haaren, struppigem Bart und erdfahlem Gesichte, das nur von zwei wundersam brennenden Augen belebt wurde. Mein Vater ging festen Schrittes auf ihn zu, reichte ihm die Hand und wünschte ihm einen „guten Abend!“ Um ihn wieder auf gesunden Grund und Boden zu stellen, fragte er ihn, ob er nicht zu uns gegen Tagelohn zur Feldarbeit kommen wolle? Lange gab Peter keine Antwort, bis er endlich ausbrach in die Worte: „Ich bin unnütz, ganz unnütz! ich verstehe auch, Herr Cantor, was Sie meinen, aber es ist aus mit mir, ganz aus!“

Nun begann eine lange Unterredung zwischen Beiden über Gott und Unsterblichkeit, wogegen er die wildesten Zweifel vorbrachte; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, die gewechselt wurden, aber unvergeßlich ist mir das Hohngelächter des Gemüthskranken, welches endlich die einzige Antwort blieb auf die an ihn gestellten Fragen. Diese Gemüthskrankheit der Zweifelsucht kommt in den voigtländischen Waldgegenden häufig genug vor; sie beginnt mit Grübeln in der Einsamkeit, Vernachlässigung der Wirthschaft, artet endlich in Schwermuth aus und endet mit Tobsucht.

Das furchtbare Gewitter hatte letztere bei Peter zum Ausbruch gebracht; wie ein rasendes Thier hatten die Leute im Dorfe ihn auf den Feldern brüllen gehört; ein entschlossener Bauer hatte mit seinen Knechten ihn endlich aufgefangen und mit Gewalt heimgebracht. Ruttmann, unser Dorfchirurg, war gerufen worden und hatte ihm zur Ader gelassen; Tags darauf hatte er den Zuspruch des Pfarrers verlangt, mit welchem er sich jedoch noch viel weniger, als früher mit meinem Vater, über Gott und Unsterblichkeit

verständigen konnte, da er nicht von der trocknen Frage abging: „ob der Pfarrer mit oder ohne Absicht lüge?“

Kaum hatte sich der Pfarrer von dem Unglücklichen entfernt, so hatte Peter heimlich den Verband von der offnen Ader weggenommen und sich verblutet. Obschon seine Leiche christlich zur Erde bestattet wurde, so hielt es mein guter Pathe, Magister Steinmüller, für nöthig, in einer geharnischten Leichenpredigt den geistlichen Bannstrahl gegen alle zukünftigen Zweifler an Gott und Unsterblichkeit als Stellvertreter des zürnenden Jehova zu schleudern. Er selbst stand auf der Kanzel mit seiner Allongenperrücke, wie die Wetterwolke auf Sinai, während seine gewaltige Stimme donnerte, mit welcher er jedoch majestätisch langsam sprach, daß man gewöhnlich zwischen zwei auf einander folgenden Wörtern ein schnelles Vaterunser beten konnte. Dies wirkte aber diesmal um so schauriger, als man zugleich vom Kirchhof her die schrillen Töne der Hauen und der Schaufeln hörte, welche den armen Peter unter die Erde brachten. Da meine elterliche Wohnung unfern der Kirche und dem Gottesacker lag, so stand ich in jener Zeit gewissermaßen zwischen den Coulissen der Scene, wo jedes Drama im Dorfe endlich seinen Abschluß fand. So kann ich mit Recht sagen, daß ich meine Kinderjahre zwischen Gräbern und Leichensteinen verlebte und nie habe ich mich später eines tiefen, melancholischen Zuges in meinem Gemüth, welcher sich vielleicht dort anspann, entäußern können. Mit Begierde gab ich mich den Schauern und ihrem wollustvollen Grausen hin, wenn die Nacht kam und in ihrem Dämmerlicht über den Gräbern ihre Nebel wob, welche die weißen Leichensteine in Gespenster verwandelte und seltsam in den alten Hollunderbäumen rings um die Kirche her flüsterte.

Den grauenvollen Genuß, welcher in der Furcht vor dem Geheimnißvollen liegt, habe ich in vollen Zügen genossen. Eine innere, dämonische Lust trieb mich zuweilen an, dieses Phantasiespiel zwischen Lust und Entsetzen bis zum Wahnsinn zu steigern. So erinnere ich mich lebhaft an einen Herbstabend; die Sonne war untergegangen und ein weißer, qualmender Nebel jagte abenteuerliche Gestalten über die Gräber und um die Kirche herum, der Wind hatte sich erhoben und jagte die gelben, falben Blätter von den Bäumen im Kreiseltanz umher, an der Gottesackermauer hin unter die Feuerleitern, welche dort lagen und wieder hervor durch den Nebel an die Kirchenthüre und dann wieder weg, wie ruhelose, verdammte Seelen, weit hinaus über die Mauer in das Dorf. Jetzt rüttelte der Wind an der Kirchenthüre, welche am Tage offen gewesen war; ich hatte sie auf Geheiß des Vaters verschließen sollen, jedoch nur nachlässig die Klinke in das Schloß geworfen. Mir sollte einmal im Leben Nichts ungestraft hingehen! Heute hatte der Herbstwind sich vorgenommen, mir eine Lehre zu geben; er stellte so lange Versuche mit der Kirchenthüre an, bis sie aufsprang und nun begann er damit einen Höllenlärm, als hätte er die Gespenster und den Odem aller Pfaffen, die hier auf dem Kirchhof begraben lagen, im Leibe gehabt; bald riß er die Thüre weit auf, fuhr in die Kirche hinein, rumorte in den Kirchenstühlen umher, sauste in die Orgelpfeifen hinein, klapperte an den Fenstern herum, that einen Aufschrei und fuhr pustend zur Thüre wieder hinaus, welche er zugleich dröhnend zuwarf; und nun begann das Spiel wieder von Neuem. Mit Herzpochen stand ich am Fenster und hörte immer ängstlicher auf die Rüge meiner Nachlässigkeit; der Vater war nicht zu Hause und ich fürchtete

mehr seinen Spott über meine Feigheit, als ein Scheltwort über halbe Arbeit, welches ich freilich oft zu hören bekam; über dem wurde die Nacht immer dunkler und das Aussehen des Kirchhofs immer gespenstiger; ich entschloß mich daher, knüpfte die Jacke fest zu, daß mir der Muth aus der Brust nicht zu schnell entweiche, drückte die Mütze tief in die Stirne herein, nahm den großen Kirchenthürschlüssel und flog hinaus in die Nacht. Kaum war ich aber auf der Mitte des Kirchhofs angekommen, so kam der Wind mir entgegen, packte mich, drehte mich um und um und drückte mich an einen Leichenstein, daß mir der Odem verging; dabei kam es mir vor, als wenn die Todten aus den Gräbern rings sich erhöben, heulend, schreiend, pfeifend, schrillend, brausend, summend, schnarchend, kurz in allen möglichen und abscheulichen Tönen, aber nach einigen Sekunden ließ mich der Wind wieder los und, selbst laut singend, rannte ich auf die Thüre zu, mit mir zu gleicher Zeit aber der teuflische Wind, welcher die Thüre so fest an die Wand drückte, daß ich sie mit aller Kraft nicht bewegen konnte. Während ich mich vergebens mit der widerspenstigen Thüre unter rollenden Thränen plagte, benahm mir die Furcht fast die Besinnung, die lang beherrschte Phantasie überwältigte mein Bewußtsein und begann mit mir ihr willkührliches Spiel; vorüber an mir kamen die Todten zur Kirchenthüre herein und zogen mit ihren nachschleppenden, weißen Gewändern seufzend und stöhnend in die Kirche hinein; ich wähnte selbst den vor Kurzem verstorbenen Nachtwächter zu erkennen, welcher tutend hinterdrein kam; nur Peter, der Gottesleugner, lehnte sich außen an die Thürpfoste und murmelte vor sich hin: „Ich bin unnütz, ganz unnütz!“ — Jetzt begann eben die gespenstige Gemeinde in der Kirche

ihren nächtlichen Gottesdienst mit Gesang unter Begleitung der Orgel in unheimlichen, unendlich lang gezogenen Posaunentönen, bald ganz leise, wie heimliches Weinen, und dann wieder anschwellend zur Gewalt des Donners. Ich selbst war in die Kniee gesunken und rang die Hände, wie im Wahnsinn, mein Haar sträubte sich, alle Glieder zitterten mir, meine Augen hatten sich geschlossen. Und doch fiel mir in dieser Lage die abergläubige Sage ein, daß ein unschuldiges Kind die Seelen, welche im Grabe nicht ruhen können, zur rechten Stunde mit dem laut gesprochenen Spruch: „Der Herr erhebe sein Angesicht und gebe Euch seinen Frieden!" zu erlösen vermöchte.

Mit diesen Gedanken stand ich plötzlich — ich wußte selbst nicht, wie? — in der Kirche auf den Stufen des Altars. Obschon ich meine Augen geschlossen hatte, so sah doch meine wache Phantasie die grauenhafte Gemeinde, welche die Kirche anfüllte bis in den fernsten Winkel des Schiffes und der Emporen und mit hohlen Augen und bleichen Leichengesichten mich anstarrte. Mein Herz stand still in der Brust, ich setzte zum Sprechen an, aber meine Zunge war gelähmt; mitten in diesem Ringen mit mir selbst traf mein Ohr ein schrillender, wehklagender Laut, wie von einer Glasharmonika, und mit Schrecken hörte ich meine eigene Stimme die Worte sprechen: „Der Herr erhebe sein Angesicht und gebe Euch seinen Frieden!" und zugleich vernahm ich einen donnerähnlichen Knall, dann ward Alles still und ich war wieder bei mir und allein in der Kirche. Ich hatte wenigstens einen Geist durch mein lautes Wort erlöst, meinen eignen vom Gaukelspiel der Phantasie!

Dies ist vielleicht die eigenthümliche Zauberkraft aller Bannsprüche, mit welcher in alten Zeiten so viel Unfug

getrieben ist; denn die wahre Geisterwelt ruht im menschlichen Gemüthe; sie sucht immer lebendig zu werden durch die zeugende Gewalt der Vernunft und der Phantasie in Kunstwerken oder heldenmüthigen Thaten; denn bewußt oder unbewußt ist die Poesie die Schöpferin in dem Innern der Natur, wie in der Brust des unverfälschten Menschenkindes.

Damals freilich war die Phantasie für mich noch zu übermächtig und fast vernichtend. Als ich von diesem gespenstigen Abenteuer in der Kirche wieder in die trauliche Stube mich gerettet hatte, erschracken meine Eltern selbst vor meinem Aussehen. Vor Frost bebend, schlich ich mich auf Geheiß des Vaters zu Bette, aber schon in der Nacht wurde ich ernsthaft krank, genas jedoch bald wieder, vermuthlich durch den Gebrauch des Nuttmann'schen Wundersäftchens.

Nach meiner Wiederherstellung nahm mich jedoch mein Vater in die Beichte wegen einiger Aeußerungen über jenen Vorfall in der Kirche, welche mir während meiner Krankheit entschlüpft waren. Mein Vater, ein Mann des klaren Verstandes und abgesagter Feind aller Wunder- und Gespenstergeschichten, nahm die Sache sehr streng und suchte mich auf alle Weise aufzuklären. Sein Unterricht war in dieser Beziehung sehr zweckdienlich; bald hatte er vom Walde faules Holz mitgebracht, das im Finstern leuchtete, und zur Nacht in unheimliche Winkel gelegt, dann brachte er mir vor dem Anblick des häßlichen Lichtes ein genügendes Grausen bei und endlich den Muth, die Ursache davon zu ergründen; ein anderes Mal stand die Nacht vor dem Fenster eine lange, weiße Gestalt, welche sich dann als eine Bohnenstange mit übergehängtem Betttuch auswies.

Ich kann nicht leugnen, daß mich diese und andere Foppereien heimlich ärgerten, und ich nahm mir vor, mich wieder quitt zu machen; tagelang konnte ich darüber grübeln, bis mir Etwas einfiel. Ich nahm aus den Hühnernestern eine Anzahl Eier, machte mit einer Nähnadel eine kaum sichtbare Oeffnung, durch welche ich lange Pferdehaare mühsam hineinschob und mit ein wenig Kreide ihren erfolgten Eingang auf der Schale wieder unsichtbar machte. Die behexten Eier wurden wieder an ihre Stelle gebracht, wo sie die Mutter gar bald abholte, um einen Festkuchen damit zu backen. An einem Morgen saßen wir in der Schulstube um den lehrenden Vater herum, als im Nebenzimmer das Eieraufschlagen begann und ein Ausruf der Verwunderung und des Entsetzens dem andern folgte. Endlich hörten wir deutlich, wie die Mutter lebhaft gegen Hexen und Hexerei loszog. Kaum vernahm der Vater diese Ketzerei gegen die gesunde Vernunft, so eilte er zur Mutter, welche ihm mit überströmenden Augen die abscheuliche Noth klagte. Befremdet nahm er ein Ei aus dem Korbe, besah es rundum, fand es heil und reichte es zum Aufschlagen hin mit der Versicherung, daß sie darin keine Hexerei mehr finden würde. Die Mutter nahm das Ei — knacks! — und ein ganz häßliches Haar entwickelte sich vor seinem Blick. Ungeduldig griff er selbst in den Eierkorb, nahm das erste, beste Ei, schlug es auf und fand dasselbe Ergebniß; ich hatte mich herbeigeschlichen und betrachtete die Scene mit großer Selbstgenugthuung. Wie aber der Vater die Mutter und diese wieder den Vater fragend ansah, ohne das Wunder erklären zu können, trat ich vor den Vater als Selbstverräther mit der Frage hin: „Nun, was sagt denn dazu deine gesunde Vernunft?" — „Die sagt mir," war die

Antwort, indem ich mich bei dem Ohr gefaßt fühlte, „daß du frei von Strafe sein sollst, wenn du gestehst, wie du dies Schelmenstück bewerkstelligt hast!“ — So löste sich mit meinem Geständniß unter allgemeinem Gelächter das Räthsel.

Obschon mein Vater sich alle Mühe gab, meine Phantasie zu regeln und das Geheimnißvolle im Menschenleben mit dem Lichte des Verstandes zu erleuchten und die phantastischen Traumgestalten zu verscheuchen, so schien doch der Zufall immer wieder seine Erziehungsmethode zu durchkreuzen.

Einst hatte er mir erzählt, daß das Dorf seinen Namen einem wunderthätigen Marienbilde verdankte, welches in der katholischen Zeit hier verehrt wurde. Meine Wißbegierde, was der katholische Glaube sei, war heftig erregt worden; bei seinen Erklärungen darüber hatte er unter Andern mit angeführt: wie Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, so schaffe der Mensch Gott auch wieder nach dem Menschenbilde; das fortgesetzte Streben danach wäre die eigentliche Geschichte aller Religionen. Die alte Welt hätte sich die verschiedenen Offenbarungen der Gottheit in der Natur und in den menschlichen Ereignissen als die Lebensäußerungen verschiedener Götter vorgestellt und ihr göttliches Walten mit schönen Märchen umkleidet, sie selbst aber nach langem Bemühen in den schönsten Statuen dargestellt. Als sich die Phantasie hierin erschöpft gehabt, habe dieser alte Glaube von selbst untergehen und ein neuer aufkommen müssen, der mit der einzigen, unsichtbaren Gottheit der Menschheit wieder eine neue Aufgabe des Denkens und Dichtens gestellt habe, dies sei die christliche Religion, welche vorzüglich in der römisch-katholischen Kirche der Phantasie einen weiten Spielraum gestattet habe. In

ihr seien allmälig die alten Götter gewissermaßen wieder lebendig geworden, bis sie wieder durch die bildende Hand großer Künstler zur wirklichen Erscheinung in schöner Form gebracht gewesen, wo sich natürlich dasselbe Gesetz des Umsturzes der ausgelebten Form, welcher hier durch die Reformation gekommen, wieder geltend gemacht.

Maria, die Mutter des Mensch gewordenen Gottes, sei von der katholischen Kunst als Inbegriff jeder Holdseligkeit dargestellt worden; sie sei in unserm Dorfe in der katholischen Zeit in einem wunderthätigen Bilde, zu welchem große Wallfahrten aus dem benachbarten Böhmen und Baiern gehalten worden seien, verehrt worden; vorzüglich hätten Gemüthsleidende bei ihm Hülfe gesucht und wahrscheinlich auch gefunden, da Nichts so gut gegen die Hypochondrie helfe, als eine Gebirgsreise; von dieser Verehrung habe das Dorf seinen Namen, welches in damaliger Zeit Marienau genannt worden und ein Marktflecken gewesen sei. Mit dem Glauben an die wunderthätige Maria sei auch der Glanz des Ortes verschwunden.

Diese Nachricht beschäftigte mich gar sehr. Mit Vorliebe suchte ich die Spuren jener alten Zeit auf, aber lange konnte ich weiter Nichts entdecken, als den umgestürzten Weihkessel vor dem Eingang in die Kirche unter einem alten, großen Weichselbaume und ein steinernes Kreuz unten am Dorfwege; in der Kirche selbst war keine Spur mehr davon zu finden, so gründlich war das katholische Heidenthum ausgetilgt worden. Doch man braucht nur auf Entdeckung auszugehen, so wird man auch das Unerwartete finden. Der Glockenboden über der Kirche mit den hoch hinaufstrebenden Säulen und Balken, welche sich in mannigfachem Gewirre stützten, hoben und durchkreuzten und hoch

hinauf zum Gerippe des Thurms emporbauten und ein dunkeles Labyrinth bildeten, welches durch einfallende Streif=lichter nur noch gespenstiger wurde, war mein liebster Aufenthalt und Spielplatz; stundenlang konnte ich dort träumend sitzen und auf das Picken des Perpendikels, das Schnurren der Räder an der großen Kirchenuhr lauschen, oder auf der Brüstung des einzigen Fensters sitzen, aus welchem man über den Kirchhof in das Dorf und weit in das Gebirgsthal hinunter sah. Dort arbeitete ich am Liebsten meine Schularbeiten aus und hielt meine ersten, selbständigen Leseübungen, zu welchen seltsamer Weise eine sehr alte Uebersetzung des Virgil gehörte, welche ich in der Bibliothek meines Vaters gefunden hatte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich lebhafte Partei für den Helden Turnus gegen den frommen Aeneas nahm und viele Thränen bei dem Tode der Dido vergoß. Ich konnte schon darüber nicht hinwegkommen, daß die schöne Göttin Venus einen so langweiligen, bärtigen Sohn haben sollte. Doch that es seinen Dienst, wie jedes andere Märchen, es beschäftigte angenehm meine Phantasie und gab mir eine Vorstellung von dem alten Götterhimmel, von welchem mir mein Vater erzählt hatte. Freilich floß in meiner Vorstellung die alte Götterwelt mit der darauf folgenden katholischen in Eins zusammen, da sie mir Beide gleich schön vorkamen. Ich hatte mir aus dieser Verwirrung der Ideen eine eigene Mythologie gebildet, in welcher ich besonders den heidnischen Göttinnen christliche Namen gegeben hatte, unter welchen Maria als Königin des Himmels und der Erde voranstand; ich war vielleicht damals noch ihr einziger Verehrer in ihrem alten Heiligthume, freilich etwas heidnisch dabei an=gethan, aber mild, wie die Frauen sind, verzieh sie mir eine

Ketzerei der größeren Liebe wegen. So wenig ich mich mit dem alten Jehova und seinen Donnerworten befreunden konnte, ja selbst nicht einmal an seine Besserung und Umwandelung in einen liebenden, verzeihenden Vater im neuen Testamente glaubte, so sehr fühlte ich mich zur liebenden Mutter Maria hingezogen und theilte ihre Liebe zu ihrem göttlichen Sohn, welcher für die Armen und Bedrängten im Volke, wenn nicht immer Brot, doch ein Herz voll Trost und Hoffnung hatte. — Es versteht sich von selbst, daß mir kein Winkel im alten Thurmgebäude verborgen blieb, denn ich hatte Neugierde und Zeit genug, Alles zu durchspähen. An die eine Seite der Kirchenwand war die Sacristei angebaut, deren Dachstuhl in einem rechten Winkel bis in den Glockenboden heraufreichte, welcher hier mit Brettern verschlagen war. In diesen Dachboden der Sacristei hinein führte kein Zugang, auch war er nicht erleuchtet; doch befand sich in dieser Bretterwand ein Astloch; Aufforderung genug, zuweilen hineinzublicken. In dem Dach oder in der Wand mochte eine Ritze sein, durch welche ein gebrochenes Tageslicht sich hereinstahl, ohne die Finsterniß erhellen zu können, doch war es meinem Auge, wenn ich recht lange hineingeschaut hatte, als sähe es wunderliche Umrisse von Figuren, welche jedoch bald in Nacht und Dämmerung wieder verschwanden. Aber einst hatte der Zufall zur günstigen Stunde mich dorthin geführt, ich blickte hinüber in den geheimnißvollen Raum, in welchen gerade ein Lichtstrahl hineinfiel und stieß einen Freudenschrei aus, denn sichtbar stand unten mit der funkelnden Krone im goldenen, wallenden Mantel mit dem Jesuskinde auf dem Arme die schöne Himmelskönigin. Mit odemstockenden Entzücken lauschte ich diesem Schauspiel, wie der Lichtstrahl erst auf die Krone

fiel, dann die schöne, weiße Stirne herunterglitt, bis einen Augenblick lang die ganze Gestalt erleuchtet war, dann aber allmälig in das Dunkel wieder zurücktrat und nur ihre rechte Hand mit dem Scepter noch sichtbar blieb, wie Abschied winkend, und sich dann Alles wieder in graue Dämmerung verlor.

Mehrere Tage lang kehrte ich fast jede Stunde dorthin zurück, aber vergebens war mein Spähen, Alles blieb unten nebelumhüllt. Ich träumte Tag und Nacht von jener Erscheinung, war in den Lehrstunden zerstreut und träumte vor mich hin. Dem Vater fiel endlich mein Wesen auf. Eines Nachmittags wurde ich von ihm in die obere Stube gerufen, wo gewöhnlich die Beichte unserer Sünden abgehalten wurde, welche nur zu häufig Bußübungen zur Folge hatten; ein Ruf nach der obern Stube war daher für uns Kinder mit Furcht und Zittern gepaart. Dies Mal pochte aber mein Herz gewaltig, denn ich sollte den hellen Augen und dem unerbittlichen Verstande des Vaters gegenüber das Unerklärliche und Märchenhafte vertreten; nachdem der Vater alle und jede Wunder in das Reich der wesenlosen Einbildungen verwiesen hatte, sollte ich jetzt gestehen, eine Vision gehabt zu haben, so wunderbar, wie nur eine sein kann. Fast sank ich in die Kniee, als ich seinen schweren, sichern Tritten hinterdrein die Treppe hinauf zum Inquisitionstribunal schlich. Als ich eine eindringliche Rede über die Verderblichkeit der Träumerei mit angehört hatte, gestand ich endlich unter lautem Schluchzen, daß mir die heilige Maria leibhaftig auf dem dunkeln Glockenboden erschienen sei.

Im ersten Augenblick fuhr mein Vater entsetzt empor und rief: „Also so weit ist es schon mit dir Unglücksmenschen gekommen, daß du nicht ein Mal mehr deine wirre

Phantasie beherrschen kannst? Auf diesem Wege gehst du ja geradezu in das Narrenhaus!" — Als er sich aber einigermaßen wieder beruhigt hatte, fragte er nach den nähern Umständen, unter welchen ich die Erscheinung gehabt hätte; als ich ihm versichern konnte, daß ich eben mein Morgenbrot auf dem Glockenboden hätte verzehren wollen, als ich durch die Oeffnung in der Bretterwand hinein und dort die schöne Gestalt der Himmelskönigin erblickt hätte, schien er doch die Sache einer nähern Untersuchung werth zu halten. Wir pilgerten daher Beide auf den Glockenboden; da wir aber mit keinem Sonnenstrahl hineinleuchten konnten, so war auch unten Nichts zu sehen und für den Augenblick schien mein Vater Recht zu haben, daß er mich für einen Phantasten erklärte und mir das große Einmaleins zum Auswendiglernen aufgab; damit glaubte er die Sache abgethan zu haben. Nichts war aber natürlicher, als daß ich meine eigenen Untersuchungen fortsetzte; denn meinen guten Augen glaubte ich auch vertrauen zu dürfen und noch immer Zeit genug zu haben, mich der Tyrannei des Verstandes zu unterwerfen, wenn ich mich ja getäuscht haben sollte. Wie glücklich war ich daher, als ich an einem Morgen in dem seltenen Sonnenstrahl das Bild wieder sichtbar werden sah. Mit Jubelgeschrei eilte ich zum Vater, welcher noch im Bette lag; mit Mühe brachte ich ihn heraus, bei der wiederholten Versicherung, daß er sich nun mit eigenen Augen von der Wahrheit der Erscheinung überzeugen könnte. Dies Mal sprang ich leicht die hohe Treppe zum Glockenboden hinauf und mein Vater folgte fast unmuthig hinterdrein. Schnell eilte ich dort in den dunkeln Winkel und kaum bemerkte ich, daß das Marienbild unten noch in schön-

ster Glorie stand, so rief ich aus: „Nun überzeuge dich selbst, ob ich ein Phantast war oder nicht!“

Mein Vater blickte hinein, trat betroffen zurück, sah dann wieder hinunter und sprach endlich halb für sich: „Das ist allerdings schön! Also hierher hat man das wunderthätige Marienbild verborgen? Wie Schade, daß es dort unten vermodern soll! vielleicht vergönnt es uns der Pfarrer, das Kunstwerk zu retten!“ Ich war ganz glücklich bei diesem Gedanken des Vaters, welcher sich auch auf mein dringendes Bitten entschloß, noch an diesem Vormittag die nöthige Erlaubniß dazu bei dem Pfarrer, Magister Steinmüller, auszuwirken.

Wie übel hatte ich daran gethan! Der Vater kehrte vom Pfarrer verdrießlich zurück, Nachmittags aber kamen die Zimmerleute mit Brettern und Nägeln und entzogen meinen Augen auf immer den Anblick des schönen Bildes aus der Vorzeit.

Die arme, schöne Maria! Hätte ich dafür das Bildniß eines trunkenen Silens entdeckt gehabt, alle Pfarrer in der Umgegend wären entzückt darüber gewesen; die Mutter ihres Heilands aber, zu dessen Lob ihre Lungenkraft kaum ausreichte, mußte in der Finsterniß bleiben! Vielleicht haben sie Recht gehabt, denn ihre Kirche haßt das Schöne und die darstellende Kunst dazu. Die Religion, die sie predigen, ist ja die übersinnliche. Eine Zeit, welche ihren Gott im wirklichen Leben verloren hatte, mußte ihn wieder suchen in althebräischer Gemüthsaufregung, hinter den Wolken. Ob sie ihn dort gefunden hat, wer kann es wissen? —

Da mir der Schlüssel zur Kirche immer zu Gebote stand und mein Gemüth sich nur zu gern in die feierliche Stille versenkte, welche in ihren Räumen herrschte, so verging kein

Tag in den milderen Jahreszeiten, wo ich nicht darin mit mir und meinen Träumen allein gewesen wäre. So wurde die Kirche gewissermaßen mein verklärtes Vaterhaus. Ich fand einen unsagbaren Genuß darin, die schwere Bibel vom Lesepult über dem Taufengel auf die Stufen des Altars zu schleppen und darin die Holzschnitte zu besehen und die Geschichten zu lesen, welche sie darstellten, während eine Grabesstille um mich herrschte, welche kaum von einer summenden Fliege am Fenster unterbrochen wurde. Oft aber träumte ich müßig vor mich hin und sah dem Spiele der Sonnenstäubchen zu, bis allmälig die Sonne unterging und die zunehmende Dunkelheit mich aus diesen Räumen verscheuchte. Mit Sehnsucht zählte ich die Tage der Woche, bis der Sonntag kam und der Pastor-Magister auf der Kanzel stand; denn während der Predigt hatte ich die Erlaubniß, meine schöne Pathe Wilhelmine in ihrer Betstube zu besuchen, welche so in die Kirche hereingebaut war, daß man an den zu öffnenden Glasfenstern innerhalb der Kirchengemeinde erscheinen oder sich auch zurückziehen konnte tief hinein an das Fenster, welches schon außerhalb der Kirche angebracht war. Dort erzählte mir Wilhelmine zuweilen unvergeßliche Märchen, von welchen das eine hier genügen mag:

„Vor hundert Jahren lebte im Dorfe ein Leinweber, der einen einzigen Sohn hatte, Namens Leonhard; dieser hatte von Kindheit an einen unbezwingbaren Trieb zur Musik. Von selbst lernte er auf dem Hackebrett und der Geige spielen; eine Melodie, welche er nur einmal gehört, konnte er in immer neuen Veränderungen wieder vorspielen. So kam es, daß kein ländliches Fest in der Umgegend gefeiert werden konnte, wobei der junge Leonhard nicht zum Tanz auf-

spielen mußte. Er mochte sechszehn Jahr alt sein, als er einst in einer Mainacht von dem Dorfe Wirschnitz auf dem Heimwege von einer Hochzeit begriffen war und sich im Walde, welcher sich zwischen beiden Dörfern hereinstreckt, verirrte. Das Hackebrett am Riemen über die Schulter, ging er weiter und weiter im Walde, ohne einen Ausweg zu finden; immer banger schlug ihm das Herz, wie ein Tactmesser, in der Brust; dagegen wurde der Wald immer stiller und stiller, nur in langen Pausen war es ihm, als athmeten die Berge in großen Odemzügen leicht auf, kein Reis regte sich, Alles lauschte einem seligen Geheimniß, durchwoben von Mondstrahlen, welche ein phantastisches Spiel mit den Schatten der Büsche und Bäume trieben. Jetzt gelangte Leonhard auf eine freie, rasengrüne Stelle im Walde, in deren Mitte, wie ein Spiegel, ein dunkler Teich lag; todtmüde setzte sich Leonhard dort nieder und suchte vergeblich nach Rath in seinen Gedanken. Das Beste schien ihm endlich, den Morgen hier abzuwarten. Um sich die Furcht zu vertreiben, nahm er das Hackebrett herab, legte es auf seinen Schooß und begann die schönsten Tänze zu spielen. Da kam es ihm endlich vor, als wenn eine Nebelkugel sich mitten auf dem Teiche um sich selbst drehe, als tanze sie nach seiner Musik, immer größer werdend, ihm immer mehr sich nähernd. Wie er so recht hinschaute, blickte ihn aus dem Nebel ein wunderholdes Mädchengesicht an. Darüber erschrak er so heftig, daß die Musik von selbst aufhörte. Aber schon stand die schöne Gestalt neben ihm und sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich meine es gut mit dir und zum Dank für deine Musik, welche du mir gebracht hast, will ich dich die schönsten Stücke lehren, wie sie noch kein Menschenohr vernommen hat.“

Leonhard blickte schüchtern empor und ein süßes Grausen ging ihm durch Mark und Bein, denn nie hatte er noch ein schöneres Wesen gesehen. Von ihren tiefen, dunkeln Augen, von ihrem lächelnden Munde, von ihrem ganzen bezaubernden Angesicht konnte er den Blick nicht mehr zurückziehen; ihm war es, als stände ihm das Herz still in der Brust, es war ihm unmöglich, ein Wort über die Zunge zu bringen. Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah, als die Gestalt neben ihm sich niederließ, ihren kühlen, schneeweißen Arm ihm um den Nacken legte und ihr Gesicht ihm zuneigte: „So merk' denn auf, was ich dir singe!“ und nun sang sie ihm wunderbare Lieder, deren Melodie sich bildete aus den herzinnersten Schmerzen und Entzückungen, wie sie nur je eine menschliche Seele empfunden haben mag.

„Merkst du auch Alles, mein Herz?“ flüsterte sie dazwischen. Leonhard nickte und der Gesang ging weiter; Melodie reihte sich an Melodie, bis ihm das Blut in feurigen Gluthen durch alle Adern pulste und er im langen Kuß ihr hingegeben war.

So dämmerte der Morgen heran. „Nun müssen wir scheiden!“ sagte sie. „Wann sehe ich dich wieder?“ fragte Leonhard. „Nur noch einmal in deinem Leben!“ entgegnete sie, „und nur in einer Stunde der allerhöchsten Noth, dann kannst du nach mir rufen. Hier hast du einen Ring, den du immer tragen sollst. Wenn du aus dem Leben scheiden und zu mir kommen willst, so drehe den Ring, laß' ihn kreisen und rufe dreimal: „Onda!“ und ich werde bei dir sein.“

Mit diesen Worten steckte sie ihm einen einfachen Ring an, welcher einen schönen Rubin in Herzform umschlossen hielt.

„Wende dich nun dorthin rechts, so wirst du zu deinem Hause kommen; schweige aber von mir und unserer Liebe zu aller Zeit und zu allen Menschenkindern und bleibe mir treu immerdar, sonst muß ich dich verderben!"

Bei diesen Worten stand sie so groß und gewaltig vor ihm da, daß er vor ihr fast erschrak, er wußte nicht, ob vor ihren Worten oder ihrer übermenschlichen Schönheit. Doch schon lächelte sie ihm wieder zu und große Thränen rollten aus ihren dunkeln Augen, indem sie, wie in holder Scham, flüsterte: „Du weißt nicht, daß wir uns schon lange geliebt haben, lange über Menschengedenken hinaus, ich finde dich eben immer wieder." Jetzt schlug sie die beiden weißen Arme in einander und sagte: „Es ist genug, scheide von mir."

Leonhard war, wie im Traum, noch einmal sah er sie an, wagte aber nicht sie zu berühren und wankte, die Hände krampfhaft auf das Herz gedrückt, nach der Richtung zu, welche ihm angedeutet war." —

So weit hatte mir Wilhelmine erzählt und wir Beide hatten nicht bemerkt, daß die Predigt zu Ende war, so daß wir erschraken bei dem plötzlichen Orgelklang und einfallenden Gesang. Ehe Wilhelmine an das Capellenfenster zur christlichen Andacht eilte, mußte sie mir versprechen, am nächsten Tage das Märchen weiter zu erzählen.

Als ich sie am nächsten Nachmittag deshalb besuchen wollte, kam sie mir schon unter dem Schloßthor entgegen mit den Worten: „Wenn du recht artig sein willst, will ich dich zu dem Teiche führen, in welchem die schöne Onda haust!" — Wir gingen nun miteinander längs dem Bergabhang hinunter zu dem Mühlenbach, dann weiter an der klappernden Mühle vorbei und nach einer kurzen Stunde

hinauf zur Stelle, wo vordem ein Jagdschloß gestanden; unfern davon war ein reiches Quellwasser zu einem Teich angedämmt, worin die Forellen im Sonnenschein spielten.

„Du wunderst dich," — sagte sie zu mir — „daß dieser Teich nicht mehr mitten im Walde liegt; sieh', so müssen die Wälder der Pflugschaar weichen!"

Ich staunte aber ein anderes, schönes Wunder an, denn tief unten im Wasser erschien mir die wunderliebliche Onda, das Spiegelbild Wilhelminens, verklärt in feenhafter Erscheinung. Als ich sie darauf aufmerksam machte, warf sie muthwillig einen Stein hinein, daß mir das Wasser in's Gesicht spritzte. Wir setzten uns endlich und sie erzählte mir auf meine Bitte weiter:

„Leonhard war seit jener Nacht wie umgewandelt; für die Arbeit im Hause und im Gewerbe war er unfähig und verloren, kaum gönnte er sich Zeit zum Schlafen und Essen, so sehr nahm ihn die Musik in Anspruch. Daher war es seinem Vater nicht unlieb, daß er Lust bekam, mit einer Musikbande, welche durch das Dorf kam, nach Prag zu wandern. Doch war er nicht lange dort, so war er allgemein bekannt durch sein außerordentliches Talent. Er hatte sich jetzt die Violine zu seinem Lieblingsinstrument erwählt, auf welchem er sich in freien Phantasieen am Meisten auszeichnete; suchte er doch nur in Tönen die Empfindungen wieder zu geben, welche ihm Onda in die musikalische Seele gelegt hatte! Schon ging ein berühmter Name vor ihm her, als er sich entschloß, nach Venedig zu dem großen Musiklehrer Porporino zu wandern, um die letzte technische Vollendung seines Spiels zu erlangen. Bei diesem lebte er, fast wie ein gemeiner Diener, ein Jahr lang und hütete sich wohl, vor dem wunderlichen Meister mit seinen Phantasieen

hervorzugehen, dafür übte er sich desto fleißiger in allen Regeln und Beispielen der alten, italienischen Meister. Nur in einsamer Nacht stieg er an der Ripa dei Schiavoni in eine Gondel und flog hinaus in die Lagunen. War er nun weit entfernt vom Ufer, dann hieß er den Gondelführer langsam hintreiben, nahm seine Violine und ließ die glühenden Töne seiner Sehnsucht weit hinaus tönen in die milde, dunkle, italienische Nacht. Da war es ihm manchmal, als zöge vor ihm einher in lang nachwehenden Schleiern die wundersame Onda, die Braut seiner Seele, ihr mild lächelndes Angesicht über die Schulter nach ihm zurückgewendet und zuweilen sich auf den Fußspitzen erhebend und im Kreise sich um ihn drehend. Oft rief er da: „Nun rudere schnell zu!" Die Ruder griffen weit aus, die Gondel flog, wie ein Vogel, dahin, kam aber der Erscheinung nicht näher, welche sich bald in Nebel auflöste; dann küßte Leonhard seufzend seinen Zauberring und kehrte zum St. Markus-Platz zurück, um in der nächsten Nacht sich dennoch wieder in die Lagunen hinaus rudern zu lassen.

In einer Nacht aber sollte er nicht unbelauscht bleiben. Schon war er ganz versenkt in sein Spiel, als ihn sein Gondelführer darauf aufmerksam machte, daß sie von einer zweiten Gondel verfolgt würden. Leonhard hieß ihn, die Verfolger herankommen zu lassen; bald kam auch diese Gondel heran, aus welcher die Stimme seines Lehrers ihm zurief: „Wer bist du, Mensch oder Engel, mit deinem wunderbaren, sinnbetäubenden Spiel, daß ich dir die Hände küsse? Wisse, ich bin Porporino!"

„Und ich," rief der Andere, „bin Euer treuer Schüler Leonhard!" „Oder der Teufel!" entgegnete Porporino und zornig rauschte die Gondel vorüber.

Als Leonhard am andern Morgen zu seinem Lehrer in das Zimmer trat, stand dieser bereits gepudert im Staatsrock mit Hut und Degen im Zimmer und sagte zu ihm: „Du hast mich betrogen, dennoch bleibst du mein braver Schüler; kniee nieder! mit diesem Ritterschlage spreche ich dich frei. Was ich dir gelehrt habe, will ich verantworten, was dein guter oder böser Geist daraus macht, das ist deine Sache. Hier hast du deinen Lehrbrief und eine Empfehlung an den Minister Brühl in Dresden. Wende dich dorthin, wo man einen Virtuosen auf der Violine sucht. In Deutschland brauchst du keinen Andern zu fürchten. Du wirst mir den Gefallen thun und meine Schülerin im Gesange, Maria Torelli, welche dort für die italienische Oper engagirt ist, auf der Reise begleiten und brüderlich für sie sorgen!"

Leonhard konnte sich über diese unvermuthete Wendung seines Schicksals lange nicht fassen. Wie ein Träumender, nahm er Abschied von der Lagunenstadt und kaum hatte er einen Blick für die schöne Maria, welche mit ihrer Mutter auf der Reise seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einander fremd, wie sie in Venedig gewesen, kamen sie in Dresden an; dort erst sollten sie sich kennen lernen! Schon der Beifall, welchen sie für ihre Kunstleistungen erhielten, gab ihnen etwas Gemeinsames, selbst abgesehen davon, daß der Briefwechsel mit Porporino in Venedig einen nähern Umgang Beider herbeiführte, welcher allmälig zur Gewohnheit, ja Zuneigung und Liebe wurde. Sie waren stolz aufeinander und konnten es sein.

Leonhard wäre ganz glücklich gewesen, hätte ihn sein Gewissen nicht immer an Undank gemahnt, obschon er lange mit sich darüber im Reinen war, daß Alles nur Phantasie

gewesen, was er in jener Mainacht gesehen und gehört hatte; nur konnte er sich nicht erklären, wie der Ring mit dem Rubin an seine Hand gekommen sei.

Er hatte ein kleines Singspiel, Andromeda, componirt. Maria hatte die Titelrolle zu singen. Das Theater war zum Zerbrechen voll; die Musik begann; schon die Ouvertüre riß Alles hin. Rauschender Beifall begrüßte Andromeda, fast jedes Gesangstück mußte wiederholt werden und der Beifallssturm wollte am Schluß kein Ende nehmen; als Componist und Sängerin auf den tausendstimmigen Hervorruf dankend erschienen, flüsterte Leonhard ihr zu: „Laß' uns so für das ganze Leben vereint bleiben!“

Er begleitete sie in ihre Wohnung, wo ihre Mutter für Beide einen festlichen Empfang bereitet hatte. So schön, wie an diesem Abend, war Maria ihm noch nie erschienen, ihm war es, als lebte er mitten in einem schönen Traum; sie saßen noch spät in der Nacht beisammen, versenkt in die Erinnerungen an das schöne Venedig und in die glänzenden Hoffnungen für die Zukunft. Ihre Mutter war längst im Armstuhl entschlummert, als sich Leonhard ein Herz faßte und sie flüsternd fragte: „Maria, kannst du mich lieben?“ — Nach einigem Zögern entgegnete sie: „Ich habe dich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an lieb gehabt, aber doch war es mir immer, als wenn zwischen mir und dir eine abwehrende Gestalt stände. Doch liebst du mich wirklich, so will ich dein sein auf ewig.“ Entzückt von diesem Geständniß wollte Leonhard ihr den Verlobungsring reichen und da er keinen andern trug, als den, welchen ihm Onda angesteckt hatte, so wollt' er diesen vom Finger ziehen; wie er ihn aber kaum berührt hatte, fuhr ihm ein glühender Stich aus dem Herzen vor bis in den

Finger mit so entsetzlichem Schmerz, daß er todtbleich zu Boden stürzte, seine Augen fielen dabei in einen großen Wandspiegel und es kam ihm vor, als sähe er heraus auf sich ein großes, zürnendes Auge blicken und eine weiße, emporgehobene Hand, welche ihm drohte. Vergebens bestürmten ihn die jammernden Frauen, ihnen zu sagen, was ihm widerfahren sei, er aber rief wiederholt aus: „O, ich Unglückseliger, ich Unglückseliger!“ und so stürzte er endlich fort. Händeringend und wehklagend blieb Maria bei ihrer Mutter zurück. Als er auf seinem Zimmer angekommen war und sich auskleiden wollte, fiel der Ring ihm von dem Finger und rollte leuchtend über die Diele. Vergebens suchte ihn Leonhard, wie im wahnsinnigen Eifer, bis zum frühen Morgen, wo er zu seinem Schrecken bemerkte, daß der Goldfinger der linken Hand, an welchem der Ring gesteckt hatte, weiß und kalt wie Schnee und lahm geworden war; vergeblich rieb er ihn stundenlang, es kam kein Leben wieder hinein. Im Laufe des Tages erhielt er von Maria einen Brief, worin sie ihm meldete, daß sie eine Urlaubsreise nach Venedig angetreten habe. In sehr schwermüthiger Stimmung deutete sie an, daß sie sich wohl nie wieder sehen würden, und bat ihn, sich ihrer zuweilen zu erinnern, als eines Wesens, das einen heiligen Schmerz von nun an in der Seele trage.

So blieb Leonhard mit seiner verwundeten Seele und seinem siechen Leib allein in seinem Gartenhaus zurück, welches er vor dem Thore bewohnte. In der ersten Zeit seiner Krankheit konnte er wenigstens seine Compositionen noch aufschreiben, aber später war ihm auch dies nicht mehr möglich, denn die Lähmung umringelte ihn langsam, aber sicher immer weiter.

Immer mehr verließ ihn die sonst so heitere Stimmung seines Gemüths, aber als sein Geschick, wie eine dunkele Wolke, vor ihm stand, trat das Bild der schönen, grausamen Onda immer heller in seine Seele, und als er leiblich ganz elend geworden war, begann für ihn ein neues, unsagbares Glück; denn in jeder Mitternacht vernahm er erst aus weiter, weiter Ferne Onda's Gesang, erst leise, dann immer lauter und lauter, bis es ihm vorkam, als schwebe die Stimme über seinem Gartenhause in immer engeren Kreisen umher und singe ihm die bekannten Melodieen aus jener Mainacht im Walde, wo er Onda zuerst gesehen. Wie oft hob er langsam die gefesselten Hände und fragte: „Onda, wirst du mich bald erlösen?“ Aber vergebens erwartete er die Antwort. Manchmal kam es ihm im Schlafe vor, als stände Onda vor seinem Lager und legte beruhigend die wasserkühle Hand auf seine Stirn und oft, wenn er aufwachte, war es ihm, als sähe er eine weiße Gestalt seinem Blicke entgleiten.

Eine Taube aus der Nachbarschaft hatte sich so zu ihm gewöhnt, daß sie in sein Zimmer kam und zahm zu seinen Füßen die Körner auflas. Als an einem Tage die Schwermuth ihn mit Riesengewalt überfiel und seine Seele sich in Thränengüssen von ihm lösen wollte, und die Taube zu seinen Füßen nach den niederfallenden Zähren pickte, bemerkte er, daß sie, endlich des Spiels überdrüssig, einen schimmernden Gegenstand aus der Ritze der Diele hervorbrachte; er sah genauer hin, — es war der verlorene Ring. Es gelang ihm, sich auf die Kniee niederzulassen, seine sonst so schwere Hand ergriff jetzt leicht den Ring, und eingedenk der Weisung, welche ihm Onda mit demselben gegeben, ließ er ihn kreisen, und erlösungsdurstig rief er ihren Namen dreimal aus.

Der kreisende Ring erschien ihm erst, wie ein goldenes Kügelchen, dann wuchs er, wie die Scheibe des Mondes, und wuchs und wuchs zu einer großen, strahlenden Sonne; diese legte sich plötzlich auseinander, wie die Blume des Cactus grandiflorus, und er sah hinein, wie in einen tiefen, grünen Waldesgrund, aus welchem hervor ein seltsames Rauschen ging, wie von einem fernen Gewitterregen. Durch das Rauschen hindurch vernahm er endlich Zitherklänge, welche näher und näher kamen. Mit einem Male theilte sich die grüne Dämmerung auseinander, und vor ihm stand Onda mit lang herabfluthendem, silberscheinendem Gewande, und entzückt schaute er empor in ihr schmerzlich lächelndes Gesicht. Sie bog sich zu ihm nieder und sagte: „Gieb mir deine Seele, ich will dich führen zu unermeßlichem Entzücken!“

„Nimm sie hin!“ sagte Leonhard.

Da legte sie ihm um den Nacken die weißen, wasserkühlen Arme und küßte ihm seine beiden Augen. Die Sinne vergingen ihm, er stürzte zu ihren Füßen nieder. — —

Der Arbeiter im Garten hörte den Fall und eilte herbei. Er fand im Zimmer eine Leiche. — —“

Zu jener Zeit wurden in Marienei noch zwei Kirmessen gefeiert, die Eine im Frühjahr an dem alten Wallfahrtstage, die Andere im Herbst zum Andenken an die Einführung der Reformation. Wir Kinder zogen schon der Jahreszeit wegen die Erste vor. Schon den Sonnabend vorher hatten wir die Erlaubniß, die Kirche mit Kränzen und Guirlanden schmücken zu können, wobei die Schulmädchen besonders thätig waren, wenn auch ich als heranwachsender

Knabe die Decoration leitete. Besonders nahm sich der Altar am Sonntag darauf sehr heiter aus, auf dessen Rückwand sich die Glorie des triumphirenden Heilands mit Engelsköpfchen in bunter Holzschnitzerei emporbaute. Es versteht sich, daß nicht nur der Heiland, sondern auch jedes Engelsköpfchen seinen lustigen Blumenkranz auf dem Haupte trug, und hätten wir das Crucifix auf dem hohen Tragpfeiler in der Mitte der Kirche erreichen können, so hätten wir auch die Dornenkrone in Blumen verwandelt, denn nicht nur die Wiesen, sondern auch die Gärten wurden tapfer von uns ausgeplündert, und an Päonien und blauem Hollunder und Johannisblumen fehlte es nirgends. Ein solcher Sonnabend sollte einmal für mich abenteuerlich, ja schrecklich enden. Es war der schönste Maitag, dessen ich mich nur je erinnern kann. Wir Kinder waren zeitig am Nachmittag mit der Ausschmückung der Kirche zu Stande gekommen; unterdessen hatte der Vater, welcher ein leidenschaftlicher Angler war und den Bach im langen Wiesengrunde hinter dem Bergrücken in Pacht hatte, das Angelgeräth vorgerichtet, um für die erwarteten Kirmeßgäste ein Gericht Forellen zu fangen; ich und mein Bruder Eduard wurden dabei zum Tragen des großen Fischkruges in Pflicht genommen. Leer war nun der Fischkrug sehr leicht über den Berg hinüber zu tragen, und Jeder von uns Beiden war dazu erbötig; anders gestaltete sich aber die Sache beim Bache selbst, wo der Krug sich mit Wasser und allmälig mit Fischen füllte und bald für uns Knaben sehr schwer wurde. Daher hatte der Vater das Gesetz gegeben, daß wir von einem Wehr zum andern mit dem Tragen des Kruges abwechseln sollten, in meiner Gutmüthigkeit aber hatte ich zuweilen früher ihn noch länger getragen;

dies Mal aber war ich von Blumensuchen und Kränze-
binden mehr, als gewöhnlich, müde geworden. Bereits hatte
ich den Krug dem Vater, welcher dies Mal besonders glück-
lich im Fang der Forellen war, schon über zwei Strecken,
wo gewechselt werden sollte, hinausgetragen; hier aber be-
stand ich auf meinem Recht, während Eduard sich der
Uebernahme seiner Pflicht weigerte. Trotzig ließ ich nun
den Krug stehen, mein Bruder aber auch, und so zogen
wir dann mit leeren Händen dem vorwärts schreitenden
Vater hinterdrein; plötzlich zog er eine mächtige Forelle mit
der Angel heraus. „Schnell den Krug her!" rief er, aber
mächtig brauste er im Zorn auf, als dieser fehlte; mit
harten Worten wurde ich zurückgejagt, das Gefäß zu den
Fischen herbeizuholen; herbe, bittere Thränen über das Un-
recht stürzten mir aus den Augen, verletzt im Innersten
meines Gemüths, schleppte ich den Fischkrug herbei, unter-
stützt von einem harten, keulenförmigen Stock, welchen ich
im Wasser gefunden hatte; aber alle guten Geister verließen
mich, als mir mein Bruder triumphirend entgegen lachte;
mit mühsam unterdrücktem Grimme stellte ich ihm den Krug
vor die Füße und sagte scheinbar ruhig: „Nun trag' ihn
weiter!" Als er aber auch hier lachend davon springen
wollte, verließ mich ganz die Besinnung, ein blutrother
Schein flammte vor meinen Augen, und mit einem Schlag
zu Boden gestreckt, lag er leblos da. Entsetzt sprang ich
davon, und noch aus der Ferne hörte ich den Vater mir
nachrufen: „Kain! Kain!"

Wie von Eumeniden gepeitscht, flüchtete ich mich in den
nahen Wald, in meiner Brust ein unendliches Grausen vor
mir selbst. Nachdem ich eine ziemliche Strecke gelaufen war,
befand ich mich in der tiefsten Waldeinsamkeit; zitternd an

allen Gliedern, warf ich mich in das Moos, das Gesicht auf die kühle Erde gedrückt; es war todtenstill um mich her, und ein leises Flüstern ging durch alle Bäume, als erzählten sie sich unter einander von meiner Missethat; allmälig jedoch lichteten sich meine Gedanken so weit, daß ich mich fragen konnte, was nun zu thun sei? Der Entschluß, das Angesicht meiner Eltern ewig zu meiden, stand in mir fest; daraus entwickelte sich der Plan, über die böhmische Grenze zu gehen, mich für einen elternlosen Knaben unter angenommenem Namen auszugeben, katholisch zu werden, in ein Kloster zu gehen und mit Gottes Hülfe Papst zu werden. Dieser Plan hatte meinen ganzen Beifall, einmal konnte ich die furchtbare Schuld büßen, welche auf meiner Seele lag, und doch dabei auch Carriere machen.

Wie ich so saß, sann und Gedanken brütete, stand plötzlich vor mir ein wildfremdes Mädchen; es mochte einige Jahre älter sein, als ich, wenigstens war es größer und schlanker; in einem phantastischen, doch zerlumpten Anzug, fast dunkelbraun im Gesicht, welches von zwei großen, schwarzen Augen belebt war, um das Köpflein geschlungen trug es ein rothes Tuch, unter welchem hervor rabenschwarze Haarflechten sich hervorstahlen, am linken Arm trug es ein Körbchen voll Kräuter, die es im Wald gesammelt haben mochte. Auf die Frage, warum ich so weine, ergoß sich mein ganzes Herz unter furchtbaren Selbstanklagen. Als ich dem Mädchen aber meinen Plan mittheilte, setzte es sich theilnehmend zu mir nieder und sagte: „Armer Junge, du weißt nicht, was das Klosterleben auf sich hat und was du dort für niederträchtigen Menschen in die Hände fallen würdest. Nicht genug, daß du, wie ein Vogel im Käfig, eingesteckt wärest, müßtest du dich zu Diensten hergeben,

von denen du gar keine Vorstellung haben kannst. Wir sind weit in Böhmen und Baiern herumgekommen, aber glaube es mir, keine Sünde ist so groß, welche nicht in den Klöstern gepflegt wird." — Kurz, das Mädchen brachte mir ein solches Grausen vor dem Klosterleben bei, daß mein Traumschloß in Nichts zerrann. „Aber was soll ich anfangen, ich armer Mensch?" fragte ich. „Die Welt ist jetzt für die Soldaten da!" — entgegnete sie — „Tambour sollst du werden bei der Armee des Kaisers Napoleon. Wir sind jetzt auf dem Wege nach Frankreich, bald wird der Krieg wieder losgehen, und dann ziehen wir mit der großen Armee und erobern die Welt!" — „Wer bist du, schwarzes Mädchen?" fragte ich. „Mein Vater", erwiederte sie, „ist ein Zigeuner und liegt mit meinen Brüdern draußen vor dem Walde, morgen kommen wir zur Kirmeß in dein Dorf, willst du mit uns ziehen, so mußt du dich einige Tage lang im Walde verborgen halten. Wir wollen uns eine geheime Stelle aussuchen, wo du vor Wind und Regen geschützt bist, und wo ich jeden Abend dich treffen kann, um dir Essen zu bringen." So vertauschte ich denn mit leichtem Muthe die Papstwürde mit der französischen Trommel. Während ich der Zigeunerin mit Kräuter suchen half, Ehrenpreis und wilden Thymian und Arnikawurzeln, erzählte sie mir von Frankreich und Napoleon, dem großen Kaiser, vor welchem die Welt damals auf den Knieen lag. Ich habe später nie eine so fanatische Begeisterung für Napoleon gefunden, als bei diesem Zigeunermädchen; es wurde nicht müde, mir den Glanz und Waffenruhm seiner Armeen zu schildern, indem es zwischendurch französische Marschmelodien trommelte, pfiff und sang, und ein Mal um das andere „Vive l'Empereur!" rief.

Schon war die Sonne untergegangen, als wir aus dem Hochwald hinauskamen und durch die Gebüsche der Gegend zuschritten, wo sich die Angehörigen des Mädchens gelagert hatten; schon sahen wir das Feuer glitzern, welches ihren Aufenthalt bezeichnete, als das Mädchen mich still stehen hieß und nach kurzem Lauschen sagte: „Es spricht ein fremder Mann mit den Meinen, laß' uns spioniren!" Wir krochen nun auf der Erde hin, bis wir ganz in die Nähe des Lagers kamen und durch die Zweige des Gebüsches nicht nur die Bande, sondern zu meinem großen Schrecken meinen Vater erblickten, welcher sich mit den Zigeunern, vermuthlich über meine Flucht, unterhielt; kaum hatte ich meiner Freundin diese Wahrnehmung mitgetheilt, als sie mich mit den Worten verließ: „Halte dich still, bis ich dir Nachricht gebracht habe." Wie pochte mein Herz dem nächsten Augenblick entgegen! Bald kam sie jedoch zurück und sagte: „Daheim bei dir steht Alles gut, dein Vater sucht dich auf, springe aber voraus, damit er dich nicht schlägt; ich habe ihm gesagt, er würde dich schon zu Hause finden!"

Mir war es, als wenn schwere Ketten von meinen Gliedern gefallen wären, und, wie ein Pfeil, flog ich dem Vaterhause zu. Dort angekommen, schlich ich mich in den Garten, an das Fenster, wo ich in die erleuchtete Stube hineinschauen konnte, und mein erster Blick traf nicht sowohl auf Banco's Geist, als vielmehr auf das Gesicht meines Bruders, welcher d'rin vor mir da am Tische saß, tapfer in ein Stück Käsekuchen sich einbeißend. Weg waren nun alle Gewissensqualen und phantastischen Pläne! Der heimkehrende Vater fand mich schon schlafend im Bette, wo ich von meinen Thaten ausruhte und zugleich einer fühlbaren

Strafe entging und erst am andern Morgen eine lange Strafpredigt über das Laster des Jähzorns zu hören bekam. Das Einzige wurde mir schwer, daß ich meinen Bruder wegen des Schlages um Verzeihung bitten mußte, welche er mir auch in aller Würde seiner Unschuld ertheilte.

Nach diesem düstern Vorspiel sollte der Kirmeßsonntag desto heiterer sein; gerade vor den Fenstern unserer Wohnung befand sich ein freier, grüner Platz, gegenüber begrenzt von dem Wirthshause, welches, wie segnend, an einer langen Stange sein rothes Bierzeichen herausstreckte und vom Winde schaukeln ließ. In dieses Wirthshaus sahen wir vom frühen Morgen an die Krämerleute mit Körben, Schiebkarren, an welche Hunde vorgespannt waren, ja selbst einen beladenen Esel heraufziehen. Welche Wunderdinge hofften wir am Nachmittag zu schauen, wo der Markt begann! jetzt riefen uns aber die Glocken in die Kirche, wo die Dorfmusikanten, wie an hohen Kirchenfesten, Orgel und Gesang mit Clarinette und Waldhorn begleiteten und die Stimmen der Schuljugend herausforderten, sie möglichst zu überschreien, was jedoch nur dem alten Dorffleischer Waller gelang, der eine zerbrochene Nase hatte, welche er nun beim Gesang als Hautboe gebrauchen konnte.

Wie langweilig predigte an diesem Tag der Pfarrer! keine Aufmerksamkeit in der ganzen Kirche, kein Gedanke an das Jenseits; Alles jubelte der diesseitigen Kirmeßfeier entgegen; die Männer schnupften unterdessen, die Mädchen rochen an ihren Blumensträußen, die jungen Burschen, welche unglücklicher Weise ihren Kirchenstand da hatten, wo sie nicht in das Schiff der Kirche und sein Haubenpersonal hinunterblicken konnten, zählten die Fliegen, welche in der

Sonne am Fenster surrten. Es war gebräuchlich, daß zum Ausgang des Gottesdienstes noch ein heiterer Marsch auf der Orgel gespielt wurde; heute aber jubelte die Jugend danach fast tanzend zur Kirche hinaus.

Bereits begann auch schon die Vorbereitung zum festlichen Nachmittag auf dem grünen Dorfplatz. Da wurden Sägeböcke und ausgehobene Thüren herbeigeschafft, welche darauf gelegt wurden, um mit Pfefferkuchen befrachtet zu werden; ja! es fehlte auch nicht an Glücksbuden, wo um Kleinigkeiten gewürfelt wurde und wo man im glücklichsten Falle etwas Unnützes gewinnen, auf jeden Fall seinen Kupferdreier los werden konnte. Aber welches Schauspiel entwickelte sich in der großen Bretterbude seitwärts vom Wirthshause am Stacketenzaune, welche der Mann mit dem Stelzfuß und dem Haarzopf aufgebaut hatte. Wie verlockend blitzte nicht der hölzerne, buntangestrichene, ungarische Husar auf dem galoppirenden Pferdchen und der französische Grenadier oder das Schäfermädchen mit dem baumwollenen Lämmchen! Doch wer könnte diese Herrlichkeiten alle schildern, war ja Alles bunte Farbe, Silber und Gold!

Der Wundermann hatte uns fortwährend zum schaulustigen Publikum; glücklich diejenigen, welche schon ihr Kirmeßgeld in der Tasche hatten und es schon jetzt glänzend verwerthen konnten, für mich und meinen Bruder schlug die glückliche Stunde erst Nachmittag, wo mir der Vater, als hätte er meine Unterhaltung mit dem Zigeunermädchen gehört, eine Trommel und für Eduard eine hölzerne Trompete kaufte, um den Marktlärm vor der Thüre möglichst zu steigern, da wir mit unsern Instrumenten nicht in das Zimmer durften.

Unterdessen waren auch aus den benachbarten Ortschaf-

ten unsere Kirmeßgäste eingezogen, voran unser Großvater aus Arnoldsgrün, welcher sich Mühe gab, mich einen Marsch auf der Trommel schlagen zu lehren; dann die Großmutter mütterlicher Seite, aus Oelsnitz, welche seit langen Jahren verwittwet war. Den angenehmsten Gespielen brachte uns jedoch der Feldscheer Glaser aus Adorf mit, seine kleine, schöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Clavier tanzen konnte.

Was gab es an diesem Tage zu lärmen und zu schreien, zu hüpfen und zu springen! — Die Eltern gaben uns Freiheit vollauf; die große Schulstube war ausgeräumt; Alles sauber gescheuert, die Fenster spiegelblank, die Wände mit Laubgewinden verziert und in der Mitte stand eine Tafel mit dem besten Weißzeug belegt und darauf standen die sich immer erneuernden Kuchenpyramiden, der große Stolz meiner Mutter und das Ergötzen der Gäste; das Werk mochte der Mutter außerordentlich gelungen sein, denn die Großmutter, welche sie sonst nur „meine Lene" hieß, nannte sie heute nicht anders, als „meine Frau Tochter", ja sogar die Frau Feldscheerin, welche ein armes, adliges Fräulein gewesen war, ließ sich in ihrer Begeisterung so weit hinreißen, daß sie ein Mal ausrief: „Deliciös, meine Gnädige!", was lange zum lustigen Stichwort in unserer Familie gebraucht wurde. Aber noch hatte die Mutter ihr Haupttreffen nicht geliefert; bei guter Zeit hatte sie sich bei der Gesellschaft entschuldigt, um dem Mädchen in der Küche beizustehen; denn bestand auch das Kirmeßmahl aus wenigen Gängen, so mußten doch gerade diese um so sorgfältiger zugerichtet sein. Kaum neigte sich die Sonne zum Untergange, so wurden die Fensterläden geschlossen, die Lichter angezündet und die Gedecke zurecht

gelegt; welche Mühe kostete es aber, die allerwärts zerstreuten Gäste zusammen zu bringen und welche unendliche Reihe von Complimenten entspann sich, ehe sie ihre Sessel eingenommen hatten, während die Mutter in Todesangst in der Küche auf die Entscheidung harrte.

Nun konnte sie die treffliche Weinsuppe, dann die blaugesottenen Forellen mit grüner Petersilie in den Mäulern und endlich das Meisterstück, den sanft gebräunten, fetttráufenden Nierenbraten auf die Tafel bringen lassen und die Gäste der Reihe nach zum Weiteressen nöthigen, welche auch ihr Mögliches an diesem Abend zu leisten versuchten. Doch sollte erst beim Nachtisch, wo die Punschbowle kam, der rechte Jubel beginnen; der Großvater und die Großmutter aus Oelsnitz, welche den Vorsitz bei Tafel führten, übernahmen das Mundschenkenamt. Als zum ersten Mal die Gläser gefüllt waren, erhob sich der Großvater mit dem Trinkspruch: „Uns're Kirmeßmutter hoch!" Die Dorfmusikanten, welche auf seine Bestellung vor der Thüre heimlich erschienen waren, bliesen dazu den Tusch, woran sich der Choral schloß „Nun danket Alle Gott", welchen die ganze Tischgesellschaft andächtig mit sang. Dies war für uns Kinder das Signal, den Tisch zu verlassen und hinüber in das Pfarrhaus zu springen, wohin wir zu einem Kindertanz eingeladen waren.

Des Pfarrers Bruder, welcher gleichfalls Pfarrer in einem benachbarten Dorfe war, klimperte auf einem alten Clavier einen langweiligen Walzer und es kam dort vor Rücksichten, welche die Pastorenwürde verlangte, zu keiner besondern Lustbarkeit; es sollte jedoch auf andere Weise für unser Vergnügen gesorgt sein; denn bald erschien ein Guckkastenmann, welcher die Erlaubniß erhielt, uns durch seine

Gläser in eine Wunderwelt von Palästen und Kirchen blicken zu lassen; aber wie sollte unser Erstaunen wachsen, als hinter den großen Städten die Geschichte Napoleons in neuen Bildern sich zu entrollen begann! Vorzüglich gefiel er mir bei den Pyramiden in Aegypten, und wieder beim Uebergang über die Alpen, am Wildesten war das Bild von der Schlacht von Austerlitz.

Es war für uns Kinder ein prächtiges Schauspiel, wir erwachten wie aus einem Traum, als der Mann seinen Guckkasten zumachte und wir vom Pastor die Andeutung erhielten, uns selbst nach Haus zu begeben, indem er jedem seiner kleinen Gäste einen großen, weißen Pfefferkuchen einhändigte und dafür den Handkuß erwartete und erhielt.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Georg Venlot.

Eine Novelle mit Arabesken.

1831.



Seinem Freunde

Dr. August Kluge.

Freund!

Wo Du auch in diesem Augenblicke verweilen magst, ob im Räthsellande Aegypten an den Ufern des Nils, ob in jener Weltstadt am Tiberstrome, oder ob wieder an Deinem geliebten See in der Schweiz — auf heimathlichem Boden; — Dich sucht überall dieses Buch mit seinen Märchen, um Dir zu sagen: daß ich Deiner fortwährend gedenken muß, daß ich die schönen Tage, welche wir in großer, weltgeschichtlicher Rückerinnerung verlebt, daß ich die Stunden, welche wir in heiterer Kunstanschauung genossen, — daß ich die Augenblicke, welche wir in edelster Begeisterung gleich farbigen, duftigen Blumen uns aufblühen gesehen, — daß ich die sternenhellen Nächte, welche wir unter Italiens Himmel Arm in Arm wachend durchträumt haben, — daß ich alles dieses, was nur je zwei Menschenherzen an einander fesseln kann — gleich einer Reliquie im geweihten Schreine — heilig bewahrt habe.

Ich widme Dir dieses Buch. Es gehört Dir nicht minder an, als mir selbst; denn Du hast es ja großentheils mit mir durchlebt! — Was Dir fremd, seltsam, unangenehm und unkünstlerisch in diesem Bilde erscheinen möchte, das mag — wenigstens zum Theil — mein Ge-

schick, welches seit unserer Trennung mir nicht wenig widerwärtig, und aller Förderung in Kunst und Wissen hinderlich war, mir verantworten helfen. Während Du, ein freier Adler, über Land und See einherzogst, hielt mich das engste Leben im engsten Käfige gefangen. Indem Du die ganze Welt ruhig unter Dir sahst, und die Fäden der Völkerschicksale in einem Knoten vereinigt von Deinem Standpunkte herab bemerken mochtest, lag über mir schwer und unüberwindlich der Webebaum einer noch werdenden Geschichte — und zwar der meines Vaterlandes, und die Wehklage ihrer Stimme betäubte mich. — Dazu kam eigenes Bedrängniß, vielfache Noth und der Mangel am Gemeinsten.

Wenn Du von diesen Elementen dann und wann die Weltanschauung, welche gern in diesem Büchlein liegen möchte, getrübt siehst, so entschuldige mich bei Dir selbst; denn die Zeit und der Geist, welche in ihr liegt, beherrscht einen Jeglichen mehr oder weniger, am Meisten aber den Dichter. Ihm aber ist auch kein höheres Ziel gestellt, als die letzte Idee seines Volkes in der Weise, welche ihm gegeben ist, überall zu verklären.

So nimm denn diese Blätter freundlich hin! Gedenke meiner und lebe wohl!

Der Verfasser.

Einleitung.

Der Tag des blumigen Johannisfestes neigte sich dem Ende zu. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne blitzte noch einmal über die Hügel hinüber und schien sich nur ungern von der bräutlich geschmückten Erde zu trennen. Ueber die Thäler legte sich ein bläulicher Nebelflor, während ein linder Luftzug das blühende Getreide auf den langhingestreckten Feldflächen, und die duftenden Blumen auf den Rainen und Wiesen flüsternd bewegte. Das Geläute aus den umherliegenden Ortschaften tönte in der Luft mit dem Summen der Käfer zusammen.

An diesem Abende, der in Blumen- und Blättergesäusel, mit allen seinen Blüthenwonnen und Düften zu Träumen und lieblichem Sehnen das Herz lockte, ergingen sich zwei Jungfrauen, still und freundlich, wie die sie umgebende Natur, auf einem rasigen Feldwege, welcher sich hinter dem Städtchen R....r durch die üppigste Flur hinzog.

Kaum möchte ein glückliches Auge irgendwo zwei schönere Frauengestalten beisammen sehen.

Blühte auch die Eine von ihnen lieblich in frischer, rosiger Gesundheit, in schöner Fülle schlanker Glieder, und hob sich auch zu unsäglicher Anmuth ihr dunkelumlocktes Haupt frei und edel im lieblichen, jungfräulichen Trotze

empor, so daß sich fast kaum ein höherer Liebreiz denken ließ, so möchte dennoch ihre Gefährtin neben ihr nicht mißfallen haben. — Es war eine hohe, königliche Gestalt, zart und etwas bleich ihr Antlitz, nichtsdestoweniger aber ihr Mund in heller, frischer Röthe ausgewoben. In ihren klaren, blauen Augen, welche sie aus Gewohnheit fast immer niederschlug, schien ein geheimes, wonniges Träumen zu schweben. So leicht hinwandelnd im bläulichen Gewande, schien sie, wie eine Feenerscheinung, in der Luft zerfließen zu wollen.

Von allen Gespielinnen, welche mit besonderer Zuneigung sich ihr angeschlossen hatten, war ihr die heitere Mathilde, welche eben jetzt ihre Gefährtin war, die Theuerste.

Lina aber selbst war in gewöhnlicher Weise in Gedanken, wobei ein leises Lächeln um ihren Mund spielte, schweigsam versunken.

„Lina, Freundin! hänge doch nicht immer also deinen alten Träumen nach!“ ermahnte sie Mathilde.

„Ich muß dir gestehen,“ versetzte Lina, „daß dieser Frühlingsabend mit aller Macht das Siegel in meiner Seele zu lösen sucht, worunter das Geheimniß meiner Jugendtage schlummert. Wie ist mir doch? — Ein schönes, hohes Schloß, durchsichtig, wie Glas, und ein Garten rings mit großen, seltsamen Bäumen und Blumen will sich in meiner Erinnerung gestalten! — und dann, Mathilde, fühle ich, wie sich tief unten in meinem Herzen ein ungemessenes Leid zugleich losringen will.“

„Du träumst wieder einmal!“ erwiderte Mathilde, „doch, schaue auf! es wird düster, laß' uns hineingehen. Unsere Freundinnen werden auf uns warten, und dein Bruder wird vollauf zu thun haben, ihnen die Zeit zu vertreiben. Ich kann es mir denken, wie sie vor dem Hause auf der

Bank neben deiner Pflegemutter sitzen, die Köpfe zusammen-stecken, um nichts Heimliches zu flüstern. Beinahe gram bin ich ihnen, so angenehm mir es auch sonst ist, daß sie uns allein gehen ließen. — „Bestes Herz," setzte Mathilde aufgeregter hinzu, „so lieb, wie dich, habe ich Niemand mehr!"

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kamen die beiden Mädchen zwischen den Gärten hindurch in die belebte Straße des Städtchens. Erleuchtet waren bereits die stillen Gemächer, und die gelben Johannisblumen, womit nach altem Brauche die Fenster besteckt waren, gaben den Häusern ein festliches Ansehen. Männer, Frauen und Kinder saßen in traulichen Gruppen vor den Hausthüren, um die erquickliche Abendluft zu genießen. Wo nur die Beiden vorüberkamen an den fröhlichen Menschenschaaren, wurden sie freundlich gegrüßt, und manche Matrone sprach: „Glücklich müssen die Männer sein, welche diese als Frauen heimführen!" —

Schon von Weitem kam ihnen die Schaar ihrer Freundinnen entgegen, und zog sie im fröhlichen Tumulte hinein in die Stube des alten Herrn Meier, Lina's Pflegevater.

So bequem und behaglich der alte Herr sich auch in seinem Armstuhle fühlte, so stand er doch vom Anblick der Schönen verjüngt auf, und begrüßte umständlich die Freundinnen seiner Lina.

Bald erschien auch Heinrich, Lina's Pflegebruder, in seinem gewöhnlichen Ernste; etwas später Rudolph, Mathildens Bruder, mit noch einem Freunde.

Bald saß die Gesellschaft in munterem Kreise um den glänzend gebohnten Tisch herum. Lina stellte darauf porzellanene Blumentöpfe mit frischen Sträußen, Mutter Meier aber setzte geschäftig und freundlich allerlei Näschereien und Erfrischungen dazwischen hin.

„Wie schön ist Auge und Zunge bedacht," sprach scherzend Mathilde; „aber lieber, düsterer Heinrich, ich weiß es im Voraus, du sorgst auch dafür, daß wir sonst noch mit Ohr und Seele uns ergötzen! Ich bitte dich, als Gesandtschafterin der hier versammelten hohen Häupter, recht sehr um die Erzählung einer Geschichte, und wenn es nur so ein unglaubliches Märchen, wie neulich wäre, womit du uns einen ganzen Abend unterhalten hast."

„Ah! sieh' den Schalk, da packt er ja schon ein Buch aus!" rief Karoline, Heinrich's Nachbarin.

„Ich habe heute erst von einem Freunde aus der Hauptstadt diese Sache hier überschickt erhalten," erwiederte Heinrich. „Da ich nun selbst noch nicht darin gelesen habe, so kann ich freilich nicht wissen, ob sie eine solche schöne Gesellschaft schön genug unterhalten kann."

„Wir machen keine großen Ansprüche, Heinrich!" versetzte Mathilde; „und laß' uns nicht länger schmachten; denn eine solche noch unvorgelesene Geschichte hat einen besonderen Reiz."

Heinrich schlug das Buch auf und begann die Vorlesung. Die Gesellschaft hörte gespannt und aufmerksam zu.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Der Maskenball hatte begonnen. Rauschende Musik belebte im kerzenhellen Saale die wunderlichsten Figuren und Gruppen. Die Abgeordneten aus allen Irrenanstalten Europa's schienen sich hier im Festputze versammelt zu haben. Nur in einem anstoßenden Zimmer, durch dessen geöffnete Flügelthüren man die ganze bunte Menge bequem übersehen konnte, saßen beim Weinglase mehrere einfache, schwarze Domino's, welche die Lästigkeit der Maske abgelegt hatten. Es waren mehrere jüngere Doctoren und Studenten.

Ihre ernsthaften Gesichter schienen zu bekräftigen: „daß der Deutsche über Alles, und Alles über ihm schwer werde." Der Inhalt ihres Gesprächs mochte nicht die Wahrheit dieses Satzes widerlegen.

„Sagt mir Nichts von dem alten Wahnwitze der Menschheit," versetzte der Eine; „es ist Alles Nichts, als Entstehen, Leben und Vergehen; und darüber hinaus giebt es Nichts! Thoren sind es, welche nicht einsehen wollen, daß das Leben nicht Mittel, sondern Selbstzweck ist! Die schaffende Flüssigkeit, welche aus der Materie heraus, als ein ewig Bewegtes und Bewegendes chemisch operirt, ist das einzige Le-

bensprinzip. Die Pflanze, welche von dieser Naturkraft zu Blatt, Stengel und Blüthe, ja! selbst zum Wachen, Schlafen und Empfinden emporgetrieben wird, und ihre Freude und Wollust in Farben und Düften ausströmt, lebt dasselbe Leben, welches, nur in höherer Potenz, der Mensch lebt. Was Ihr Geist, Seele, nennt, ist nur der Nervensaft, der sich im Lebensprozesse erzeugt und wieder verflüchtigt; so wie ein angezündetes Talglicht zu fröhlicher Flamme sich verwandelt, und in der Entwicklung des Wärme- und Lichtstoffes lebt, bis Nichts mehr übrig bleibt, als todte Asche!" —

Ein hagerer Mann mit einem todtbleichen Gesichte, welches zwei feurige Augen belebten, hörte besonders aufmerksam zu. Er hatte sich bei der Gesellschaft unter dem Namen Voland, und dem Charakter eines Doctors der Philosophie eingeführt. Seltsam lächelte er bei den Worten des Redners.

Ein anderer Jüngling mit freiem, klarem Antlitze, auf welchem die freudigste Gesundheit des Leibes, wie des Geistes aufleuchtete, erhob sich vom Sitze. Wie ein Apollo, mit edlem Zürnen auf der reichumlockten Stirn und den schönen Lippen, stand er vor den Genossen da, und ehe er noch sprach, schien seine erhabene Gestalt Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen, und zum Anerkennen des Göttlichen im Menschen unwiderstehlich hinzureißen.

„Es ist unlöblich," begann er zu sprechen, „deuteln zu wollen an der Würde des Menschengeistes! Wehe dem, welcher nicht mehr fühlen kann, wie er das Ebenbild Gottes in seiner Brust beherberge, der sich dem trüben Erdgeiste aufzuopfern unglückselig bestrebt ist. Mir aber soll Niemand meinen Glauben antasten! Ich rufe alle Mächte des Chaos, die Uebelgewillten, herauf: mir dieses Licht zu rauben! Sie

sollen mit ihrer Klugheit zu Schanden werden an meiner Einfalt!"

„Großsprecherei!" flüsterte der Eine. „Es ist ein Enthusiast!" versetzte ein Anderer, „Er hat keine Ahnung von der großen Weltironie," meinte ein Dritter.

Doctor Voland aber trat auf ihn zu, und sagte: „Sie haben hier schöne Gesinnungen geäußert, wodurch Sie mir sehr werth geworden sind. Sie heißen Georg Venlot?"

„Ihnen zu dienen, Herr Doctor Voland!"

„Wir müssen näher mit einander bekannt werden," sprach der Doctor; „sind Sie es zufrieden: Du auf Du!" —

„Du auf Du! versteht sich," riefen die Andern. Doctor Voland und Georg Venlot ergriffen die Weingläser, und tranken mit verschränkten Armen academische Brüderschaft.

Eine Maske trat jetzt herein, nahm Georg Venlot bei Seite, und gab sich zu erkennen.

„Ah, Stubengenosse, willkommen! ich habe schon lange auf dich gewartet; was kommst du erst so spät?"

„Mein Maskenanzug blieb so lange außen. Warst du schon tüchtig vergnügt?"

„Ziemlich."

„Ein Brief ist an dich angekommen. Warte! ich habe ihn beigesteckt. Hier ist er!" Mit diesen Worten drückte er Georg den Brief in die Hand. Dieser trat zu einem Wandleuchter, erbrach ihn, und las:

„Geliebter Sohn!"

„In dem Augenblicke, daß du diese Zeilen gelesen hast, erfülle die inständigste Bitte deines Vaters, und komme heim! Furchtbares Geheimniß habe ich dir zu entdecken; eile! bevor die Verzweiflung deinen ar-

men Vater getödtet hat. — Ich erwarte dich mit Schmerzen! — Gott geleite dich glücklich zu mir, geliebtes Kind!"

„Was ist dir?" fragte der Ueberbringer des Briefes, „du erbleichst ja im ganzen Gesichte!"

„Um Gotteswillen," rief Georg, „ich muß in meine Heimath zurück! Ich muß gleich abreisen! Lebewohl, und grüße die Freunde!"

Mit diesen Worten ließ er den Erstaunten stehen, und stürzte fort.

Nach einer Stunde fuhr Georg schon zum Thore hinaus. Munter blies der Postillon in jubelnden Klängen auf dem Horne in die Nacht hinein, und im schnellsten Fluge auf der Heerstraße rollte der Wagen dahin der Heimath entgegen.

Zweites Capitel.

Es war Nacht. Die Wohnstube des ältern Venlot war spärlich von einer Lampe erleuchtet. So viel bei dem schwachen Lichte sich erkennen ließ, zeigte Alles ringsum von einer gewissen Wohlhabenheit. An der gefirnißten Wand prangten bunte Bilder; über dem weißen, glänzenden Tische in der Ecke hing ein schöner Spiegel im vielfach geschnörkelten Rahmen, mit vielen Pfauenfedern besteckt, und blankes Zinngeschirr leuchtete in langer Reihe vom Gesimse herunter. Selbst an der geringsten Geräthschaft im Zimmer war eine gewisse saubere Zierlichkeit, welche

auf ein gemächlicheres Leben hindeutete, als man sonst bei einem Landmanne zu finden glaubt, nirgends zu verkennen.

Auf dem Bette an dem einen Ende des Gemachs lag der Hausherr; neben ihm saß seine Ehefrau, welche leise vor sich hinweinte. Nach langem Schweigen begann endlich die Bekümmerte zu sprechen: „Ich bitte dich herzlich, theurer Mann! theile mir dein Leid mit. Du weißt es ja, wie ich alle Noth eben so gern, als unser Glück, mit dir stets getheilt habe! Als wir noch arm waren, oft kein Stückchen Brot miteinander zu essen hatten, und ich wohl oft verzagen wollte, warst du immer so froh und heiter! Jetzt aber, da uns Gott überall gesegnet hat, unsere Schreine voll kostbarer Waare, unsere Kästen voll Geld sind; jetzt, da uns Nichts mangelt, was zur Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, bist du auf einmal ganz anders, finster, trüb und niedergeschlagen geworden! Rede doch, lieber Mann!" —

„Wo ist Georg?" jammerte der Beängstigte; „wo ist mein Sohn? Er ist immer noch nicht da? Mein Gott! Mein Gott! Was wird es ihm helfen, auf der hohen Schule zu sein, zu lernen, seinen Verstand auszubilden, und tüchtig zu werden? Er kommt nicht, er wird verloren sein!"

Im Vorhause ertönten jetzt kräftige Schritte, die Thür ging auf, und Georg trat herein. „Mein Sohn!" schrie der Kranke auf, und hob sich vom Lager empor.

„Vater! Mutter!" rief Georg, und lag in den Armen seiner Eltern.

„Laß' ab von mir, frommes Kind! Du mußt mir verzeihen, nicht wahr, Georg?" seufzte der Vater.

Mit diesen Worten stand er auf, nahm die Lampe,

faßte Georg beim Arme, nud führte ihn mit sich hinauf in eine Kammer.

Nachdem er die Thüre sorgfältig verschlossen hatte, wandte er sich zu Georg, und begann mit zitternder Stimme: „Du wirst dich noch erinnern können, wie wir vor Zeiten so arm waren, daß wir kaum uns zu ernähren vermochten. Du warst damals ein zwölfjähriger Knabe, als die große Theuerung in das Land kam. Schon ging der Winter zu Ende; die Lebensmittel stiegen zu unerhörten Preisen; und wir hungerten.

„Damit Nichts fehlte, um mich auf das Aeußerste zu treiben, warf heftiges Fieber deine Mutter auf das Krankenlager, so daß ich stündlich ihrem Tode entgegensah. In wüster Angst rannte ich hinaus an das Ufer des Rheinstroms, warum? weiß ich selbst nicht. Weinen konnte ich nicht mehr. In stiller Verzweiflung stand ich dort.

„Wie ich nun also gedankenlos hinunter starrte in den brausenden Wellengang des Stroms, fühlte ich einen leisen Schlag auf meine Schulter. Ich wandte mich um, und ein langer, freundlicher Mann stand vor mir da.

„Ich bin ein Menschenfreund," begann er zu reden, „und suche der leidenden Menschheit zu nützen; denn im Grunde bin ich sehr mitleidig. Wenn du mir vertraust, so soll noch zur Stunde dein Weib gesund, und du der reichste Mann im Rheingau sein."

„Gnädiger Herr," sprach ich, demüthig meine Mütze unter dem Arme, „können Sie mir helfen, so will ich Ihnen ewig dankbar sein."

„Ich bin Kaufmann," fuhr der Fremde fort; „wenn ich dir helfe, — denn es ist mein Grundsatz: nie Etwas umsonst zu thun! — so bitte ich mir dafür eine kleine Gegen-

gefälligkeit aus. Siebenmal sollst du das größte Netz auswerfen in den Strom, und siebenmal, vom Golde des Nibelungenhorts gefüllt, es wieder herausziehen, und zugleich dein schönes Weib gesund sein, wenn du mir nach Verlauf von sieben Jahren, von der nächsten Mitternacht an gerechnet, dasjenige zu eigen giebst, was von dem Deinigen bei deiner Heimkehr dir zuerst in die Augen fallen wird.

„Zweifle nicht," redete der Fremde weiter, „an der Erfüllung meines Versprechens! Ich weiß Vieles und Mancherlei! Alle Schätze, welche das Meer und die Erde verbirgt, kenne ich."

„Meine Seele war betäubt. Wie im Traume, sagte ich: „Gnädiger Herr, ich stehe Ihnen für diese Hülfe mit Allem zu Gebote!"

„Sogleich faßte er mich bei der Hand, stach mit einem Stachel oder Messer, — ich weiß selbst nicht, was er mit mir vornahm, — schnell in meine linke Hand, und saugte mit eiskalten Lippen das hervorquellende Blut auf.

„Unfern von dieser Stelle hing ein Fischernetz zufällig an einem Baumaste zum Trocknen herunter. Er hieß mich es herbeiholen, und kunstgerecht an eine bezeichnete Stelle am Ufer auswerfen. Mit seiner Beihülfe — denn der Zug war sehr schwer, — brachte ich das Netz wieder heraus.

„Als ich es am Lande leerte, fand ich darinnen siebenzehn große Beutel voll Goldstücke.

„Nun, mein Theuerster," sprach lächelnd der Kaufmann, „wie gefallen dir diese Fische? Petrus hat nie bessere gefangen! Noch sechs solche Züge stehen dir zu Gebote! Zu gehöriger Zeit werde ich mich übrigens wieder einstellen!" Mit diesen Worten war er, ich weiß nicht, wie? mir aus den Augen.

„Ich Unsinniger aber fiel, wie rasend, über das Gold her, im Gefühle meines Reichthums überglücklich. Das funkelte mir in die Augen und in die Seele! So viel ich von meinem Schatze tragen konnte, nahm ich zu mir; das Andere verscharrte ich unterdessen im Sande, und ging alsdann schwerbeladen, taumelnd und träumend auf meine Hütte zu.

„Schrecklich sollte ich erwachen; denn wie ich um die Felsenecke des Thales herumgehe, kamst du, mein Georg, mir freudig entgegen gesprungen und schriest: „Vater, unsere Mutter ist wieder ganz gesund!"

Mit ängstlicher Theilnahme hatte bis jetzt Georg dem Vater zugehört, kaum hatte er Odem zu holen gewagt, regungslos stand er vor ihm. Wie er aber jetzt mit gepreßter Stimme sprach: „Und der fremde Kaufmann war ein Seelenkäufer, der Satan, ihm habe ich dich verkauft, ich Elender, und in dieser Nacht sind die sieben Jahre um!" stürzte Georg in seine Arme, und rief: „Es ist ja unmöglich, was du sagst!"

„Mein armes Kind," jammerte liebkosend der Elende, „wohl habe ich später oft dasselbe gedacht; denn die Noth und der Kummer hatten mich damals, ich weiß es noch genau, halb wahnsinnig gemacht; auch habe ich wenige Jahre nachher, da eine bedeutende Erbschaft uns zufiel, das schändliche Nibelungengold wieder heimgezahlt, und dem Bösen in den Rheinstrom hinabgeworfen; aber vor drei Tagen in der Abenddämmerung kam der Schreckliche wieder zu mir und heischte dich, als die wohlbedungene Waare, zu seinem Dienste."

„Vater, und wie sollte etwas Böses an mir Gewalt haben," wendete Georg ein, „wenn ich selbst nichts Böses in mir trage?"

Drittes Capitel.

Georg sprach noch viele Worte des Trostes zu seinem unglücklichen Vater, welcher vor Herzeleid matt und zerschlagen endlich auf einen Stuhl zurückgesunken war. Nach einer Weile bemerkte er, wie ein sanfter Schlummer über die Augen des Unglücklichen ausgegossen war.

Ihm eine solche erquickende Ruhe zu gönnen, ging Georg hinunter in das Wohnzimmer. Hier fand er seine Mutter am Tische sitzend, und, das Haupt auf den gefalteten Händen über der aufgeschlagenen Bibel, eingeschlafen. Ihre Wangen waren noch von Thränen naß.

Er suchte sie aufzuwecken; aber alle seine Mühe war vergebens. Wohl öffnete sie die Augen; aber sogleich fielen sie matt wieder zu, und ihr schweres Haupt nieder auf ihre Arme.

Er ging in die Nebenstube; aber auch hier schliefen die Dienstleute einen wahren Todtenschlaf. All' sein Rufen, sein Rütteln blieb erfolglos. Selbst der sonst so wachsame Wasserhund lag jetzt, zu einem Knaul zusammengerollt, regungslos und fühllos.

Jetzt wurde es ihm unheimlich zu Muthe. Er sprang hinauf in die Kammer, um seinen Vater zu wecken; allein auch hier war seine Mühe vergebens.

Er eilte wieder hinab in das Wohnzimmer; aber Alles schlief und blieb lebendigtodt und unaufweckbar.

So war er denn im grabesstillen Hause das einzige Wesen, welches wachte, während alles Lebendige in betäubendem Schlafe dahingestreckt lag.

Nirgends regte sich der geringste Laut; nur sein eig'nes,

banges Odemholen, und das dumpfe Picken der Wanduhr, deren Zeiger auf Zwölf zu krochen, drang zu seinem lauschenden Ohre.

Vergeblich bestrebte er sich zu beten; namenlose Angst raubte ihm die Besinnung. Er schrie einige Male laut auf; Nichts regte sich, außer dem Uhrperpendikel.

Die Wände schienen zusammenzurücken und ihn erdrücken zu wollen. Vor Entsetzen und Seelenqual stürzte er hinaus in die stürmische Nacht.

Vergebens suchte er im Dorfe ein wachendes Wesen anzutreffen; erfolglos pochte er an alle Nachbarshäuser an; Niemand hörte ihn.

Als müßte er vor sich selbst entfliehen, flüchtete er sich hinaus in das Freie. Jetzt erhob sich auf einmal ein Stürmen und Windesbrausen, als sollte die Erde untergehen.

Er raste durch den Sturm mit lautem Geschrei hindurch, klomm einen steilen Fels hinauf; und oben angelangt, bemerkte er, wie tief unten vor ihm der Rheinstrom brauste und über die Steinblöcke in wunderlichen Gestalten sprang und hüpfte.

Er sank nieder zur Erde, besiegt von der Mattigkeit der Glieder und dem Abgrunde vor ihm. „Herr Gott, erbarme dich über mich!“ betete seine Seele in heißer Inbrunst.

„Ich komme schon, Freundchen,“ rief eine schneidende Stimme von Unten herauf; „ich bin gleich bei dir! fürchte dich nicht! — sollst leben bei mir, wie ein Königskind, fürchte dich nicht!“

„Herr Gott, erbarme dich meiner!“ betete immerfort der Jüngling.

„Lust und Wein, Tanz und Spiel, schöne Weiber sollen

dein Herz erfreuen! Ueber Land und Meer sollst du mit mir ziehen, mein Söhnchen!“ rief es wiederum von Unten herauf.

Und eine andere Stimme, leise, wie ein verschwimmender Flötenton, drang an das Ohr des bebenden Jünglings: „Ringe muthig, sei standhaft, bleibe dir treu!“ —

„Ehre und Reichthum, Wissenschaft und Klugheit will ich dir geben, springe herunter zu mir! zu mir! albernes Kind!“ rief die versuchende Stimme.

„Weiche von mir, Verruchter! heiliger Gott, rette meine arme Seele aus den Garnen des Versuchers!“ rief Georg.

„Du mußt doch!“ bebte die Stimme, wie ein grollender Donner, auf ihn ein, „du mußt! du bist mein!“ und ein gewaltiger Stoß schleuderte ihn empor, daß er wieder rücklings niederstürzte.

Aus der Ferne funkelte ein stechendes Auge auf ihn zu. Unermeßliche Schauer und Entsetzen gingen über seine Seele.

„Folgst du mir nicht, so muß im Giftschwaden noch heute dein Vater, auch deine Mutter sterben. Ueber ihr Leben habe ich Gewalt, denn er gab mir sein Blut zu kosten. Du aber, Narr! sollst frei sein, — denn dich liebe ich vor allen Menschengeistern, — frei vor dem Himmel, und frei auf der Erde, und selbst dein Herr sein! — Zu mir! Zu mir!“ — sprach die Stimme herüber; während immer wieder der verhallende Flötenton sein Ohr traf: „Georg, weiche nicht, zage nicht, ich bin dir nahe! ich bin immer bei dir!“

Der Rheinstrom hob sich sausend empor, daß er bis zum Felsen herüberschlug, auf welchem Georg bebte und betete; der Boden unter ihm begann zu wanken, näher und

näher funkelte das furchtbare Auge, welches ihn zu durchbohren und zu sprechen schien: „Ich bin so arg nicht! komme mit mir!“

Jetzt schienen zwei ungeheure Hände nach ihm herübergreifen zu wollen; vor seinen Augen dunkelte es, und während ihm alle Sinne schwanden, glaubte er um seinen Nacken einen weichen Arm geschlungen zu fühlen, und vor den brechenden Augen schien es ihm, als beuge ein frommes, zartes Jungfrauenangesicht sich lieblich leuchtend über ihn her, und wie zum Tode sank sein schweres Haupt zurück an ein schlagendes Herz.

Viertes Capitel.

Georg schlief einen tiefen, sanften Schlaf. In den lieblichsten Gefilden des Traumes schwebte seine Seeele. Er wähnte sich in einen wunderbaren Zaubergarten versetzt. Fremde Bäume, mit goldenen Blättern und leuchtenden Blüthenkränzen behangen, aus denen liebliche Lieder drangen, tausendfarbige Blumen, aus deren Kelchen die Düfte, wie Flämmchen, spielten, standen und prangten ringsumher vor der in Glückseligkeit vergehenden Seele. Feenhafte Gestalten, ihm wohlbekannte Ideale der Dichter, schwebten wahrhaftig und lebendig ihm vorüber.

Jetzt bemerkte er erst, daß ein himmlisches Weib neben ihm stand und ihn mit verklärten Blicken ansah.

Wie leuchtete so wunderlieb das Antlitz der Jungfrau im süßen, geheimen Erröthen! wie wölbte sich die in Schnee

und Licht verklärte Stirne so heilig empor! In welch' wundersames Scheinen, das um die ganze Gestaltung gegossen war, verschwebten nicht des Hauptes blonde Locken! Wie lebte ein ewiger, schöner Lenz göttlicher Jugend in der holdseligen Webung aller Glieder, an welche leichtgefaltetes Gewand sich hingoß! —

Das sonnige Haupt ein Weniges geneigt, das blaue Himmelsauge, wie verstohlen, auf ihn entzückend hingewendet, schien sie die entblößten Arme aus dem röthlichen Schleier ihres Gewandes emporheben zu wollen.

Um ihre Lippen schwebte es bald wie lächelnder Traum, bald wie ein mildes, beginnendes Wort, bald wie Küsse seliger Geister.

„Georg, kennst du mich?" flüsterte sie endlich.

Höher leuchtete der weiße Blüthenglanz ihrer Arme, und selig sank Georg ihr entgegen.

Von Neuem fühlte er um seinen Nacken geschlungen den sanften Arm und sein Haupt ruhen an einem schlagenden Herzen.

Ihm war es, als müsse in diesem Entzücken sein Sinnen, sein Denken, all' Träumen und Wähnen, seine ganze Seele ersterben.

Zu einem tiefen Seufzer hob sich seine Brust empor, indem er von diesem Traume erwachend, die Augen aufschlug. Aber über sein Gesicht herein neigte sich immer noch das Antlitz der Jungfrau. Umsonst rang er zu erwachen; aber er war erwacht, und die Jungfrau sah ihn dennoch an mit ihren klaren Augen, die in wonniger Feuchte glänzten, und ihre Stimme klang zu ihm, wie ein verhallender Flötenton: „Georg, kennst du mich nicht?"

Er faßte nach ihr; sie aber wich zurück, und sprach: „Du bist noch nicht gerettet! noch nicht mein!“

Indem ihm die Angst und Pein, das Grausen und Entsetzen der Nacht vor seine Seele trat, zugleich aber auch die holden Bilder seines Traums, die leuchtenden Gefilde, und selbst die schönste Jungfrau in der Wirklichkeit vor ihm standen, und dennoch nur wieder sein Schlummer unter einem seidenen Baldachine auf schwellenden, grünsammtenen Polstern als Nächstes und Wahres, aber auch dieses wiederum als Unerklärliches sich ihm aufdrang, sprach er vor sich hin: „Laß' mir, mein Gott, diesen schönen Wahnsinn!“

Mit lieblichem Lächeln bemerkte die Jungfrau diesen Kampf seiner Gefühle.

„Bin ich denn nicht der Höllenmacht verloren gegangen?“ fragte er in zagenden Zweifeln. Wie ein zartes Mitleid, wandelte es über das Gesicht der Jungfrau.

„Georg,“ sprach sie, „Georg! wie kann das Reine dem Unreinen dienen? Schon vor Jahrtausenden war ich ja dein!

„Wie oft habe ich um dich geweint! Wie du Knabe warst, spielte ich im Traume so oft mit dir! Oft wenn du am Ufer des Stromes, oder auf dem Thurme standest, und mit einer dir unerklärlichen Sehnsucht hinaus schautest in die blaue Ferne, war ich dir unsichtbar zur Seite. Als ich aber sah, wie der finstre Wahnwitz des Erdgeistes, welchem dein jetziger Vater erlegen ist, auch dein reines Sein zu ergreifen drohte, da mußte ich dir die Klarheit deiner Seele retten; da flüchtete ich dich herüber in mein Reich, in das Reich der Idee.“

„Und wer bist du denn, göttliche Jungfrau?“ fragte Georg mit leiser, gerührter Stimme.

„Ewig dieselbe," versetzte sie, „habe ich jetzt auf Erden mancherlei Namen, bald nennen sie mich Maria, bald Musa, bald noch anders; du aber nennst mich Aquilina! denn wie ein Adlerweibchen besorgt ist um sein Junges, so ist es mein Herz um dich, du reines Gemüth, du, der Erdensöhne Herrlichster!"

„Aquilina!" rief Georg begeistert, und der Schmerz der ersten Liebe und nie gefühlte Sehnsucht innigen Verlangens glommen in seinem Herzen und in seinem Antlitze auf. „Aquilina!" rief er, „mein Herz will vergehen vor den Blicken deiner sonnigen Augen! — Dein bin ich auf ewig!"

Aquilina bebte vor ihm in Wonneschauern, und im süßen Seelenwehe zuckten leise ihre Lippen. Er streckte seine Arme aus; sie sank hinein, und in einem Kusse vermählten sich zwei Seelen auf immerdar.

Die geängstigte Jungfrau riß sich los aus seinen Armen. „Du willst mich unglücklich sehen, Georg," seufzte sie. „Laß' ab von mir! Wer giebt dir schon jetzt diese Gewalt über mich? Unbändiger, wer lehrte dir diesen Zauber?"

„Aquilina!" rief Georg in seliger Trunkenheit.

„Nenne mich nicht mehr," entgegnete sie; „denn deine liebende Stimme kränkt mich so sehr! Du mußt mich verlassen, denn schon jetzt weiß ich nicht, ob das Geschick nicht hart es ahndet, daß ich dich, den Ungeprüften, an mein Herz zog und in fremde Rechte eingegriffen habe! — Wie der Urgeist es will! — Aber jetzt mußt du mich verlassen!"

„Ich kann sterben!" rief er, „aber dich nie meiden!" —

„Und doch kannst du noch nicht bei mir bleiben. Hö-

herem Willen sind wir Beide unterthan. Du kannst nicht bei mir weilen; so lange du durch all' den Wahn der Menschheit dich noch nicht zur Klarheit durchgerungen hast! Du mußt wieder hinabsteigen zu denen, welchen du im Glauben und Irren noch angehörst. Alle Leiden, alle Verlockungen, welche zu ihren wankelmüthigen und hoffährtigen Herzen verführerisch sprechen, ihr selbst geschaffenes Elend mußt du an deiner Seele reinigend vorübergehen lassen und daran deine Gotteskraft erproben! Darum ziehe von mir wieder hinunter! Sobald du nur dem Gottthume angehören wirst, bist du auf ewig mein, ungetrennt von mir! —"

„Welche drohende Aussicht eröffnest du vor mir, Aquilina!"

„Nimm diesen Ring von mir," fuhr die Holdselige fort, „daß du dich meiner und der Worte, welche ich zu dir gesprochen, immer erinnern mögest! Vor jeglicher Gefahr, welche deinen Leib betreffen könnte, wird er dich bewahren, alle schlummernden Geisteskräfte in dir zum Leben erwecken, aller Sprachen dich mächtig machen, alle Geister, welche dir gleich sind, in Freundschaft dir zuneigen! Nie wird das Glück ganz von dir weichen, so lange du ihn trägst! Aber mit diesem Ringe hast du auch Gewalt über mich! Hüte dich jedoch, mich hinunter zu bannen auf die Erde; dieser Bann würde mich und dich unglückselig machen; denn ohne Rückerinnerung an die Göttlichkeit meines Ursprungs würde ich wohl gar vielleicht ein armes Erdenweib, wie jedes andere, werden und auch sterben müssen, dich aber vielleicht nie mehr wiedersehen! Darum mißbrauche den Ring nicht dazu, mich zu verderben, dich aber unglücklich zu machen. Ich vertraue dir mein Schicksal, mein Heil, ja! Alles an, mein Freund, mein Geliebter! —"

Mit diesen Worten steckte sie ihm den Fingerreif mit hellstrahlendem Edelsteine an.

„Und nun, Georg! bleibe mir treu, bleibe dir selbst treu! lebe wohl, du Theuerster vor Allen! lebe wohl!“ —

Betäubung auf Betäubung umstrickte Georg's Sinne. Er sank vor ihrem Kusse nieder. Noch einmal zuckte ein weiches Glühen auf seinen Lippen, dann ward er von dem Drucke zweier sanften Hände, welche auf seinem Haupte ruhten, zu mildem, festem Schlummer hinabgetaucht. Vergeblich suchte er von dieser Betäubung sich loszuringen, alle Glieder versagten ihm den Dienst, bis dann endlich das letzte Aufglimmen des Denkens ihm entschwand.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Als Georg aufwachte, war es Nacht. Er befand sich in einem Zimmer, das ihm bekannt schien. Er nahm die Lampe, welche vor ihm auf dem Tische stand, leuchtete umher und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er sich immer noch in der Wohnung seiner Eltern befand; dessen ungeachtet aber prangte dennoch der räthselhafte Ring mit dem leuchtenden Steine an seiner Hand. Schmerzlich drückte er ihn an seine Lippen.

Auf das Geräusch, welches er verursachte, kam der alte Hausknecht, ganz schwarz gekleidet, mit traurigem Gesichte herein. „Wo sind meine Eltern?“ rief Georg hastig.

„Gott sei gedankt, daß Ihr, junger Herr, doch wieder aufgewacht seid!“ versetzte der Diener. „Wie ist in so kurzer Zeit so viel Herzeleid hier eingezogen! Ihr habt also während Eurer Fieberphantasieen nicht bemerkt, wie Vater und Mutter vorgestern begraben worden sind? So ein plötzlicher Tod ist doch ganz was Unerhörtes.“

„Meine Eltern todt?“ rief Georg erschrocken.

„Eine ganz besondere Schlafsucht,“ erzählte der Diener, „war vor drei Tagen des Nachts noch vor dem Bettgehen

über uns Alle gekommen, so daß wir erst am anderen Mittage vom Blöken des hungernden Viehes im Stalle aufwachten, Eure Eltern aber todt, und Euch schlafend fanden. Im ganzen Hause war ein erstickender Dampf, welcher sich nach und nach verzog, zu vermerken. Wir vermochten Euch vom Schlafe nicht zu erwecken; und so lagt Ihr diese ganze Zeit über, wie in lebhaften Träumen; denn Euer Mund verzog sich immer zum Lächeln. Es war rührend anzusehen! Nun seid Ihr gerettet!" —

Georg war außer sich. Ohne ein Wort zu sprechen, ging er, von der jammernden Dienerschaft des Hauses umringt, händeringend durch alle Gemächer.

Eine unnennbare, quälende Empfindung des Verwaistseins marterte seine Seele.

Mehrere Wochen lang irrte er, ohne einen Entschluß gewinnen zu können, umher. Fast jeden Abend ging er hinauf zu dem Kirchhofe, um bei den Gräbern der Lieben seinem Leide und Grame nachzuhängen.

Ob er Wahres überall erlebt, oder nur geträumt? oder ob eine himmlische Gewalt, welche allen Liebreiz in sich begreife, ihm den wunderbaren Goldreif wahrhaftig gegeben? oder ob nur sonst ein Zufall, dessen er sich freilich nicht mehr erinnern konnte, ihn an seine Hand gebracht habe? Dieses waren seine Zweifel, welche zu lösen er sich dennoch immer unwillkührlich bestrebte.

Aber der Name Aquilina klang zu deutlich noch in seiner ganzen Seele wieder, als daß er nicht an die Wirklichkeit ihres Daseins, und die Wahrheit seiner Liebe, welche er für sie fühlte, allzugern hätte glauben sollen.

Zugleich aber wurde er immer mehr sich bewußt, wie ihm die Natur alles Daseienden heller erschlossen war, als

sonst, wie allgewaltige Ahnungen urewiger Wahrheit in ihm sich deutlicher, als je, emporgehoben hatten, wie endlich so Vieles, nach dessen Erkenntniß er früher so oft vergebens gerungen hatte, sich ihm verdeutlichte; ja! er fand, daß ihm selbst das Verständniß von allerlei Sprachen zu Gebote stand.

Dieses Alles erwägend, mußte sich Georg überzeugt halten, daß kein Wahn, kein Traum, sondern eine Wahrheit der Inhalt seines letztverwichenen, unerklärlichen Geschickes gewesen sei.

In dieser Stimmung beschloß er, sich der Vollmacht, welche ihm auf die ganze Welt ausgestellt war, zu bedienen und auf langer Reise die Kraft seiner Seele an den Erfahrungen eines vielbewegten Lebens zu erproben und zu stählen.

Mit diesem Entschlusse brachte er sein Hauswesen in Ordnung und übergab dem alten Diener, dessen Treue und Rechtschaffenheit sich stets bewährt hatte, die Verwaltung des väterlichen Erbguts, nahm die vorgefundene Baarschaft zu sich, packte ein und nahm von seiner Heimath Abschied, sich der Leitung des Schicksals überlassend. Nach Italien und Griechenland, den Ländern und Zeugen herrlichster Thaten, zog ihn eine langgenährte Sehnsucht.

Längs des Rheinstromes, seines alten Wiegenliedsängers, zog er hinauf über den Bodensee, über Chur, bis zur Spitze des St. Bernhardin.

Wie so herrlich vor allen Strömen mit durchsichtiger Grüne prangte des Rheines klares Gewässer unter den Muschelhorngletschern durch den hochstämmigen Föhrenwald aus dem Schooße des Valrheins vor dem Wandrer heraus, wie ein Mägdlein, das zum Tanze eilt auf die blumige Matte!

Während Georg in wonnigen Schauern entzückt hier stand, sah er einen Wanderer den steilen Bergpfad heraufklimmen. Mit kräftigen Schritten kam er näher einher.

Es war ein starker, hochgewachsener Jüngling im einfachen Rocke. Unter seinem runden Hute, welcher tief auf die Stirne hineingedrückt war, schaute ein leidendes Gesicht, welches in seiner kränklichen Bleiche wenig dem rüstigen Wuchse der Gestalt angemessen schien, mit dunkelbraunen, geistreichen Augen hervor.

Mit treuherzigem Gruße gesellte er sich zu Georg. Sein offenes und zugleich schwermüthiges Gesicht, eine anziehende Unterhaltung, welche sich bald zwischen ihnen angesponnen hatte, und worin der Fremde einen seltenen und gebildeten Geist verrieth, gewann ihm in kurzer Zeit Georg's besondere Zuneigung.

Er war ein deutscher Kaufmannssohn, welcher theils zur eigenen Erholung, theils auch in Geschäften seines Vaters eine Reise durch die Schweiz machte.

Indem die beiden Jünglinge hinüber starrten zu den hohen Felszinnen, und bei dem Gebrause ferner Giesbäche und des Rheinstromes vor ihnen in verschiedene Betrachtungen versunken waren, sagte endlich Heinrich — so hieß der Vorname dieses Reisenden — zu Georg gewendet: „In diesen wilden Zerklüftungen der Felsenwände und bei den von Grund aus bis zum Scheitel gespaltenen Granitsäulen sieht man deutlich, wie der alte Urgeist einst stritt um die Herrschaft mit der Riesengewalt der Materie! Welch ein ungeheurer Kampf muß es gewesen sein, bevor das Geistige dem Stoffe unterlag, so daß es nur noch in fortwechselnden Gestalten hervorträumen, und um die ewig verlorene Freiheit klagen kann! — Steht nicht hier das ganze Alpenland,

wie ein Triumphbogen der sinnlichen Welt, und die Matten von allen Seiten mit ihren Blumen, Bäumen, Sträuchern und allerlei Geschöpfen, wie ein langes Klagelied in Hieroglyphenschrift?" —

„Nicht solche finstere Gedanken," versetzte Georg, „in dieser frischen, freudigen, freien Gebirgswelt! Diese rauschenden Bäche, welche in Chrysoprasfunken aus den Herzen der Berge lustig springen und sprühen, diese smaragdgrünen Matten und diese diamantnen Kronen der Gletscher erfüllen meine Seele mit heimlicher Sehnsucht, und kindlich gerührt suchet mein Auge nach der Ferne hin das unermeßliche Heil, dessen Ahnung wir ja Alle in uns tragen!"

Mit solchen Worten, mit solchen Gedanken verbrüderten sich nach und nach die Jünglinge; und bald fühlten sie, wie ein besonderes Geschick sie auf dem St. Bernhardin zusammengeführt habe, um sich auf ewig Freunde zu sein. Sie beschlossen mit einander hinunter zu steigen zu den paradiesischen Gärten und Seen Italiens.

Rüstig wanderten sie nun zusammen, eines Sinnes, eines Herzens, einer Begeisterung, durch die üppigen Thäler der südlichen Schweiz hinab in das Ulmen- und Rebenland.

Zweites Capitel.

Wie zwei gewaltige Bergströme im engen Thale sich vereinigen, und nun in einem Gusse bald wild aufgeregt dahin stürzen über Klippen und Felsblöcke und durch schauerliche Schluchten brausend und tosend ziehen, bald wieder

sanft mit den Blumen am Ufer spielen, das ganze, klare Bild des Himmels in sich aufnehmen, während kleine, kräuselnde Wellen mit dem Moose an den Erlenbäumen, mit den Gräsern und Halmen, welche hie und da zum Silbergusse der Fluth hinunternicken, zögernd, ja! weilend zu flüstern scheinen, — so ohngefähr fanden sich die Seelen beider Freunde bald zu dem gewaltigsten Aufschwunge kühnster Ideen, bald zum traulichsten Hinträumen und freundschaftlichen Plaudern verschmolzen, so daß Jeder in dem Andern nur sich selbst wieder zu finden glaubte.

Endlich gelangten sie, berauscht in Berg- und Lenzesluft, über Chiavenna hinunter zum Comersee. Kaum waren sie in Sorrigo angelangt, so dingten sie einen Schiffer, welcher sie auf seiner Barke der lieblichen Mainacht und Como entgegenfahren sollte.

Sanft trieb die Barke mit ihnen dahin auf der smaragdnen Fluth des Sees. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange. Mit fröhlichen Matten, üppig blühenden Bäumen und den weißen Villen, welche, wie Feenschlösser, daraus hervorleuchteten, traten die Hügel heran und wehten ihnen Düfte und Blüthenblätter herüber.

In langgezogenen, schmerzlich wollüstigen Tönen schienen ringsumher die Nachtigallen ersterben zu wollen, während in der Ferne glühende Rosen auf den Firnen anglommen.

Allmälig legten sich die Schleier der Abenddämmerung, einer nach dem andern, über Land und See.

Ein heiliger Sabbath lagerte sich über die Natur, welche in melancholischen Tönen, Düften und verdämmerten Farben dahinträumte.

Heinrich war in ein langes, trübes Schweigen versunken, während Georg den entblößten Arm, über den Rand

der Barke gelehnt, hinein hielt in das warmlaue Bad des Sees.

Jetzt stieg der Mond goldgelb, wie eine Sonnenblume, über die östlichen Kastanienhügel herauf, und gleich weißen Feuerfunken sprühte unter dem raschbewegten Ruder die Fluth des Sees empor. Heinrich schaute mit thränenerfüllten Augen unablässig empor in das milde Mondangesicht.

Mit klarer, klagender Stimme begann er endlich zu singen:

„Ein bleiches Weib da drüben steht,
Könnt' es nur einmal weinen,
So lang' die Sterne scheinen,
Bis ganz die stille Nacht vergeht.

Süß ist der jungen Küsse Lust,
Süß alle Wonnen trinken,
In Seligkeit versinken
An Liebchens gluthgefüllter Brust.

Gar schön ist Schlaf, gar süß der Tod,
Wenn Röslein ist geknicket,
Wenn Schand' und Kummer drücket,
Zerstörten Herzens Pein und Noth.

Gebrochen ist des Weibes Herz,
Die Ruhe gar verloren,
Die Thräne eingefroren,
Geblieben nur der dumpfe Schmerz.

Drück' zu, die trüben Augen zu,
Laß' Glücklichen das Weinen,
Laß' all' die Sterne scheinen,
Geh' armes Weib! geh' heim zur Ruh'!"

Die seltsame, traurige Melodie dieses Gesanges tönte fremdartig durch die stille Nacht dahin.

Georg faßte seines Freundes Hand und sprach in

milder Theilnahme an dem, ihm unbekannten, Schmerz zu ihm: „Wie hart muß dich die Hand des Schicksals getroffen haben, du Armer, bis dein Leid ausbrechen konnte in die Klage dieses Liedes!“

Heinrich ruhte an seiner Brust. — „Freund!“ rief er, „wohin uns auch das Schicksal schleudern mag, bleibe meiner eingedenk! Bei dem Odem des Lenzes, der mit seinem Balsame uns anweht, bei dem goldenen Sternenhimmel, welcher von Oben herunter und von Unten aus dem See, heraufschaut, bei Allem, was wir Heiliges und Gemeinsames empfinden, bewahre mir deine Freundschaft!

„Nachdem ich mein ganzes Lebensheil unwiederbringlich untergegangen glaubte, ging mir es von Neuem in dir, mein Freund, herrlicher, als je, auf; laß' mir diesen Stern nicht wieder erlöschen, meinen wiedererrungenen Glauben an Menschenglück nicht wieder vergehen!

„Was ist die Liebe des Weibes gegen die Freundschaft, welche zwei Männerherzen auf ewig verbrüdert?

„Nun aber, auf dem höchsten Punkte meiner Erdenglückseligkeit, — denn schon schaut von drüben herauf wieder das alte Leid, — laß' uns von einander scheiden, scheiden in dem seligsten Gefühle meines Daseins!“ —

„Theurer!“ versetzte Georg, „was fällt dir bei?“

„Jetzt,“ versetzte der Begeisterte, „stehst du vor meiner Seele, wie ein edles, unvergängliches Götterbild! — jetzt laß' uns trennen, damit ich eine große Erinnerung, lebendig sie festhaltend und nicht verdunkelt von anderen Eindrücken, mit hinüber rette in mein Leben.

„Wenn du der Wanderung müde und der Ruhe bedürftig bist, so suche mich heim! Vielleicht gefällt es dir in meinem stillen Thale.“ —

Er hieß den Schiffer landen.

Vergeblich suchte Georg den Bewegten zu halten. Die Barke legte an, und Heinrich sprang an's Land. Georg folgte ihm.

„Lebe wohl!“ sprach Heinrich aufgeregt, „lebe wohl!“

Zu langer Umarmung wuchsen die trefflichen Jünglinge zusammen; sie traten von einander, sahen sich an, umarmten sich wieder, und sagten sich scheidend ein schmerzliches Lebewohl!

Traurig fuhr Georg die Villa des Plinius vorbei hinunter zum weinumrankten Como.

Drittes Capitel.

In der alten Werkstatt Vulkan's auf dem glühenden Schwefelboden der Solfatara bei Neapel stand Georg. An allen Enden schoß in Qualm und Dampf das Höllenmineral an.

Aus einer Grotte, welche schachtartig in die Unterwelt hineingetrieben schien, schallte auf einmal eine Stimme: „Verflucht! hier könnte man ehrlicher Weise ersticken.“ Ein starkes Husten erfolgte.

Georg trat hinzu, um den Verwegenen zu sehen, welcher sich zu diesem Schwefelpfuhle hineingewagt — und Doctor Voland mit seinem todtenbleichen Gesichte sprang heraus, indem er große, schöngelbe Schwefelzapfen in den Händen hielt.

Sie staunten sich gegenseitig an, bis endlich der Doctor

ausrief: „Glückskind, willkommen! wir treffen uns zufällig und erwünscht!“

Er stürzte auf ihn zu, und umarmte ihn. „Herzensfreund,“ sprach er, „was machst du hier? konntest du mir nicht ein Wort davon schreiben, daß du eine Reise hierher machen wolltest? wie lieb wäre mir deine Gesellschaft gewesen!“

Georg fragte: „Aber, Doctor! was treibst du denn hier mitten in diesem Qualme der Schwefelhallen?“ —

„Mineralogie!“ versetzte Voland, „und der Wissenschaft zu Liebe muß man schon Etwas wagen! Freund! wundert es dich nicht auch, daß die Engländer diese antike Schwefelfabrik nicht schon längst nach Altengland hinüber transportirt haben? Wie würde dieses Maschinenvolk die Sache in Gang gebracht haben! Ich möchte Thränen vergießen über all' die eingeschwefelten Speculationen, welche hier vergraben sind! — Salpeter möchte ich weinen, um hier einen Schuß Schießpulver zu machen, damit der erste „Goddam“, welchem bei solchen Gedanken ein wenig anders würde, gleich ein Mittel für seinen Spleen zur Hand hätte! — Was geht uns aber dieses Einmaleins an; freuen wir uns des schönen Zusammentreffens! Wir bleiben doch nunmehr beisammen?“

„Wenn du mit nach Deutschland zurückreisen willst, so ist es möglich!“ versetzte Georg.

Voland eiferte: „Wieder zurück zu dem aschgrauen Norden, wo Schwalben und Koth über die Dächer und verzweifelnde Magister mit unglücklichen Manuscripten durch die Straßen fliegen, rathlose Räthe als fünftes zu vier Rädern, Obermauthinspectoren in Harnisch, die Ritter in den Schlafrock, bankrottirte Kaufleute aber über Land, und

gestrenge Gnaden oben hinaus fahren? Nach Deutschland zu den Frau Gevatterinnen und der Vicegeheimeuntersecretärin, um ganz im Geheimen von der geheimen Liebschaft der geheimen Räthin unheimlich zu flüstern? Ich bin gerührt! Thränen treten in meine Augen. Es ist ein Großes um das Vaterland! — Nein, sprich, im Ernste, willst du wieder hinreisen? Was willst du dort thun?"

„Ich werde mir einen Wirkungskreis im Vaterlande wählen, wo ich nützend meine Kräfte gebrauchen, und nach verschiedener Richtung hin mich ausbilden kann!" erwiederte Georg.

„Georg!" fuhr Voland fort, „um die deutsche Hungerkur der niedern Beamtenwelt auszuhalten, fehlt dir die Geduld; und besäßest du auch selbst das nöthige Blei am rechten Flecke, so hättest du dennoch für das Tabellen- und übrige Schreibunwesen zu viel Feuer im Kopfe; um in den Kreis höherer Staatsbeamten einzutreten, fehlt es dir an Connexion, sonst Gevatterschaft genannt, an Geschmeidigkeit, sonst Kriecherei, einem sich repräsentirenden Wesen, sonst höflicher Weise Dünkel geheißen; — um unter dem Joche des Bauernstandes, bei Sclavenarbeit und Galeerenkost für die Erlaubniß zu leben, dich halb todt zu plagen, hast du zu wenig deutsche Sanftmuth; ein Handwerk aber verstehst du nicht, noch dir sonst mit Flaschen und Pulvern Geld zu machen, und um als Dichter für Buchhändlersold zu singen, Tag und Nacht, wie ein geblendeter Finke, bist du noch nicht unglücklich genug! — Pfarrer aber willst du doch nicht werden? Dies Herzeleid thust du mir nicht an! Nun sprich, wo passest du in das Arbeitshaus, Vaterland von dir genannt, hinein? — Armer Thor! Deine große Brust wird den Schnürleib der Convenienz nie ertragen:

sie wird zerspringen, wie ein junger Baum vor Ueberfülle des Saftes, um langsam zu verbluten, zu verdorren! — O, du Armer! — Mit einem Worte, bleibe bei mir! wir gehen mit einander nach Griechenland! nach Asien, wo die Leute noch Menschen, und edel, wie ihre Nasen, erhaben, wie ihre Stirnen, und feurig, wie ihre Augen, sind! Es ist Nichts häßlicher, als ein slavischer Fleischknoten statt einer Nase im Gesichte, so eine glückliche Gemüthsanlage dies auch bedeutet. Georg, du gehst mit mir!"

„Ich will es dir gestehen, Doctor, meine Baarschaft reicht nicht hin!" sprach Georg niedergeschlagen.

„Weiter ist dir Nichts? — Freund, ich bin ein Zahuri, und kein Metall liegt unter der Erde oder im Meere, das ich nicht fühle. Sieh'! so bin ich ein natürlicher Schatzgräber. Geronnen oder nicht, glänzend oder nicht, Erde ist Erde! und so wollen wir uns die Kenntniß über die Erde wohlfeil genug mit Erde einkaufen. Wir reisen mit einander, so weit wir eben Lust haben, und für Uebriges sorge ich. — Wie wollen wir zusammen sehen, lernen und genießen, und weit hinaus über das blaue Meer zu blauen Wundern und in Länder reisen, an welchen der Schöpfer das Mögliche gethan, in Länder, von welchen Italien mit allen seinen Inselchen, Landzüngelein und Vorhügeln nur ein schwaches Nachbild und Marzipankunststück ist, den Vesuv überall ausgenommen! Nach Indien reisen wir, wo der Mensch vor Ueberseligkeit zu Stein erstarrt, nach Georgien, wo die edelsten Sprößlinge Eva's zu schönster Wollust heranwachsen und, wie übervolle Rosen, aufschwellen, daß vor dem Ingrimm der Seligkeit man den Leib in Atome zersprengen möchte! — dann hinauf zu dem gelben Samojeden, der mit der Fischotter sich herumzankt! Pikant

muß die Reise werden; ohne Brille wollen wir die Menschheit und die Erde, worauf sie herumkriecht, studiren! Was wollen wir für Werke ausarbeiten; ich ein mineralogisches Tagebuch, welches Aufschlüsse, ungemeine, geben soll, und du Gedichte, welche Füße und Feuer haben! Wir gehen zusammen, schlage ein!"

„Hier hast du mich, Zahuri!" rief Georg.

„Morgen reisen wir nach Malta, Bruder!" versetzte der Doctor, „und nun laß' das Leben herankommen; wir wollen es fassen, wie der Löwe seine Beute!" —

Sie gingen mit einander nach Neapel zurück. Ueber das dunkelblaue, lazurne Meer, über die Inseln Capri, Ischia, und über die blaugrünen Küsten von Castellamare und Sorrento woben sich milchbläuliche Düfte; drüber hinaus aber hob sich der wolkenlose Himmel in glühender Klarheit empor. Mitten in diesem Paradiese lag Parthenope hingestreckt mit ihren weißen Riesengliedern am Meere, um ihre heiße Brust an der Seeluft abzukühlen.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

„Lieben Freunde!" sprach endlich Heinrich, indem er sich im Vorlesen dieser Geschichte unterbrach, „es ist mir ganz sonderbar zu Muthe!"

„Es ist ein tolles Märchen," versetzte Rudolph, Mathildens Bruder, „ein Märchen, das an Unwahrscheinlichkeit selbst ein Märchen übertrifft; es scheint mir, als ob die Dichter neuerer Zeit allem Menschlichen und Verständigen den Krieg erklärt hätten. Alles soll Ironie sein, und über aller Ironie werden solche Gedichte selbst eine Art von Ironie auf die Dichtkunst. Ich berufe mich auf das Urtheil unsrer Freundinnen. Stimmen Sie mir nicht bei, schöne Lina?"

„Das weiß Gott!" versetzte das erröthende Mädchen, welches still und, wie leblos, seit einiger Zeit dagesessen hatte, „mich hat diese Geschichte sehr ergriffen. Sie ist mir so sehr bekannt, als müßte ich schon oft von ihr gehört haben."

„Das ist leicht möglich," versetzte Rudolph; „denn das Gebiet der Kindermärchen ist das wahre Jagdrevier dieser Poeten; und so geschieht es, daß wir den einheimischen Sperling, vom nächsten Dache weggefangen, wunderlich ver=

stutzt, mit aufgeleimtem, rothem Tuchkamme, wieder für unser baares Geld als ein fremdes Wunderhähnchen vom nächsten Charlatan vorgezeigt bekommen. Welche alte Kinderwärterin wüßte nicht vom Blaubart, vom Rübezahl, und anderen wunderbaren Dingen herzlich und kindlich, ja, selbst einfach und verständig zu erzählen? und dennoch ereignete sich erst vor einigen Jahren das Unheil, daß viele dieser Kindermärchen toll wurden und, der Kinderstube entsprungen, in dem Irrenhause der Tageliteratur sich wüst und wirr herumtrieben.

„Diese Verunstaltung unserer einfachen, klaren Volksmärchen hat nur allein ihren Grund in der Gemüthszerrissenheit dieser neuromantischen Dichter. Sie haben den Glauben und sich selbst verloren, und stürmen nun, wie Verzweifelnde, gegen das Eden ihrer Kindheit an, um das schändlich Preisgegebene wieder zu erringen. Aber in ihrem convexen Auge können sich die Gestalten der alten Wunderwelt nur als Fratzen wieder abspiegeln."

„Ob dein Eifer gerecht ist, oder nicht, will ich nicht beurtheilen," entgegnete Heinrich; „so viel aber ist gewiß, daß ich zum Theil diese Geschichte selbst mit erlebt habe."

Die Gesellschaft sah ihn mit großen Augen an. Er aber begann von Neuem vorzulesen:

„Ueber das gebirgige Armenien herunter gelangten Georg Venlot und Doctor Voland endlich nach Persien.

Einen ungemeinen Einfluß hatte die lange Reise auf Georg geäußert. Männlicher war sein Geist, kräftiger sein Leib geworden.

Sein Reisegefährte hatte durch seinen kecken Geist nach und nach eine gewisse Herrschaft über ihn sich zu verschaffen gewußt.

Dieses Verhältniß war für Georg, insofern sein Verstand sich immermehr an dem Scharfsinne seines Reisegenossen entwickelte, eben so vortheilhaft, als es in anderer Rücksicht für das kindliche Empfinden seines Gemüths nachtheilig war; denn die Kälte seines Freundes, womit er Alles, was der Mensch fromm zu verehren geneigt ist, auf den Kopf stellte, zerstreute vor Georg's Augen den lieblichen Zaubernebel, welcher ihm sonst, das Unheilige, das Gemeine bedeckend, nur Alles gut, hoch und edel erscheinen ließ, und eben dadurch sein Herz zu den erhabensten Gefühlen tüchtig gemacht hatte, und gab ihm dafür Zweifel und Unruhe, Steine statt Brod.

In tiefem Schweigen sprengten die beiden Reisenden auf ihren schwarzen Rossen über das Hügelland hinunter in eine weite, schöne, grüne Ebene.

Ueppige Blumen blühten rings umher, in langen Reihen prangten die Pomeranzen- und Limonienbäume in saftiger Laubesgrüne. Schwärme von Bienen summten honigsammelnd durch die blühenden Stauden und Hecken, und unzählige Schwärme zahmer Amseln hielten ihre Gesänge in diesen Revieren.

„Gefällt es dir hier, Georg?“ fragte endlich der Doctor; „hörst du, wie diese Vögel uns flehend ansingen, sie zu braten und zu verspeisen? Selbst die saftigen Granaten wollen ein gutes Wort bei uns einlegen, sie zu vermenschlichen. Sucht doch Alles in der Welt eben so gut, wie eine heirathslustige Dirne, ein honettes Unterkommen!

„Man könnte hier, man wüßte nicht, wie, ein Dichter werden; und schon fühle ich über mich eine gewisse Begeisterung kommen!“

„Wirst du ein Dichter," versetzte Georg, „so will ich ein Narr sein!"

„Du bist einer," entgegnete Voland; „denn wirklich habe ich mich endlich bekehrt; das Lyrisch-didaktische sagt mir zu; ich habe eben ein herzinniges Lied gemacht!"

„So werde ich irre an dir!" rief Georg; „wirst du mir es vergönnen, dich als Dichter zu bewundern?"

„Ich fühle," erwiederte Voland, „schon in allen meinen Gliedern die Dichtereitelkeit jucken, heraus muß es, wie der Korkstöpsel vor der fixen Luft; denn das Zerplatzen ist kein Spaß."

Er hob sich im Sattel aufrecht empor, und begann vorzutragen:

„Es wuchs des Wurmes Keim
In Gährung und in Leim,
Bis ein Lebend'ges wabbelt,
Im Sonnenscheine krabbelt.

Wenn es nun recht im Gang,
Fühlt es den Sehnsuchtsdrang,
Nach Oben und nach Unten,
Bis Liebchen es gefunden.

Die Augen thät's verdreh'n,
Und in den Himmel seh'n;
Der Gotteshuld gewärtig
Wird neues Leben fertig.

Doch giebt's nicht nur ein Frei'n!
Auch will gestorben sein;
Es hofft zum bessern Leben
So engelhaft zu schweben.

Doch wie ein lust'ger Schmaus,
Ist auch mein Liedchen aus;
Wie die Natur uns lehret,
Wird Wurm vom Wurm verzehret."

„Du bist ein Lästerer!“ rief Georg; „und dein Lied ist abscheulich.“

„Bedanke mich für gnädige Recension!“ versetzte lachend der Doctor.

Georg blickte forschend nach der Ferne hin; endlich fragte er: „Zeigen sich nicht dort Kuppeln von Moscheen mit unzählichen Minarets?“ —

„Es ist Schiras,“ versetzte der Doctor, „wo der Dichter Hafis einst geschmachtet, geliebt und prächtig genossen hat.“

Bald zogen Schaaren von Reitern, bald Caravanen mit schwerbeladenen Kameelen, bald betende Derwische an ihnen vorüber.

An einer Menge großer, lieblich verzierter, blühender Gärten vorbei, gelangten sie endlich in der Stadt und in der besten Karavanserei darin an.

Ein gesprächiger Aufwärter hatte bald ihre Pferde versorgt, und brachte ihnen nunmehr in ihr Gemach Teppiche, Zuckerkuchen, Kaffee und Tabackspfeifen, und hockte sich zu ihnen, wie ein Kameel, auf seine Fersen hin.

„Ya! Ali,“ sagte der Doctor vor sich hin.

„Das ist sehr brav von Euch,“ begann munter der Perser, „daß Ihr nicht zu dem verfluchten Omar gehört; Euch soll kein persischer Löwe ein Leid zufügen! — Wißt Ihr was Neues?“ —

„Das wollen wir von Euch wissen,“ versetzte Georg.

„Oh! bei uns giebt es in diesen Tagen viel zu laufen, zu hören, zu rennen, zu sehen! Ya, Ali! Ihr seid Kinder des Tags, daß Ihr zu dieser Zeit nach Schiras kommt! Die Weisheit unsers Königs gedenkt die schönste seiner Töchter, sein Busenkind, zu verfreien.

„Wie viele bewerben sich um ihre Hand! Armenische, türkische, arabische Prinzen, ja! Fürsten aus allen Weltgegenden sind hierher gekommen, um diese Rose in ihre Heimath überzupflanzen.

„Denkt nun, welches Licht der Weisheit das Haupt unseres Königs überstrahlt hat! Um Keinem von diesen Fürsten wehe zu thun, und dennoch dem Fürsten Dalla, dem Khan von Kurdistan, welchem er vor Allen deswegen wohl will, weil er der trefflichste Roßtummler und Speerwerfer ist, seine Tochter gewinnen zu lassen, hat er einen Ferman ausgehen lassen: daß derjenige, welcher auf des Königs wildestem Rosse dreimal im Kreise umherreite, indem er ein vorgestecktes Ziel mit dem geschleuderten Wurfspieße treffe, sein Eidam werden solle. Nun merkt Euch, der König hat ein edles Roß, welches aber, außer dem Khan von Kurdistan, Niemand bändigen und reiten kann, und daß Niemand, außer ihm, bessere Speerwürfe jemals vollbracht hat; und nun rathet einmal, wer mit dem weißbestäubten Barte glücklich Schiras' gazellenaugige, rosenwangige, und schneeüberleuchtete Fürstin als seine Braut heimführen wird?

„Morgen aber ist der Tag des großen Wettkampfes! Das wird eine Herrlichkeit sein!“

„Freund,“ sprach der Doctor zu Georg, „hier ist Gelegenheit, unser Tagebuch mit dem schönsten Abenteuer, welches nur je einem irrenden Ritter widerfahren konnte, zu bereichern! — Du mußt dem edlen Khan von Kurdistan die Braut abgewinnen!“

„Das will ich und kann ich nicht!“ versetzte Georg; „wie sollte ich mir selbst und meiner Liebe je untreu werden? Hättest du je Aquilina gesehen, du würdest von einem solchen Antrage geschwiegen haben.“

„Nun," antwortete der Doctor, „ist doch das Kind gleich außer sich! und übrigens dürfte eine wirkliche Prinzessin, zumal wenn sie schön ist, immer noch annehmbarer sein, als eine Traumprinzessin; so wie eine gebratene Taube, welche ich vor mir wahrhaftig auf dem Teller liegen habe, mir wenigstens lieber ist, als eine, von welcher ich träume, und an deren Brust die Devise: „Friß mich nur nicht!" meinen Hunger nicht stillt. Uebrigens ist es ärgerlich, daß jeder Mensch, in einer Hinsicht wenigstens, seinen Antheil Wahnwitz hat, selbst den verständigsten nicht ausgenommen! Daß du aber deine Narrheit an einem Stückchen Metall und Stein, wie dein Ring ist, auslässest, wird mich ewig kränken. Wenigstens hätte ich schon längst versucht, was denn eigentlich dahintersteckt. So eine ungewisse Lage ist das Langweiligste, was ich kenne! Schlimmsten Falles aber würde sich das hübsche Gespenst, nach deinem eigenen Vorgeben, in ein niedliches Menschenkind verwandeln, mit welchem sich eher ein verständiges Wort reden ließe. Georg! wir wollen uns darüber nicht zanken, aber dieses Abenteuer laß' nicht hingehen, nur des Spaßes halber nicht. Ich weiß, daß dir in solchen Künsten, wie Reiten, Schießen, Schleudern, Fechten und was dem mehr ist, Niemand gleich kommt. Denkst du denn, der König würde dir, dem Fremden, seine Tochter zum Weibe lassen? — Wenn du obsiegst, so gilt es nur ein Wort und wir gehen wieder, wohin uns eben der Sinn steht!" —

„Wie soll ich mich dem Könige vorstellen? und wird er mir die Mitbewerbung um seiner Tochter Hand gestatten?" versetzte Georg.

„Laß' dieses meine Sorge sein, bedenklicher Mensch,"

entgegnete Voland; „morgen früh gehe ich als dein Gesandter zu ihm und das Uebrige wird sich geben.“

So schien Alles abgemacht und Georg war, durch einen gewissen Hang zu Abenteuern, welchen der Doctor aufzureizen und zu leiten wußte, hingerissen, durch eine rücksichtslose Herzensgüte, welche zumal Bekannten und Freunden nicht gern zuwider sein mochte, und durch eine unbedingte Dankbarkeit, welche er der wahrhaft fürstlichen und zugleich höchst zarten Großmuth seines Gefährten schuldig zu sein glaubte, zu jedem Gegendienste bestimmt, jetzt nur ein Vasall, ein Werkzeug dieses zweideutigen Menschen.

Während sich Beide heimlich über ihren Plan besprochen hatten, war der alte Perser wieder abgetreten. Jetzt bekamen sie neue Gesellschaft. Ein kleiner, gelber, kahlköpfiger Derwisch kam herein. Nachdem er viele unverständliche Worte vor sich hergemurmelt hatte, trat er dicht vor den Doctor Voland hin und sprach: „Ali befiehlt dir durch mich, seinen Knecht, mir sogleich die Summe von tausend Tomans auszuzahlen! Darum ist es jetzt Zeit für dich, die Schnuren deines Beutels zu ziehen und freigebig zu sein! Hädsch! Hädsch!“ — Ein dort gebräuchlicher Laut, durch dessen widerliche und fortwährende Wiederholung diese Leute sich das geforderte Almosen zu erpressen wissen.

„Und wenn ich dir nun Nichts geben mag?“ versetzte der Doctor. „So bleibe ich hier so lange, bis du dennoch tausend Tomans mir bezahlst.“ „So bleibe, verrücktes Unthier,“ rief der Doctor, „bis zum jüngsten Tage!“ —

Alsbald hockte der Derwisch an der Thüre sich nieder auf seine Fersen und begann mit häßlicher Stimme in Einem fort das „Hädsch! Hädsch!“ abzuschreien.

Vergeblich bot ihm Georg nach einer Weile seinen Geld-

beutel an; der Derwisch aber zeigte auf den Doctor, welcher, ruhig seine Pfeife schmauchend, ihm gegenüber saß, und schrie ohne abzusetzen in Einem fort mit kreischender Stimme seinen widerlichen Laut.

„Voland!" sprach Georg, indem er sich auf das Lager streckte, „schaffe das Ungethüm fort; ich möchte gern ein wenig schlafen."

„Laß' ihn doch!" entgegnete dieser; „mich hat lange Zeit Nichts so, wie diese Creatur, erquickt, dieses Ebenbild Gottes. Willst du aber schlafen, so drücke die Augen zu, der Kerl soll aufhören zu schreien!" Sogleich reckte auch Voland seine Pfeifenspitze hinüber zum Derwisch, machte ihm ein Zeichen vor dem Munde und sprach:

„Reiß' das Maul nur hin und her,
Schalls und Unsinns sei es leer!"

Wüthend geberdete sich der Derwisch, wie sehr er aber auch seinen Mund aufreißen mochte, so konnte er doch keinen Laut mehr von sich geben.

Georg lachte und sagte: „Doctor! mit diesem Kunststücke könntest du dich bei manchem Cabinette empfehlen; du bist ein geborner Minister, wenn du die Schreier im Volke stets so zur Ruhe bringen könntest! — Man sollte aber einen solchen Derwisch nach Deutschland schicken und sein Lebelang durch alle Städte, Dörfer und Weiler: „Einheit! Einheit!" schreien lassen; vielleicht brächte die Unvernunft die Leute zur Vernunft!"

„Das wäre zum Ueberfluß," versetzte Voland; „denn wär's mit Schreien abgethan, so hätte es dort nicht daran gefehlt."

Nach einer Weile schlief Georg endlich ein. Wie er

aber um Mitternacht einmal wieder erwachte und die Augen aufschlug, sah er immer noch den Derwisch an der Thüre kauern, einem chinesichen Pagodenbilde gleich, mit dem Kopfe beständig wackelnd und die Augen verdrehend und mit grimmig höhnendem Gesichte Voland ihm immer noch gegenübersitzend.

Zweites Capitel.

Er schlief von Neuem ein und erwachte erst wieder, als ihn Voland weckte. Im prächtigen, persischen Prachtkleide stand er vor ihm da. Einen rothen Mantel, mit feinem Pelz verbrämt, hatte er um sich geworfen, an seinem goldgestickten Gürtel hing ein Dolch, dessen Griff von Diamanten funkelte. Eine schwarze Persermütze, um welche ein bunter Shawl aus Cachemir gewickelt war, saß ihm auf dem Kopfe.

„Bin ich so würdig, dein Gesandter zu sein, mein Prinz?" fragte Voland. „Ich gehe jetzt in den Pallast. Hier ist ein Packet Kleider und noch anderes Zeug, welches du als Fürst gebrauchst. Ich schnoberte diesen Morgen schon in der ganzen Stadt herum. Bereite dich unterdessen vor; denn bald werde ich dich abrufen. Der dumme „Hädsch" dort kann dir unterdessen die Zeit vertreiben!" Mit diesen Worten verließ er das Gemach. Kaum aber hatte sich Georg in die prächtigen Gewänder, welche ihm Voland besorgt hatte, geworfen und den herrlichen Säbel umgeschnallt, so kam dieser schon wieder zurück und rief: „Hurtig auf's

Pferd! Der König zeigt seinen Witz in Galla. Eben zieht der ganze Hofstaat mit den Heirathscandidaten hinaus auf die große Aue vor der Stadt. Du wirst dem erleuchteten König dort vorgestellt." Georg war ganz Feuer und Leben.

Zwölf königliche Officiere hielten vor der Karavanserei, ihn zu begleiten. Schnell warfen sich Beide auf ihre Pferde und jagten zum entgegengesetzten Thore der Stadt hinaus, wo ihnen die gellende Kamunscha und wirbelnde Trommeln das Fest verkündeten. Eine unermeßliche Menge blaubärtiger Perser drängten sich mit hinaus.

Unfern vor der Stadt sah man eine Bühne aufgeschlagen. Sie war überall mit vielfarbigen, hellen Cachemirshawlen behangen. Vor diesem Gerüste befand sich ein freier, kreisartiger Raum, der sich, dieser Bühne gegenüber, in eine weite Bahn eröffnete. Jeden zehnten Schritt stand an dieser Rennbahn ein geharnischter Soldat, der andrängenden Menge zu wehren. Auf dem höchsten Punkte dieser Bühne unter seidenem Baldachine saß der bärtige König in einem mit Goldschnüren und Perlen abenteuerlich gestickten Mantel. Eine hohe, mit kostbarem Gesteine besetzte Cylinderkrone, über welche eine leichte, mit Diamanten geschmückte Feder sich erhob, belastete sein Haupt. Um ihn herum saßen in glänzenden Gewändern die Großen des Reichs, hinter ihm standen in Sammt und Seide seine Pagen.

Als Georg und Voland, von den königlichen Officieren begleitet, herbeikamen, wich das Volk ehrerbietig zurück.

Der Erzschatzmeister führte sie zum Könige, der mit gnädigen Blicken den schönen, fremden Jüngling musterte. „Ihr seid der Fürst aus Fantasienland?" fragte er huldreich.

„So ist es, Allergnädigster!" antwortete Voland für Georg. „Es steht Nichts im Wege," versetzte der König,

„daß der edle Fürst sich den übrigen Bewerbern anschließe.“

Hierauf verneigten sich Beide und Georg begab sich hinunter zu den übrigen Freiern, welche am Fuße der Bühne standen.

Jetzt begann auf den Wink des Königs eine schmetternde Musik, während sechs Reitknechte ein ungestümes, fast unbändiges Roß, dessen Augen, wie Feuer, leuchteten, herbeigeführt brachten.

Zu gleicher Zeit maß ein Krieger dreihundert Schritte vorwärts ab und stellte eine Stange, welche sich in einem auf der Spitze derselben angebrachten, schwarzen Knopfe endigte, als Ziel zum Speerwurf auf.

Der Prinz von Armenien war der Erste, welcher sich dem Rosse nahte; aber kaum hatte er es bei der Mähne gefaßt, so schleuderte ihn das wüthende Thier so hart an den Boden, daß er besinnungslos aus der Rennbahn hinweggetragen werden mußte. Nicht besser erging es dem Nächsten.

Wiederum erhob sich die ermuthigende Musik und stolz und hoch schritt Dalla, der Khan von Kurdistan, in den Kreis vor. Mit einer eigenen, kräftigen Behendigkeit, dem Sprunge eines Löwen vergleichbar, warf er sich auf das bäumende Roß. Sein Waffenmeister überreichte ihm den Speer. Wie sich das Roß auch geberden mochte, so wußte er es doch so weit zu bändigen, daß er endlich den Speer wuchten und schleudern konnte. Er hatte so richtig gezielt, daß er beinahe die schwarze Kugel des Ziels getroffen hätte, wenn er nicht zu kurz abgekommen gewesen wäre.

Ein allgemeines Geschrei des Beifalls erschallte rings. Er übergab das schäumende Roß den Knechten und begab sich zum Könige auf die Bühne.

Abermals ertönte die Musik und Georg Venlot ging auf das Roß, welches wüthend Sand und Steine mit den Hufen vorschlug, ruhig und fest zu. Er gab ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und sanft, wie ein Lamm, stand das edle Thier. Flink warf er sich in den Sattel und, wie im Tanze, trug es seinen Reiter im Kreise blitzschnell herum. Georg wuchtete und warf den Speer. Mitten im Knopfe des Zieles stak er fest. Schnell reichte ihm Voland einen zweiten Speer; Georg schleuderte ihn, und den Schaft des zuerst geworfenen zersplitternd, spaltete der Speer die Kugel auseinander und flog dann noch weit darüber hinaus.

Alles schrie verwundert und jauchzend empor; nur Dalla kniff zornig die Lippen ein. Im Triumphe zur linken Hand des Königs zog Georg, da die übrigen Fürsten sich nunmehr im Voraus für besiegt erklärten, in die Stadt zurück. Prächtige Zimmer wurden im königlichen Schlosse ihm zur Wohnung angewiesen.

Er fühlte sich in peinlicher Verlegenheit. Voland aber tröstete ihn lachend und sprach: „Jetzt kommen asiatische Hofkniffe an die Reihe, und ich bin gespannt, wie dumm oder wie fein wir Beide verabschiedet werden.“

Drittes Kapitel.

Der König hatte seine Räthe um sich versammelt. Zornig fuhr er sie an: „Ich sollte Euch köpfen lassen; denn Euer Rath war schlimm, und Ihr habt mich und Dalla be-

trogen! Ein unbekannter Fremdling, der uns Nichts nützen kann, hat nunmehr gesiegt."

Demüthig hockten auf ihren untergeschlagenen Fersen die Betroffenen um den zürnenden Herrn umher und machten lange Gesichter.

Endlich begann der Aelteste unter ihnen: „Herr, du hast zu gebieten über unser Gut und Blut, über Fuß und Haupt; dein Odem macht lebendig und todt! Es steht nur in deinem Willen, ob du dem Fremdling die erhabene Schönheit deiner Tochter überlassen willst, oder nicht!"

„Dies ist eine kluge Rede!" rief der König; „fahre fort!"

„So laß' denn, Herr und König! die Freier vor dich kommen und geruhe, ihnen zu sagen: daß nur der den Sonnenabglanz deiner Tochter verdiene, welcher unter ihnen des Schönsten, was ihm eigen sei, sich zu rühmen und binnen drei Tagen die Wahrheit seiner Rede zu beweisen vermöchte."

Dieser Rathschlag gefiel dem Könige ungemein. Er ließ die Fürsten, und mit ihnen Georg vor sich kommen und trug ihnen seinen Willen vor.

Alsbald begann der Eine seine schönen Schlösser, der Andere sein Roß, ein Dritter den Reichthum seiner Schatzkammer, und ein Anderer Anderes zu erheben. Nur Georg schwieg zu diesem Allen. Spöttisch fragte ihn endlich der Perserkönig, ob er denn gar keines Besitzes sich zu rühmen habe. Gleichgültig antwortete Georg: „Ich rühme mich meiner Dame; denn eine schönere giebt es in aller Welt nimmermehr."

„Zittere, Verwegener!" schrie der beleidigte König; „du sollst meine Tochter Amasia sehen und bekennen, daß, wie

die Sonne den Mond an Glanz, nicht minder ihre Schönheit die gepriesene Dame übertrifft."

Auf seinen Befehl ward die Fürstin in den Saal hereingebracht. Obgleich die zarte Gestalt verschleiert war, so konnte man dennoch den wonnigen Bau der Glieder erkennen, indem sie sich durch die Reihen der Männer hindurchbewegte.

Der König schlug den Schleier von ihrem Gesichte zurück.

Wie eine erblühende Rose, die mitten durch das dunkle Laub herausglüht, war die liebliche Jungfrau anzusehen. Magdelich schien sie vor holder Scham in sich zusammen zu sinken. Schüchtern schlug sie die feurigen, schwarzen Gazellenaugen zu Georg, leise erbebend, auf.

Gebieterisch sprach der König: „Verräther, bekenne, daß du ein Thor gewesen bist und entweiche beschämt von hinnen!"

„Herrlich, wie der Stern der Liebe, lieblich, wie die Orangenblüthe, blühend, wie die Morgenröthe," versetzte Georg, „steht die holde Amasia vor mir; allein was ich behauptete, beruht dennoch in der Wahrheit."

Der König hieß Amasia entfernen. „So schwöre ich denn beim Barte des Propheten," rief er außer sich, „daß du sterben sollst, noch ehe die Sonne dreimal untergeht, wenn du nicht deine freche Behauptung wahr machst."

„Es gilt hier deinen und meinen Ruhm, Aquilina!" sprach Georg für sich; — „könntest du mir verzeihen, wenn ich dich ersuchte, meine Ehre zu retten? Gewiß, Geliebte! — du kannst mir verzeihen!"

„Seht," riefen Mehrere umher, „wie der Prahler jetzt bestürzt ist!" „Bekenne, daß deine Dame gegen Amasia nur

eine gemeine Magd ist," rief der König, „so will ich dennoch mit deiner Thorheit Mitleid haben und dich ziehen lassen!"

Dieses entschied über Georg. Er drehte den Ring und flüsterte: „Aquilina!" — Aber kaum hatte er den Bann vollzogen, so fuhr ein unbändiger Schmerz durch seine Brust, als wollte sein Herz sich von ihm lösen.

Die Thüre des Saales ging auf und herein kam eine schöne, in Gold und Seide gekleidete Jungfrau. Sie trat vor den Thron des Königs hin und verneigte sich. Kaum vermochte der König sein Auge von dieser holden Gestalt hinwegzuwenden.

„Fremdling!" sprach er, „wenn diese deine Dame ist, so hast du nicht geprahlt."

„Es ist nur ihre Botin, abgesandt, uns von ihrer Ankunft zu benachrichtigen!" entgegnete Georg.

Abermals ging die Thüre auf und eine andere, noch schönere Jungfrau kam herein.

Entzückt saßen alle die Fürsten umher; der König stand, von ihrer Schöne bezaubert, auf, ihr entgegen zu gehen; Georg aber sprach: „Bemüht Euch nicht, es ist nur eine Dienerin meiner Dame."

Jetzt ertönte eine Musik von Flöten und eine verschleierte Jungfrau kam langsam und wie im Schweben herein. Wie sie dem Könige gegenüber war, schlug sie die Schleier zurück. Vor dem Glanze ihres Antlitzes, welches zu unsterblichen Wonnen geformt und auf dem ein rosiges Leuchten geheimnißvoll zu schweben schien, erschracken alle die Männer umher.

„Verzeihe mir, höchste der Houris!" sprach huldigend der König. Seine Augen waren ihm geblendet.

Aquilina aber wandte sich zu Georg: „Armer!" flüsterte

sie, „also mußtest du mich doch unglücklich machen? Nun muß ich auf ewig von dir scheiden! Du hast gränzenloses Herzeleid über mich gebracht, und dennoch bedauere ich dich, du Guter! — So lebe denn wohl, geliebter, böser Mann! Ade, auf ewig!“ Thränen rollten über ihre erbleichenden Wangen.

Georg stand besinnungslos und in sich selbst vernichtet. Sie drückte seine Hände an ihr Herz, und legte sich im tiefen Seelenleide mit ihrem lockigen Haupte an seine Brust. Er sank in die Kniee.

Schmerzlich sah sie ihn noch einmal an, faßte sein Haupt, küßte seine Stirne, wandte sich und wandelte mit ihren Frauen zum Saale hinaus. Der unglückliche Georg stürzte ihr vergeblich nach. Er fand nirgends mehr von ihr eine Spur.

Als einziges Denkmal ihrer Liebe und seines Vergehens, war ihm nur der Fingerreif, dessen Stein sich aber unerklärlich getrübt hatte, und helle Thränen des Leides und der Reue geblieben.

So zog er von Schiras, wohin er im freudigen Stolze den Abend vorher gekommen war, arm, verlassen, und an Herz und Geist zerrüttet, hinaus. Doctor Voland war nicht bei ihm.

Vergeblich hat er sich später bemüht, Ruhe und Frieden zu gewinnen. Einsam und traurig steht er in diesem Leben da. Kein Herz vermag ihn und sein Leid zu begreifen.

Bei seiner Heimkehr zur väterlichen Heimath, erfuhr er, wie seine Verwandten mütterlicher Seite sein Erbgut sich angemaßt, verkauft, und den Erlös davon unter sich getheilt hatten.

So brach mit dem Unglücke auch Armuth und Elend über ihn herein. Er soll sich jetzt dürftig und kümmerlich von Romanschriftstellerei nähren.

Heinrich schlug das Buch zu und sprach nachdenkend: „So märchenhaft auch das Ganze behandelt ist, so springt dennoch daraus eine so schneidende Wahrheit hervor, daß ich mich in meiner innersten Seele davon ergriffen fühle."

„Ich wüßte nicht, was man Gescheites in diese Geschichte hineinerklären könnte", erwiederte Rudolph.

Lina erhob sich und sprach in holder Verwirrung: „Welcher Mensch fühlte nicht zur Stunde, wie er einst ein unnennbares Heil, das durch seine Schuld ihm verloren gegangen ist, besessen habe? Wem hat nicht in seiner Seele je eine Blume geblüht, welche auf ewig versunken scheint, und dennoch zuweilen wieder in sehnsüchtigen Träumen aufblitzt in hellen Farben und süßen Düften. Ohne eine solche gesteigerte Sehnsucht nach diesem verlor'nen Heile unserer Seele, kann ich mir gar kein Dichten denken."

„Du hast aus meiner Seele gesprochen, Schwester!" versetzte Heinrich. „Jedem Menschen wird einmal der reine Blick der Seligkeit, welcher alle Wonneschauer der Ewigkeit ausschüttet, in Vorahnung und in der reinsten Stunde jugendlicher Unschuld zu Theil; aber ein jeglicher muß auch einmal diese tiefste Reinheit seiner Seele verlieren, um sie durch kräftiges Kämpfen wieder herrlicher zu erstreiten und mit Kraft und Selbstbewußtsein zu bewahren. Ist dieses nicht endlich die Grundidee unserer Religion? Und ist nicht endlich diese Geschichte Venlot's nur ein veränderter Mythos vom Sündenfalle?"

„Wer von Euch das Wahre getroffen hat, weiß ich einfältiges Mädchen freilich nicht,“ versetzte die fröhliche Mathilde; „so viel aber ist gewiß: wir sind immerhin dem Dichter Dank schuldig, daß uns bei seiner Novelle der Abend schneller und schöner vergangen ist, als es sonst der Fall gewesen wäre!“

Die übrige Gesellschaft stimmte ihr bei. Man brach endlich auf und unter herzlichem Abschiednehmen und gegenseitigem Versprechen, bald wieder zusammen zu kommen, ging es fröhlich auseinander.

Nur zwei Seelen aus dieser Gesellschaft dachten noch fernerhin an diese wunderliche Geschichte.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Einige Wochen nach dem Johannisfeste wanderte Heinrich, um das Freie herzhaft zu genießen und mit Frühlingsodem seine Brust zu füllen, hinaus auf die grünenden Gefilde.

Glühend hatte die Sonne den ganzen Tag lang über der Erde gebrütet. Jetzt aber stiegen im Südwest dunkle Wolkenhaufen herauf und zogen die heiße Sonne, als ein rothes Herz, in ihren Busen hinein. Nichts wagte sich auf der weiten Flur zu regen, als nur dann und wann ein schüchternes Lüftchen, welches über die Spitzen des Getreides lief, als suche es sich irgendwo in einer Blume zu verstecken.

Heinrich schien von dem Allen Nichts zu bemerken; er zog an dem Saume des Waldes, welcher an die Felder vorstieß, gedankenvoll hin. Die Geschichte, welche er neulich vorgelesen hatte, wollte nicht aus seinem Gedächtnisse verschwinden. Erinnerte er sich doch so ganz deutlich an den Jüngling, welchen er auf dem St. Bernhardin getroffen, mit welchem er sich in so kurzer Zeit herzlichen Beisammenseins zu ewiger Freundschaft zusammengelebt hatte;

und dennoch konnte er sich es nicht erklären, wie diese schöne Scene seines Lebens auf eine solche Weise in ein solches sonderbares Märchen mit verflochten sein konnte. —

Seitdem er sich selbst in dieser Gesellschaft fremdartigster Gestalten in jenem Buche wiedergefunden hatte, war es ihm, als müßte er an seinem wirklichen, einfachen Dasein zweifeln.

So mag es einem Menschen zu Muthe sein, der gemächlich in seinem Zimmer sitzt, und zu dem herein jetzt ein Fremder tritt, bei dessen erstem Anblick er sich sagen muß, daß dieser sein bester Bekannter, sein Freund, sein erster und einziger sein müsse, ob er gleich sich nicht erinnern kann, wo und wie er ihn einst getroffen habe. Er fragt bestürzt nach dem Namen des Eintretenden, und freundlich lächelnd nennt der Fremde den eigenen Namen des Fragers, dem zugleich der gegenüberstehende Spiegel zeigt, wie sein Selbst sich dreimal im Zimmer befinde.

Während Heinrich in ähnlichem Irrgarten des Denkens vergeblich einen Ausweg suchte, drang vom nahen Felsen her, an dessen Fuße die Landstraße vorüberzog, der Klang einer Laute. Eine kräftige, männliche Stimme begann, sich im Gesange zu erheben. Er stand still, horchte aufmerksam zu und vernahm folgendes Lied:

„In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längst vergang'ne Glück.

Lüfte, die Ihr in den Bäumen,
Leise flüsternd, weiter eilt,
Wißt Ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerschönste weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felsenwand,
Klagend scheinen sie zu sprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entflieh'n,
Ueber Erd' und Himmel eilen,
Ich nur langsam weiterzieh'n."

Jetzt schwieg der Sänger. Heinrich bog sich um die Felsenecke herum und sah unten auf einem Blocke einen Wanderer sitzen, welcher zu seinen Füßen den Reisestab über seinem Bündel, und eine Laute, auf welche er nachdenkend das Haupt hinunterbeugte, auf seinem Schoße liegen hatte. Noch bedeckten sein Gesicht die langen, herunterhängenden Locken. Heinrich ging auf ihn zu. Der Fremde sah empor, und Heinrich glaubte vor Ueberraschung in die Erde sinken zu müssen; denn dieses war Georg Venlot's Gesicht.

Dieser stand von seinem Sitze auf, eine freudige Röthe trat in sein Gesicht, und er nahte sich ihm, der noch immer sprachlos da stand, mit der Frage: „Bist du nicht mein Freund Heinrich Meier?" Und alsbald umarmten sich die beiden Jünglinge, und ihre Augen glänzten in freudigem Wasser.

„Willkommen! Willkommen!" jubelte Heinrich; „so hast du dich doch endlich entschlossen, mich einmal aufzusuchen? Wie oft, ja täglich habe ich, seitdem wir am Ufer des Comersees uns trennten, an dich gedacht! Nicht wahr, nun bleibst du auf lange Zeit bei mir? Glaube mir, Freund! man findet eher die Beruhigung des Gemüths im engen Kreislauf des Lebens, als im Lärme großer Verhält-

nisse! Sprich, wo bist du unterdessen herumgewandert? Hast du deine Wanderlust endlich gestillt?" — Mit solchen Fragen und Ausrufungen überstürzte Heinrich, aufgeregt und erhitzt, seinen Freund.

„Von Elend, äußerer und innerer Noth," versetzte dieser, „gehetzt, wie ein Wild, komme ich über die Berge herüber zu dir! Seit ich dich nicht gesehen — es sind wohl vier Jahre unterdessen vergangen — habe ich beinahe die halbe Welt durchwandert, — Afrika und Asien vorzüglich.

„Wie ein Gott der Erde, von Vermessenheit das ganze Herz voll, hob ich mich weit über alle menschlichen Verhältnisse empor; auf einmal brach mein Himmel über mich zusammen und begrub mich mit seinen widerlichen Scherben.

„Als Bettler kam ich wieder heim. Mir gehört nicht einmal der Stein, welchen ich unter mein Haupt lege, um darauf zu schlafen. Heinrich! ich bin ganz vernichtet und zertreten. Wenn ich mich nur wenigstens am Glauben meiner Väter emporrichten könnte! —

„Allenthalben bewarb ich mich in meinem Vaterlande um ein Amt. Ich hatte keine Gönner, keine Empfehlung, als mich selbst, und wurde überall höflich abgewiesen.

„Endlich trat ich in den Sold der Muse, nachdem ich ihr früher in edelster Begeisterung gedient, ja! sie mein genannt hatte. Was ich lange in mir gehegt und gepflegt, daraus suchte ich eine Welt zu bilden und sie auf einem festen Knaufe emporzuheben. Es ward ein Trauerspiel. Wie Alles, so tüchtig, als immer möglich, zusammengestellt war, sandte ich es an die Bühne meines Vaterlandes zur Aufführung. Mir fehlte der Namen; es liegt noch heute dort, während ich beinahe verhungert wäre, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, bei einem Advocaten um Lohn zu schreiben.

„Von Neuem begann ein in sich abgeschlossener Kreis von Gestalten in mir klar hervorzuquellen, zu treiben und mich zu drängen. Mit eigener Lust und Liebe ward das Gedicht vollendet. Ich hatte es leider in Versen und Reimen geschrieben und Sinn für die Musik des Rhythmus vorausgesetzt; und dies war ein arger Mißgriff!

„Kein Buchhändler mochte es sich unterfangen, dieses Gedicht herauszugeben. Ich konnte es dem Kaufmanne nicht verdenken. So wie das deutsche Volk, als solches, selbst ein formloses ist, und die einzelnen Staaten Deutschlands nur zusammengekehrte Haufen von Individuen sind, und mithin Jeder von ihnen nur ein Ganzes in der Idee, nicht aber an und für sich selbst ist, eben so wenig kann auch überhaupt der Deutsche einen Sinn für eine große poetische Abgeschlossenheit in der Einigung des Stoffes mit der Form gewinnen. So wie sein ganzes Dasein ein fragmentarisches ist, ebenso kann er nur durch die formlose Masse ergriffen werden. — Meine Handschrift loderte im Feuer auf.

„Ich glaube, meine Nase war damals um einige Zoll auf einmal länger geworden; ich stieß an jeder Ecke damit an. Nun sagte ich allem Weltruhme ein herzliches Lebewohl und schrieb, des Gelderwerbes halber, meine eigene Lebensgeschichte, in ein Märchen verknetet. Aus Barmherzigkeit nahm diese Sache ein Buchhändler mir ab und bezahlte dafür — meine Schulden.

„Nunmehr schüttelte ich, ein unglückseliger Poet, der sich ohne Beruf zum Altar der Muse gedrängt hatte, die Erbärmlichkeit dieser Existenz von mir ab. Als ein Bettler komme ich zu dir, mein Freund! Du weinst, Heinrich? — bin ich doch endlich bei dir,. und schaue in deine klaren, frommen, herzigen Augen!“

„Was hast du Alles ertragen, du Armer!“ versetzte Heinrich sehr bewegt. „Warum bist du nicht früher zu mir gekommen? Du hast nicht an meine Freundschaft geglaubt! Jetzt aber, Flüchtling, halte ich dich fest! An deinen theuer errungenen Erfahrungen mußt du mich belehrend vorüberführen; du mußt bei mir bleiben und Neues fördern, so wie es nur immer möglich ist!“

Sie waren unter diesen Gesprächen durch das Thor des Städtchens gegangen. Schon dämmerte der Abend heran. Die Donner des nahenden Gewitters begannen zu rollen und der Sturmwind jagte den Staub durch die Straßen, während dann und wann ein schwerer Regentropfen herunterfiel. Heinrich's Vater, der weidliche Mann, stand freundlich unter der Hausthür und bewillkommnete herzlich den Freund seines Sohnes.

Zweites Capitel.

Der alte Herr Meier hatte nahe bei der Stadt ein hübsches Häuschen, welches in der Mitte seines geräumigen Gartens lag. Er hatte es für seinen Sohn bauen lassen, in der Absicht, daß er sich mit der Zeit ein holdes Weib gewinnen und mit ihr dort in erfreulicher Umgebung, in den schönen, nach Sonnenaufgang zu gebauten Zimmern wohnen und ein erquickliches, ruhiges Dasein genießen möchte. Heinrich aber war bis jetzt unbeweibt geblieben und die Hoffnung, daß er sich zu einer solchen gewünschten Veränderung bequemen möchte, schien immer mehr zu ver-

schwinden. So stand dieses Wohnhaus, die schönsten Sommermonate ausgenommen, wo sich Heinrich manchmal einige Wochen dort aufhielt, fast immer unbewohnt. In diese Wohnung zog dieser jetzt mit seinem Freunde Georg. Die oberen Zimmer räumte er ihm gastfrei ein; während er selbst nur das große Zimmer im Erdgeschosse für sich behielt.

Georg fand mit Allem, was er nur wünschen konnte, sein Zimmer ausgestattet und verziert. Schöne Kupferstiche schmückten die Wände, lange, gestickte Vorhänge die Fenster, und selbst der bunte Teppich auf dem Fußboden gab dem Ganzen ein zierliches Ansehen.

Von den Fenstern aus konnte er die Aussicht auf die schönen Kornfluren, und von der andern Seite auf das freundliche Städtchen genießen. Nicht minder angenehm war die nächste Umgebung des Hauses.

Eine Quelle, welche unter einem in der Ecke des Garten stehenden Felsenstücke hervorquoll, war in einem mit Steinen sauber ausgelegten Graben an der Einfassung der Beete zur Bewässerung derselben hingeleitet, und weckte mit ihrem geschwätzigen Plätschern den Gesang der Vögel umher in den Baumwipfeln. —

Bald hatten sich Georg und Heinrich zusammen hier eingerichtet. Gewöhnlich ließ Heinrich durch die alte Haushälterin, welche in der Hinterstube jetzt wohnte, Speise und Trank von seiner Mutter herausbringen. Welche glückliche Tage der Ruhe und der Freundschaft gingen den beiden Freunden hier mit heiterem Lächeln vorüber!

Heinrich hatte seinen Freund in mancherlei angenehme Beschäftigungen verwickelt. Einer Menge tüchtiger, munterer Bürgerknaben lehrte er das Zeichnen, in der Schule die Geschichte des Vaterlandes, dem er bei aller Mißlaunigkeit

auf dasselbe, mit wunderbarer Neigung anhing. Auch im Garten pflanzten die beiden Jünglinge fleißig und warteten der seltenen Blumen, welche Heinrich's Vater aus allen Orten und Enden allmälig herbeigeschafft hatte.

Der ältere Meier wich fast nicht von Georg's Seite, und Frau Meier klagte nur darüber, daß sie, mehr an das Haus gebunden, nicht immer um den Liebgewonnenen sein konnte.

Die einzige trübe Wolke, welche sich gewitterhaft in dieser Zeit über Georg heraufzog, bildete sich aus einem eigenen Verhältnisse, in welchem er zu Lina, Heinrich's Pflegeschwester, zu stehen gekommen war.

Lina hatte vom ersten Augenblicke, wo ihr Georg entgegen gekommen war, nicht verhehlen können, daß der Fremdling einen unauslöschbaren Eindruck auf sie gemacht habe. Minuten lang konnten ihre blauen, schwärmerischen Augen an seinem Gesichte hängen. Zerstreut und gedankenvoll saß sie immer in seiner Gesellschaft da; und dennoch wich sie ihm mit einer wahrhaft ängstlichen Scheu aus, wenn er sich ihr freundschaftlich anzunähern suchte. Selten, und nur dann, wenn sie Georg nicht im Garten vermuthete, ging sie hinaus zu ihren vielgeliebten Blumenbeeten.

Wie aber auch Georg seine Empfindungen zu bekämpfen suchte, so konnte er es dennoch sich nicht abläugnen, daß, wenn er je wieder ein Weib lieben könne, Lina die Einzige sei, welche über ihn Alles vermöchte. Aber er trug sein wunderbares Traumbild zu treu im Herzen, als daß er je hätte wanken können.

Er hatte sich angelobt, an die Verrathene und Verlorene ewig allein und liebend zu denken. Daher kam es,

daß er, diesem liebenswürdigen Mädchen gegenüber, starr, kalt und unempfindlich schien.

So vermieden sich in seltsamer Verirrung diese beiden, für einander geschaffenen Seelen. Nur an festlichen Tagen, wo die übrige Gesellschaft der jungen Leute häufig in dem Meier'schen Hause in der Stadt oder bei Heinrich im Garten versammelt war, trafen die Beiden zusammen. Alsdann hatte aber Georg mannichfaltige Reisebegebenheiten oder alte Sagen und neue Geschichten der muntern Gesellschaft zu erzählen, so daß an ein näheres Bekanntwerden mit der zarten, schüchternen Jungfrau nicht zu denken war.

An einem klaren Morgen saß Georg mit seinem Freunde unten auf der Grasbank im Garten. Er spielte gedankenlos auf der Laute.

Lina war herausgekommen, um Levkoi und Reseda zum duftenden Strauße zu brechen. Wie die schlanke Gestalt des Mädchens, im weißen Gewande, ein blaßrothseidenes Band um den Leib geschlungen, mit dessen langen Enden der Wind spielte, durch die Blumenbeete dahinschwebte, suchten ihn auf einmal die lange und schwer bekämpften Gefühle, welche ihn zu der Liebenswürdigen hingezogen, zu überwältigen.

Er griff stärker in die Saiten und sang leise vor sich hin:

„Es bricht im Fliederstrauche
Gleich blauen Flämmchen vor,
Der Duft vom Blüthenrauche
Steigt in der Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der schönen Lenzesluft
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Brust.

Wie schwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
Zu solcher Frühlingszeit."

Bevor noch Georg dieses Liedchen ausgesungen hatte, war Lina zum Garten hinausgeschlüpft.

Drittes Capitel.

Heinrich saß neben seinem Freunde, sah still und wehmüthig vor sich hin und zerpflückte eine weiße Moosrose, welche er in der Hand hielt.

Georg hatte die Laute neben sich, und seinen Arm um des Freundes Nacken gelegt. „Ich errathe," sprach er, „was dich auf einmal so still gemacht hat." „Nein," versetzte Heinrich, „du hast gewiß keine Ahnung von dem, was ich gedacht oder geträumt habe; doch möchte ich wissen, was du wähnst." „Mit zwei Silben will ich das Räthsel lösen," entgegnete Georg und flüsterte ihm leiser in das Ohr: „Lina!"

„Du irrst," versetzte Heinrich, „du irrst sehr, wenn du glauben solltest, daß ich diese himmlisch Reine je zu meinem Weibe begehren möchte. Dennoch aber mag ich dir es nicht läugnen, daß ich das mir wunderbar von Gott bescheerte Glück, mich durch Lina's Gegenwart von trüber Melancholie gerettet zu sehen, freudig anerkenne.

„Du willst fragen, wie das Alles zusammenhängt? So höre denn die kurze, traurige Geschichte meines Lebens!

Meine erste Jugendliebe galt der Tochter eines armen Gärtners. Sie hieß Elisabeth. Schenke mir die Schilderung aller meiner verliebten Thorheiten, eingebildeter Leiden und süßester Freuden!

„Das Mädchen hing an mir mit einer Innigkeit der Empfindung, welche kaum sich träumen läßt. Es lebte nur in mir und ich in ihm. Wir fühlten uns unglücklich, wenn nur ein Tag verging, an welchem wir uns nicht sehen konnten. In welchen leuchtenden Farben lag damals das Leben um mich her! Unsere Liebe kannte keine Grenzen, und eben deswegen mußten wir zu namenlosem Unglück untergehen; denn der Mensch darf hier nicht glücklich bleiben. Sie gewährte mir Alles; denn ihr ganzes Sein war in ihrer Liebe zu mir aufgegangen. Mein schlimmes Gewissen aber löschte in meinem Herzen alles Feuer der Liebe zur armen Elisabeth aus und gab mir dafür Entsetzen und kalte Reue.

„Ich suchte der Qual meiner Seele dadurch zu entgehen, daß ich auf Reisen ging. Einige Wochen darauf fand ich in einem Briefe, welchen einer meiner Bekannten in Handelsangelegenheit an mich geschrieben hatte, nebenbei erwähnt: „Die hübsche Elisabeth hat man im Floßteiche ertrunken gefunden. Sie ist zwar auf dem Gottesacker in der Stille begraben worden, hat es aber nicht verdient, da es zu beweisen war, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat."

Heinrich seufzte tief auf und Thränen badeten seine Augen. Nach einer Pause fuhr er mit bewegter Stimme fort: „In gedankenloser Verzweiflung zog ich nun in der Welt umher. Alle Geschäfte blieben liegen. Ich wußte fast von mir selbst Nichts, bis sich endlich in einem Augen-

blicke, wo ich auf freiem Felde, von welchem der Thauwind des Februars eben den Schnee hinwegschmolz, bei dem Geläute der Abendglocken in den umherliegenden Dörfern, mein Inneres zu weinendem Schmerz auflöste.

„Ich saß dort auf einem Feldsteine, in meinen Mantel hineingewickelt, die ganze Nacht hindurch. Am Morgen fühlte ich mich wohlthätig ermattet, und eine innige Wehmuth über meine Seele hingebreitet. Ich gewann hierauf einige Haltung und Besonnenheit, insoweit dieses möglich war, und konnte meines Vaters Geschäfte einigermaßen beendigen.

„Damals traf ich dich, mein Freund! — Deine Freundschaft hat meine Seele wieder gekräftigt. Ich eilte zurück in meine Heimath, Meinen Eltern habe ich mich entdeckt.

„Ueber ein Jahr verging nunmehr, ohne daß mich sonderlich Etwas angeregt hätte, wenn es nicht der Gedanke an unsere Freundschaft war. In unseren Handlungsgeschäften war ich thätig, ohne daß ich Freude an der Arbeit verspürt hätte. Wir hatten damals überhäufte Arbeit zu besorgen; denn da der Krieg der Deutschen mit Frankreich immer drohender wurde, so sahen wir uns genöthigt, so viel als möglich, unser Vermögen sicher unterzubringen.

„In unserem Städtchen war damals viel Lärm; denn da die Heerstraße vorüberführt, so wimmelte es oft an allen Enden von Auswanderern, welche aus dem, vom feindlichen Heere feindlich besetzten und behandelten Nachbarlande mit Weib und Kind und der Habe, welche sie mit fortbringen mochten, durch diese Gegend flüchteten.

„Vorzüglich war es an einem Tage, und selbst die ganze Nacht durch lebendig auf der Straße. Die Armen litten oft Mangel am Nöthigsten.

„Am Morgen fuhr mein Vater, den Wagen mit Lebensmitteln vollgepackt, hinaus auf die Straße, um die Dürftigen, welche etwa vorüberkommen sollten, damit zu unterstützen.

„Wie er auf der Anhöhe vor dem Städtchen angelangt war, sah er an dem steinernen Kreuze, welches wenige Schritte von der Straße abwärts steht, eine Gestalt liegen. Er ließ halten, und, in einen rothsammtnen, reich mit Gold gestickten Mantel gehüllt, lag ein fremdes Mädchen bewußtlos dort in Gluth und Fieberhitze. Mein Vater ließ es in seinen Wagen heben und behutsam zu uns hereinfahren. Er selbst war vorausgegangen, uns die Kranke anzusagen.

„Wir eilten zur Thüre hinaus. Eben kam der Wagen die Straße heruntergefahren. Man hob die Jungfrau aus dem Wagen heraus, und ich wäre fast, wie von einem electrischen Schlage, zu Boden gestürzt; es war oder schien meine Elisabeth zu sein. So ähnlich, wenn gleich noch schöner, ist sie der Verstorbenen.

„Der herbeigerufene Arzt erklärte das Mädchen für höchst gefährlich krank. Drei Monate lang lag es mit dem Tode kämpfend. Sie phantasirte, wie es schien, beständig.

„Freund, denke dir alle die unsäglichen Gefühle, welche damals auf mich einstürmten! Ich glaubte in mir selbst vergehen zu müssen. Mehr ein peinigendes Schmerzen, als Liebe flößte mir jedoch die wiedererstandene Elisabeth ein.

„Unterdessen genas das fremde Mädchen; aber ihr Gedächtniß war so geschwächt, daß die ganze Erinnerung an ihr früheres Leben verschwunden war. Selbst die deutsche Muttersprache hatte sie beinahe vergessen; doch kostete es

ihr nur kurze Zeit, um alle Ausdrücke in derselben sich wieder anzueignen. Trotz aller ihrer Anstrengungen aber konnte sie sich weder erinnern, wie sie in diese Gegend und zu uns, noch wo sie sonst hergekommen sei; selbst von ihren Eltern fand sie keinen Anklang in ihrem Gedächtnisse. Sie glaubte nur, daß ihre Umgebungen sie früherhin Lina genannt hätten.

„Bei diesem unglücklichen Verhängnisse grämte sich Lina so sehr, daß sie beinahe von Neuem gefährlich krank geworden wäre. Nur durch die zarte Sorgfalt und Behandlung meiner Mutter genas sie endlich vollkommen.

„Unterdessen hatte mein Vater allenthalben rücksichtlich unserer Pflegebefohlenen Nachfrage gehalten; aber bis jetzt hat er nirgends eine Auskunft erhalten können. Selbst das kostbare Geschmeide, in welchem die Gute einen noch unberechneten Reichthum besitzt, hat auf keine Spur geführt.

„Einige Monate lang, vorzüglich als endlich die schöne Jungfrau, zwar blaß, aber doch vollkommen hergestellt, unter uns trat, lag ich im heftigen Zwiespalte mit mir selbst. Es bebte mein wankelmüthiges Herz, wenn ich sah, wie sie so kindlich sich an uns Alle anschloß, wie sich ihr feiner, hochgebildeter Geist, welcher unsere kleinen Verhältnisse weit überfliegt, zugleich immer mehr entwickelte. Oft schien es mir, als müsse Elisabeth verklärt in ihr wieder zur Erde herabgekommen sein, um die Qual meines Herzens zu stillen.

„Dieser Gedanke trieb mich in einer dunklen Nacht hinunter auf den Friedhof zum Fliederstrauche in der Ecke, wo Elisabeth ruht.

„Wie ich dahin kam, sah ich auf dem Grabe eine Ge-

stalt sitzen; wenig erschrocken nahte ich mich ihr. Wie ein Nebelgebild, unendlich schön und lieblich, nicht wie man sich Geistererscheinungen sonst denkt, saß Elisabeth da; dessen ungeachtet wollten mir meine Sinne jetzt vor dieser Geisternähe vergehen.

„Ich warf mich vor ihr nieder, und meine Stimme bebte in den Worten vor: „Darf ich deiner noch liebend gedenken, dir treu bleiben?"

„Ueber ihr mildleuchtendes Gesicht schienen selige Wonnen zu wandeln, indem sie selbst in wehenden Nebeln verschwand.

„Ich habe an ihrem Grabe geschworen, sie in Lina als meine Schwester zu ehren, und diese brüderlich zu pflegen. Nun weiß ich zwar wohl, daß diese Erscheinung Elisabeth's nur ein Wahngebild war; denn ich vermochte, von früher Kindheit an, Bekannte, auf welche ich alle meine Gedanken richtete, in der Finsterniß der Nacht, vor mein äußeres Auge in Nebelgestalt hinzustellen; aber dennoch kann ich mich nie ganz vom Aberglauben, sie wahrhaft gesehen zu haben, losmachen."

Heinrich stand auf, faßte Georg's Hand und sprach gerührt: „Nun, Freund, weißt du Alles, du wirst mein Vertrauen, wie ein heiliges, unveräußerliches Gut, bewahren."

Georg umarmte ihn und sagte: „Du hast ein Vergehen schwer gebüßt, die Treue aber wird dich hinüberretten in die Unsterblichkeit; denn dem Tode entgeht nur ein unsterbliches Gefühl."

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

In der Morgendämmerung des nächsten Sonntags trat Heinrich, völlig angekleidet, einen Stock in der Hand und die Jagdtasche umgehangen, in Georg's Zimmer. „Guten Morgen!“ rief er munterer, als sonst, seinem Freunde, welcher eben aufstand, entgegen; „heute giebt es Waldleben und Waldfreuden! Wirf dich schnell in die Kleider, du sollst unterdessen erfahren, was ich vorhabe.

„Unsere ganze, schöne Gesellschaft, Mathilde an der Spitze, dann Karoline und die übrigen Mädchen haben sich heimlich beredet, diesen Nachmittag hinaus in das Jägerhaus zu ziehen, um Milch zu trinken. Ich habe es zufällig herausgebracht.

„Mich hat es schon längst gelüstet, im Walde einen schönen Sommertag zu genießen. Nunmehr habe ich bei den Eltern unsere Waldfahrt angekündiget, eine kleine, kalte Mahlzeit hier in die Jagdtasche gepackt und nun ziehen wir im Walde nach Herzenslust herum, und wenden uns am spätern Nachmittage in das Waldthal hinunter zum Jägerhause, wo wir die muntere Gesellschaft zusammen antreffen!“ —

Schnell war Georg angekleidet, und heiter zog er mit Heinrich hinaus in das Freie und Grüne. Eine gelbrothe Lohe stand im Osten an dem Himmel, und mächtig zuckten die Strahlen der Sonne herauf und zündeten die entfliehenden Wolken an.

In der Nähe und Ferne grüßten die Morgenglocken mit den hellsten Klängen dieses aufsteigende Strahlenmeer und mit voller Brust schlug im säuselnden Waizenfelde die Wachtel. Flüchtiger Nebel zog durch das Thal auf silberweißer Straße des Flusses dahin.

Jetzt hob die prächtige Sonnenkugel sich vollends heraus und vergoldete die Spitzen der Kirchthürme, welche hier und da über die Hügel herüberschauten. Ein rothes Feuer schien glitzernd über die Gerstenfelder dahin zu laufen, während der Thau, zu einer Freudenthräne zusammengeronnen, in den Kelch aufblühender Feldröslein hinabträufte.

Entzückt in der allgemeinen Wonne der Natur, zogen die beiden Freunde einen grünen Feldweg hinauf und auf blumigen Rainen in die Laubwaldung hinein.

Ein vielstimmiger Chor zahlloser Vögel empfing sie mit jubelnden Liedern. Das Eichhörnchen jagte sich freudig mit seinen Genossen auf den hohen Buchenbäumen herum. Durch das Laub herein wurden mit getheiltem, milderem Sonnenlichte die üppig wuchernden Waldpflanzen übergossen und kleine, blaue Schmetterlinge gaukelten munter den Strahlen nach.

Je tiefer die Freunde in den Wald hineinkamen, desto friedlicher, desto stiller wurde es nun um sie her. Jetzt hörten sie nur noch das Geplätscher einer Quelle auf einem nahen, mitten im Walde gelegenen Wiesenflecke.

„Leise aufgetreten!“ ermahnte Heinrich. Geräuschlos gingen sie auf das Quellengeriesel zu, und alsdann sich bückend, gewahrten sie durch das Laub des Gebüsches, wie ein Rudel Rehe, voran das Edelste und Schlankste mit vielzackigem Geweihe, hereinschritt. Mit scheuen, dunklen Augen hoben sie witternd die Köpfe, da sie aber nichts Unheimliches zu verspüren schienen, grasten sie umher.

Eben so leise, wie sie gekommen waren, zogen sich, um die Friedlichen nicht zu stören, die beiden Freunde wieder zurück, und erst, nachdem sie eine gute Strecke weiter im Walde vorgedrungen waren, sprach Georg: „Wie hat mich doch dieses Bild des Friedens in dieser Einsamkeit so innig gerührt! Aber ist es doch hier überall in diesen grün-düsteren Hallen der riesigen Baumgewächse so herrlich!

„Ueberhaupt hat an einem Sonntage für mich die ganze Natur ein schöneres, ja! ein verklärteres Ansehen! Ueber Alles scheint mir ein freudiges Feiern ausgebreitet zu sein. Mit ganz anderen Gefühlen streiche ich dann durch Flur und Wald, ganz anders, als sonst, tönen mir die Gesänge und das Zwitschern der Vögel.

„In dem Worte Sonntag lag von jeher für mich ein unbeschreiblicher Inbegriff aller Wonne. Ich erinnere mich noch, daß ich als Knabe nur eine allgemeine, feststehende Hoffnung, und zwar blos von einem Sonntage auf den andern hegte. Die ganze Woche war für mich ein einziger Tag. Im hellsten und unerfreulichsten Lichte stand mir die Mittwoche, als Mittag, der Sonnabend aber als Sonnenuntergang um so deutlicher vor den Augen, je öfter ich an diesem Tage mit meinem Vater hinausflüchtete in das Freie, bis uns die Abendglocke wieder heimrief. Nun dunkelte der Sonnabend stille fort und vom Gesimse fun-

kelte heimlich schon der Sonntag in den blankgescheuerten Zinngeschirren herunter auf mich.

„In heimlicher Freude schlüpfte ich in mein Bett, und unter den herzlichsten Gebeten schlief ich zu den buntesten Träumen ein.

„Ehe ich mir es versah, guckte der Sonntag leuchtend zum kleinen Kammerfenster herein, zum fröhlichen Beten und Singen den Langschläfer aufzuwecken.

„Soll ich dir, mein Freund! das heimlich süße Grausen beschreiben, wenn ich wohlgeputzt darauf in der Kirche saß, vor Andacht nicht beten konnte; und wie dann neben mir der Choral in mächtigen Accorden aus der Orgel hervorquoll und durch das Kirchengewölbe hinüber, hinunter und empor brauste, während die Frauen des Dorfes duftende Sträuße von Federnelken und Gesangbücher, worauf zierlich die weißen Taschentücher zusammengelegt waren, in den Händen, mit sittig niedergeschlagenen Augen zur knarrenden Thür hereinzogen?!

„In meiner kindlichen Träumerei glaubte ich ernstlich, die vielen Engelsköpfe am Altare müßten nun lebendig sein, mit zum Gesange einstimmen und mit ihren goldenen Flügeln im hellen Strahle der Morgensonne, welche durch die gemalten Kirchenfenster hereindämmerte, an zu fliegen fangen.

„Stets saß ich während des Gottesdienstes in einem finstern Winkel, an die Orgelwand mit dem Ohre hingeschmiegt, um das große Donnern der Töne durch alle meine Nerven beben zu lassen.

„Wie oft habe ich da in mein vorgehaltenes Taschentuch Thränen des heiligsten Entzückens vergossen!"

„O, die Tage meiner Kindheit!" rief Heinrich laut, „daß sie auf ewig dahin sind!"

„Sie kommen wieder!“ entgegnete Georg; „aber nur auf der Jacobsleiter des Traumes steigen sie herunter zum seligen Menschenherzen.“

Zweites Capitel.

„Erzähle weiter!“ bat Heinrich, „wie auch fernerhin die Poesie dein junges Herz erregt hat.

„Mir ist bei dieser deiner Erzählung, als wenn ich an einem Weihnachtsmorgen vor Tagesanbruch durch die Ritze eines Fensterladens hineinblickte in deine hell erleuchtete Kinderstube, und sähe die tausend bunten Sachen, den grünen Paradiesgarten mit den Schäfern und Lämmern und den heiligen drei Königen, aufgeschmückt, auf dem Tische, und darüber den Christbaum, schwer von goldenen Aepfeln und Nüssen und mächtigen Pfefferkuchen, mit seinen hundert Wachslichtern funkeln und leuchten, und dich, den Gebieter über alle diese Herrlichkeit, unermeßlich reich davor stehen. Erzähle weiter, Freund!“

„Du hast mir,“ versetzte Georg, „mit dieser Weihnachtsschilderung das schönste Kapitel aus jener Zeit zum Voraus weggenommen. Zur Strafe will ich dir nunmehr einige Jahre überspringen.

„Du findest mich wieder unter einem schattigen, weißblühenden Hollunderstrauche, mit einem Buche, das mir viel zu schaffen macht, in der Hand.

„Ich muß dir zuvörderst bemerken, daß ich mit dem Sohne des Cantors, einem meiner tollsten Jugendgenossen, in inniger Freundschaft lebte. Sein Vater hatte eine ziem-

lich gute Handbibliothek von Uebersetzungen alter Klassiker. Plutarch's Leben berühmter Männer hatte mir mein Freund daraus entlehnt.

„Wie dieses Buch, ob ich gleich dessen Verständniß nur ahnen konnte, sich meines ganzen Wesens bemeisterte, wie ich es las und wieder las, wie endlich Theseus, dessen Geschichte mich am Meisten fesselte, in der abenteuerlichsten Tracht in allen meinen Träumen lebte, davon kannst du dir keine Vorstellung machen!

„Später kam mir durch denselben Freund Diodor aus Sicilien in die Hand und Shakespeare's Romeo und Julie in der Eschenburg'schen Uebersetzung, zugleich ein alter Virgil, wo hinter jedem lateinischen Satze die deutsche Uebersetzung folgte.

„Daß alle diese Welten nur, wie verworrene Traumbilder, auf den wißbegierigen Knaben einwirkten, brauche ich dir nicht erst zu gestehen. Doch hatten diese Bücher einen mächtigen Einfluß auf mein Träumen und Denken.

„Eine ungemessene Sehnsucht, über die Berge hinüber zu wandern in die weite Welt, beherrschte mich ganz. Täglich stieg ich in jener Zeit heimlich und einsam auf den Kirchthurm hinauf und starrte zu den Schalllöchern stundenlang hinaus in das Blaue. Der starke Wind, welcher zuweilen die Glocken neben mir leise ertönen ließ, schien sich dem schwärmenden Knaben zu verkörpern und in geheimen Liedern mit ihm zu sprechen von sonderbaren, geheimen, lockenden Wonnen.

„Was kann ich dir weiter sagen, als daß die klare Zeit der Kindheit damals von mir gewichen war und ein fremdartiger Geist mit allem seinen Entzücken und Schauern zu meiner gereizten Seele sprach?"

Georg und Heinrich kamen jetzt über eine lange Reuthe, auf welcher unzählige gelbe Blumen erblüht waren, hinüber. Gedankenvoll schwiegen Beide.

Eine Birkhenne, ihre pispernden Küchlein um sich her, scharrte am Waldsaume und spreitete ihr Gefieder aus, sich in der Sonnenwärme zu baden, — jetzt gewahrte sie aber die Wandelnden, lang streckte sie den Hals empor, schaute mit ihren rothen Augen schüchtern sie an und verschwand, wie ein Blitz, laut kluckend, im Gebüsche mit der flüchtigen Brut.

„Und wie kamst du denn endlich," fragte Heinrich, „wieder zu dir selbst?"

„Erst nach einer Reihe von Jahren," versetzte Georg, „nachdem ich durch Klopstock's Messiade, später durch Schiller's Trauerspiele, von Neuem die Scene im Orgelwinkel vielfach, nur in anderer Weise, in mir selbst wiederholt fühlte. Nur erst durch Goethe's und Shakespeare's Werke, besonders auch endlich durch das Nibelungenlied kam ich wieder auf mich selbst zurück.

„Hiermit hast du den Abriß meines innern Jugendlebens und meines Verkehrs mit denjenigen Geistern, welche bedeutenden Einfluß auf meine Ausbildung ausübten."

„Du vergißt die neukatholisch-romantische Schule zu erwähnen," versetzte Heinrich.

„Ihre Ansichten," entgegnete Georg, „ihre Leistungen haben nur in Einzelheiten mich angesprochen; aber im Ganzen widerstand mir überall die blaue Blume, dieses ewige Hineinschwindeln in das Unaussprechbare. Diese Kunstsehnsüchteleien, diese ungesunden Krämpfe, woran die Meisten dieser Neuromantiker leiden, waren mir stets unbehaglich. Nur einzelne Werke dieser neueren Dichter ergötzten mich,

aber nur dann, wenn der Stoff selbst über ihre trüben Ansichten, wie bei Schiller, die gesunde Natur der Geschichte über die gleich krankhafte Schicksalsidee in seinem „Wilhelm Tell" gesiegt hat." —

So sprachen die Freunde noch lange fort im Austausche mannigfaltiger Ansichten.

Nachdem sie noch eine Zeit lang in gerader Richtung den Wald durchschnitten hatten, gelangten sie hinaus in das Freie, wo sie eine weite Aussicht in das Thal hinunter, über die niedrigeren Berge mit ihren Dörfern und Weilern hinüber, genossen.

Georg lagerte sich im Schatten eines Ahorns auf einer Felsenplatte, welche über eine Quelle zum Theil hinüber hing, nahm seine Schreibtafel heraus und schrieb Einiges nieder, während Heinrich, auf den Rücken gelegt, zum Himmel emporstarrte, wo flockige Silberwölkchen in mancherlei Bildern gekräuselt vorüberflogen.

Nach einer Weile sagte Georg, die Schreibtafel zusammenlegend: „Ich fühle einen recht muntern Hunger. Schleuß' dein Speiseschränkchen auf, Bruder! und rücke mit dem Inhalte heraus; denn, Gott sei es geklagt! vom Reimen und Träumen wird der Mensch nicht satt."

„Das ist ein braver Gedanke," versetzte Heinrich, „ein Gedanke, der immer zeitgemäß bleibt!" —

Alsbald brachte er aus seiner Jagdtasche mit unverholener Behaglichkeit Tüchtiges und Brauchbares heraus; selbst ein Fläschchen Wein war nicht dabei vergessen.

„Es ist dennoch etwas Erbauliches," bemerkte Georg, „in der freien Natur und Halbwildniß ein Küchenkunststück thätig zu bewundern und ein zahmes Fläschchen Wein der Poesie und dem Durste zu Ehren auszustechen."

Drittes Capitel.

Gemüthlich plaudernd ruhten die Freunde dort von der ersten, großen Hälfte ihres Spazierganges aus. Erquickliche Kühle verbreitete das muntere Gewässer der Quelle. Furchtlos badeten sich vor ihnen im Wassergraben die bunten Finken und gelben Ammern. Allerlei Käfer mit rothgesprenkelten, grünen oder blauen und anders gefärbten Flügeldecken summten oder liefen über die Blätter und Blumen.

„Diese Quelle,“ begann Georg zu sprechen, „heimelt mich eben so an, als wie sie mich in ihrem Silberblicke an manche froh verlebte Stunde erinnert.“

„Richtig!“ versetzte Heinrich, „komme auf den Weg, mir noch einige Scenen aus den Jahren deiner Kindheit zu erzählen. Mich freut es innerlich, auf Wiese und Feld, im Garten oder in der stillen Stube mit dir zusammen zu treffen; denn was du auch aus jenen Zeiten erzählen magst, so ist es mir dennoch, wie Selbsterlebtes, bekannt und daran erinnert zu werden, thut mir sehr wohl.“

„Diese klare, murmelnde Quelle,“ fuhr Georg fort, „scheint mir vom Bache im Thale, welches hinter den Hügeln meines Geburtsortes sich hinzog, mancherlei Grüße zuzuflüstern. Dieser Bach gehörte zum Landgute meines Vaters und goß sich eine Stunde weiter von uns entfernt in den Rheinstrom aus. Jeder Dümpfel darinnen, jeder Baum, jede Staude daran, war mir bekannt.

„Mir und noch einigen meiner Jugendgenossen ward es oft vergönnt, mit der Angel darin zu fischen; denn der Bach war nicht gar tief und wir sämmtlich rüstige Knaben.

„Am Liebsten jedoch fingen wir Krebse, welche wir mit mancherlei Ködern auf die mit Netzen überzogenen Reifchen aus ihren heimlichen Höhlen unter den Erlenwurzeln hervorlockten. Wenn nun von allen Seiten die stattlichen Krebse herankrochen mit ihren fühlenden Schnurren und wir nun am Ufer standen, lauschten, bis die genäschigen Scheerenleute fangrecht in der Mitte schmausend um den Köder saßen, und nun langsam und vorsichtig die Netzchen herauf an das Ufer hoben, welches Jubeln gab es da! —

„War nun der Tornister des alten Jägers, welcher als Oberaufseher uns mitgegeben war, tüchtig vollgefüllt, dann kam erst die schönste Ergötzlichkeit.

„In einer Krümmung des Baches lag, zwischen Weiden und Erlen versteckt, der heimlichste Dümpfel, tief genug, um uns bequem baden, und hinlänglich sicher, um keine Gefahr nehmen zu können. Dorthin ging nun der Zug. Bald herunter waren die Kleider. Spürten wir uns abgekühlt, so tauchte sich um die Wette der Schwarm der kleinen Fischer in den flüssigen Spiegel. Die Spiele und Freuden der Griechenjugend, wie sie mir Diodor beschrieben hatte, wollten mir da wieder lebendig werden, wenn ich also in tausendfachen Wendungen die glänzenden Leiber meiner Spielgenossen um mich her in den sprühenden Fluthen des bewegten Wassers gaukeln und plätschern sah. —

„Dieser Bach und der Kirchthurm in unserem Dorfe haben meine schönsten Stunden gesehen. Diese zwei Gegenstände bleiben fortwährend unverwischt in meinem Gedächtnisse, so geringfügig auch für einen Dritten Beides, und selbst meine ganze Jugendgeschichte sein mag.

„Alles, was ich je gedichtet habe, geschah im Gedanken auf diesem Thurme zum Schallloche hinaus und alle schö-

nen Genüsse, welche mir später zu Theil geworden sind, zogen, wie Sonnenstrahlen, in dieses Thal oder zu diesem Thurme, sich nach einem Punkt hinneigend, zurück."

Während solcher Erzählungen gingen die Stunden des heißeren Mittags vorüber. Die beiden Freunde brachen auf und schlugen sich seitwärts zurück nach der Gegend des Jägerhauses zu. Erst spät am Nachmittage gelangten sie in das Thal hinunter, wo sie in der Mitte einer grünen Rasenstrecke das einsam gelegene Gebäude, unfern eines Teiches, welcher aus dichtem Birken- und Fichtengebüsche hervorblitzte, endlich gewahrten.

Das Thal war von steilen Bergwänden, auf welchen mancherlei Beeren, Kräuter und Waldblumen prangten, von zwei Seiten eingeschlossen. Auf den Gipfeln umher standen, wie riesige Wächter, hohe, dunkle Fichten, welche der ganzen Umgebung einen eigenthümlichen Charakter friedlicher Abgeschlossenheit aufprägten.

Viertes Capitel.

Wie die Freunde über den Bergabhang herunterkamen, hörten sie die Töne einer Guitarre, von vielstimmigem Mädchengesange begleitet.

„Siehe da!" rief Heinrich, „unsere Freundinnen haben sich eingefunden! Siehst du da drüben am Hügel die fröhliche Gesellschaft hingelagert?" Jetzt bemerkte auch Georg die munteren Gruppen.

Lina, Karoline und noch einige Mädchen saßen im Grase und banden Sträuße von Waldblumen; vor ihnen auf einem bankartigen Steine ruhte Mathilde, die Saiten der Guitarre rührend; Heinrich's Mutter und die junge, rüstige Jägersfrau nebst einigen anderen Mädchen befanden sich unfern davon an einem kleinen Tische unter einer breitastigen Linde im Schatten, Milch und Kuchen vor sich.

Kaum hatte die Gesellschaft die Beiden erblickt, so flogen ihnen vereinte Stimmen entgegen, woraus sich nur die Worte: „O, Ihr Verräther!“ und: „Willkommen!“ zu wiederholten Malen hervorhoben

„Es ist dennoch zu loben,“ redete Mathilde die Herbeikommenden an, „daß Ihr uns diese Aufmerksamkeit schenkt; — darum heiße ich Euch im Namen der Uebrigen willkommen! denn ich muß schon wieder für die Gesinnung der Uebrigen der Mund sein.“ „Ueber Euch wilde Waldmenschen!“ versetzte Frau Meier; „heute am Sonntage in Alltagskleidern im Walde herumzuschweifen, das ist unverzeihlich!“

Von Neuem hatte sich die Gesellschaft im Grase umhergelagert. Die schöne, freie Natur hatte Aller Augen zu dem mildesten Feuer verklärt und die Wangen der Mädchen zu lieblichen Rosen aufgeblüht.

Georg hatte sich zu Lina's Füßen hingesetzt; seine Augen empor in ihr holdseliges Antlitz, sein Haupt streifte an ihren schneeigen, fein gerundeten Arm. Die Blumen an ihrem Busentuche zitterten von der bewegten Brust.

Die sinnige Karoline nahm jetzt die Guitarre auf und sprach heimlich lächelnd: „Unser Dichter wird uns endlich zerschmelzen, wie es scheint.“ Mathilde rief dazwischen: „Daß wir endlich von ihm nur noch als letzten Ueberrest

einen Seufzer heimbringen!" Georg verfärbte sich bei diesen Worten und griff schnell zur dargebotenen Guitarre. Lina entwich zu ihrer Pflegemntter.

„Singen Sie," rief die fröhliche Mathilde, „um den besten Lohn, der dem Sänger nur anstehen möchte!"

„Das ist," rief Heinrich, „ein wack'rer Frauenkuß, und hier in diesem Falle die Reihe herum!" „Deine alte Heimtücke, du scheinheiliger Schalk!" versetzte Mathilde, „kannst du nie vergessen; — und dir zum Trotze soll der Vorschlag angenommen werden, wenn der gute Georg ein Lied, ein eigenes und neues, singt, das uns Allen gefällt; — aber Allen muß es gefallen!" —

„Georg!" rief Heinrich, „das gehe nicht ein, das ist eine bekannte Geschichte, und nicht einmal eine neue Weiberlist! Dein wohlverdienter Lohn wird dir mit aller Ausflucht vorenthalten werden." Georg aber versetzte: „Ich nehme den Vorschlag an, und was ich von unserem Waldgange heute mit hinwegnehme, sollen Sie hören, so wie ich mich Ihrem Willen völlig unterwerfe." „Bravo!" riefen die Mädchen, und triumphirten mit Winken und Blicken über den ruhig im Grase gelagerten Widersacher. Georg aber begann zu einfachen Accorden vorzusagen:

„Mit den Bäumen spielt der Wind,
Küßt die Blume still im Moose;
Ruhig in des Waldes Schoose
Lieg' ich hier, ein träumend' Kind.
Ach! herab von allen Zweigen
Will sich sel'ger Himmel neigen.

Aus dem fernen Thal empor
Dringt des Waldhorns tröstend' Hallen
Und des Tones Geister wallen
Durch die Waldesnacht hervor,

Gleich als wollten sie mir sagen
Von der Kindheit bessern Tagen.

Und ein Vöglein guckt mich an
Mit den Aeuglein schwarz und niedlich,
Hüpft um mich so zahm und friedlich,
Pickt an meine Brust heran.
Vöglein! laß' das ruh'n im Herzen,
D'rinnen schlafen schlimme Schmerzen."

Kaum hatte Georg das Lied geendigt, so trat Mathilde in gebeugter, bittender Stellung mit flach zusammengelegten, gehobenen Händen vor ihm hin und sprach: „O wackerer Minnesänger, laß' deinen Liedermund nicht so bald schweigen! Sind wir auch keine Fürstentöchter, so bleiben wir doch noch immer Mädchen, welche den Sang und Klang lieben! — Ich bitte dich ja so sehr."

Dabei sah sie ihn an mit unwiderstehlichen Blicken, und wie er freundlich nickte, hockte sie sich kinderhaft zu seinen Füßen hin und schaute mit zutraulichen, unschuldigen Gluthaugen zu ihm empor.

Georg hatte sich wieder in das, an ihm bekannte, Hinträumen verloren. Sein Gesicht wurde heller, seine Augen weiter, ein eigenthümliches Glänzen schien sich um sie zu weben.

Man merkte es ihm an, daß sich die Außenwelt vor ihm mit Dämmerungen verschleierte und sich seine Sehkraft nach Innen richtete.

Endlich begann er die Saiten in Molltönen anzuschlagen und aushallen zu lassen, bis er endlich mit etwas zitternder Stimme in die Worte ausbrach:

„Wenn sonst die Knospen zersprangen,
Die Blättlein brachen hervor,
So kam der Hirte gegangen
Am Alpenhang empor.
Das Blättlein kennet den Sonnenschein;
Wo sollte der fröhliche Hirte sein?

Es grünet hell auf dem Berge
Für seine Lämmer das Gras;
Es ruft ihn oben die Lerche,
Singt ohne Unterlaß;
Es rauscht im finsteren Tannenhain:
Wo sollte mein fröhlicher Knabe sein?

Und alle Blumen ersprießen,
Es drängt sich jede herbei,
Den schönen Hirten zu grüßen
Im sehnsuchtswarmen Mai.
Es möchte sich Alles mit ihm freu'n;
Wo sollte der muntere Hirte sein?“

Während der letzten Strophe des Liedes war Lina mit dem Wiesenblumenkranze, welchen die Mädchen geflochten hatten, zu Georg hinangeschlichen, und drückte ihm nun denselben, als dieser Gesang zu Ende war, auf die Stirne.

Im leisen Schrecken fuhr er, wie er eben noch traumsinnig dagestanden hatte, empor, und hing mit einem langen Blicke an Lina's Antlitze, welche scheu zurückwich.

Sein leicht geröthetes, von Begeisterung umwobenes, von den in hellem Farbenfeuer leuchtenden Blumen leicht beschattetes Gesicht gab einen eigenen, rührenden Anblick.

Um ihn herum hatte sich die Gesellschaft zur freundlichsten Gruppe vereinigt. Heinrich stand vor ihm, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, die Augen zu Boden gesenkt, als wollte er sich von Nichts in der Welt

den Genuß dieser Minuten rauben lassen. Lina, ihren Arm auf Karolinens Schulter gelegt, zugleich an sie hingeschmiegt, mit vorwärts leicht emporgehobenem Frühlingsgesichte, über welches ein süßes Räthsel einer ganzen Märchenwelt schwebte, hatte sich ihm gegenübergestellt, Mathilde aber saß noch immer neben ihm zu seinen Füßen. Auch die beiden älteren Frauen hatten sich herbeigemacht und dem Kreise sich angeschlossen.

Als nun der Sänger auf der Laute von Neuem anschlug, indem er die vorige Tonart wieder aufzunehmen schien, aber bald in eine neue überging, nickte Heinrich, wie für sich, mit dem Kopfe, und sprach halblaut: „Nun schließt er den Kreis mit einem neuen Bilde!“ —

Georg's Seele schwamm auf den Tönen, welche leise und geheimnißvoll, wie wogende Wasserfluth, oder auch wieder, wie lieblich lockender Feenreigen, anklingen mochten, gleich einem reinen, glänzenden Schwane einher.

Endlich drang seine kräftige Stimme im Liede vor:

„Mein Kamerad war ein Knabe,
Der Schönste vom ganzen Reich,
Stark mit dem geschälten Stabe,
Kein Anderer kam ihm gleich.

Wir trieben auf grüne Matten
Des Vaters Heerden zumal;
Dort grasten sie gern im Schatten
Am Bach' im düsteren Thal.

Im Erlenbusche verborgen
Von Blättern und staudigem Gras,
Dem Wellengemurmel zu horchen,
Ich stundenlang mit ihm saß.

Das war ein heimliches Wehen
Tief unten im silbernen Bach;
Wir glaubten das zu verstehen,
Was flüsternd es zu uns sprach.

Er war ein wackerer Knabe,
So stille, herzlich und gut;
Er ruht nun im feuchten Grabe,
Verschlungen von dieser Fluth."

Ein allgemeines: Ah! flüsterte jetzt durch den Kreis. Man sah sich gegenseitig eine Zeit lang an, als erwache ein Jedes aus einem Traume und wundere sich, in Gesellschaft Mehrerer sich nun wieder zu finden.

Nur wahrhaft gefühlvolle Menschen, welche sich dem Zauber der Töne und der Dichtung ganz hinzugeben vermögen, können durch seine Macht zur Zeit, wie im magnetischen Hellsehen, in den wunderbaren Himmel, welcher ja in jeglicher Menschenseele verborgen und gebannt liegt, gläubig und selig versetzt werden, um dort den Antheil an der Geisterglückseligkeit, welche der Menschheit so gern entgegenfluthet, hinzunehmen und mit den zarten, leise wachsenden Flügeln der Psyche sich zu erheben in das Unendliche.

Nur solche Gemüther können das Gefühl, in welchem sich diese Gesellschaft so traumwohl befand, recht mit Herz und Sinn begreifen.

Georg hatte die Laute in das Gras gelegt. Heinrich schüttelte seinem Freunde die Hand, und sprach zu den umstehenden Mädchen gewendet: „Aber, wie ich glaube, sollte der Sänger nicht nur mit kalten, feuchten Wiesenblumen abgelohnt werden, sondern vielmehr mit dem Vergänglich-

sten und Schönsten zugleich. Mathilde, du hast gewissermaßen den lieblichsten Preis ausgesetzt, löse darum dein Wort zuerst, und ich will dich nach Gebühr loben!" —

Ein wenig verlegen stand eine Weile das fröhliche Mädchen kämpfend mit sich selbst. Als aber Georg nahte, sprach es: „Ich ergebe mich dem Willen des Schicksals! Hier! — und lache nicht, Schelm!" — Mit diesen Worten gab sie dem Sänger einen schnellen, herzhaften Kuß, und wie er aufgeregt nach einem zweiten haschte, einen gelinden Schlag auf den Mund.

Heinrich war munterer, als je, geworden. Die spröderen Freundinnen hielt er neckisch dem Freunde entgegen, so daß dieser fast allenthalben unter dem ergötzlichsten Lachen der ganzen Gesellschaft ein glücklicher Dichter war.

Nur Lina stand noch zögernd in der Ferne. Georg näherte sich ihr. Tiefe Röthe im jungfräulichen Bangen übergoß ihr Gesicht. Er faßte mit flehenden, innigen Blicken, welche in ihr gesenktes Auge zu dringen begehrten, ihre zitternde Hand. So standen sie ein Weilchen. „Darf ich bitten?" flüsterte Georg. Wie in wundersamer Angst rief sie: „Nein! Nein! Lassen Sie mich!"

Eine große Thräne stürzte aus ihrem scheuen Auge. Bestürzt ließ Georg ihre Hand fahren. Die übrigen Mädchen machten ihr ein böses Gesicht. Die Heiterkeit der Gesellschaft war gestört.

Frau Meier mahnte zum Aufbruch. Stillschweigend schlugen die Mädchen ihre Tücher um, und zogen in gleichgültigen Gesprächen, Lina mit ihrer Pflegemutter, Arm in Arm, das Thal hinunter der untergehenden Sonne zu. Georg und Heinrich gingen langsam hinterdrein.

„Weibergrillen!“ sprach Heinrich verstimmt vor sich hin; Georg aber schwieg und fühlte sich beengt.

Die Abendglocke rief die Sonne und die Menschen heim. So zog die Gesellschaft auf dem Wiesenfußsteige am Ufer des murmelnden Flusses dahin und gelangte bei werdender Dämmerung schweigsam im munteren Städtchen an.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Eines Morgens kam Rudolph, festlich geputzt, in das Gartenhaus zu unseren Freunden. Er wurde freundlich bewillkommnet; aber so munter der Geselle auch sonst gewesen war, so schien es doch, als ob er jetzt, mit vielfacher Verlegenheit kämpfend, keine passenden Worte finden könnte, um sein Anliegen über die Zunge zu bringen.

„Ich möchte doch wissen," begann Heinrich, „was unserem Freunde das Herz drückt; sitzt er doch hier, wie eine junge Braut, welche nicht weiß, soll sie zum Zeitvertreib ein Weniges lachen, oder ein rührendes Solo abweinen?"

„Wenn Ihr mir kurze Aufmerksamkeit schenken, und mein Herz erleichtern helfen wollt, so wäre es am Besten, ich erzählte Euch die ganze Geschichte."

„Sie haben geduldige Zuhörer und Freunde vor sich," versetzte Georg.

„Wohlan!" fing Rudolph an, und verzog den Mund, wie ein Kind, das heimlich ein Stückchen Zucker genascht hat; „Gott schuf ein Männlein und ein Fräulein, um von Adam und Eva zu beginnen; da ich nun ein Männlein,

obendrein Advocat und Notar, übrigens auch bereits dreißig Jahre alt bin, so möchte es gerade Zeit sein" —

„Den alten Adam aus- und den neuen anzuziehen!" rief mit herzlichem Lachen Georg.

„Unterbrecht mich nicht," fuhr Rudolph fort, „sonst laufe ich mit meiner Predigt davon! Mit obigen Gedanken saß ich gestern Abend in unserem Grasgarten, welcher eben abgemäht war. Ich ließ musternd in meinen Gedanken die ganze Gesellschaft unserer Freundinnen an mir vorübergehen. Je mehr ich erwog, desto bänglicher wurde mir. In diesem Augenblicke kam die gute Karoline, meine Schwester zu besuchen, oben zum Garten herein. Dich führt mein guter Engel her! sagte ich für mich.

„Karoline kam zu mir heran; ich ergriff ihre Hand und vermochte sie, mit genüglichem Sträuben ihrer Seits, sich neben mich auf die Grasbank zu setzen. Nach manchem Hin- und Herreden sprach ich: „Karoline, eine Neuigkeit; ich werde mich verheirathen!" „Mit wem?" fragte sie verlegen dagegen, und stand auf; ich aber warf mich vor ihr nieder und rief verwirrt: „Karoline, ich tauge zwar nicht viel, sonst aber bin ich gut, dir aber vor Allem!" Küsse und Betheuerungen besiegelten unsern Bund.

„Damit aber Nichts bei dem Vertrage unserer Herzen fehlen sollte, kamen meine Eltern mit Mathilde heraus in den Garten; ich stellte ihnen meine Braut vor. Das gab ein sich freuen und küssen! —

„Mein Vater, immer rasch, wie ich selbst, war hurtig zurück in die Stube, schnell im Sonntagsrocke und brautwerbend, ohne daß wir es wußten, bei Karolinens Eltern, welche bald mit ihm, Freudethränen in den Augen, herüber zu uns kamen.

„Seht, Freunde, so ward die Verlobung noch gestern Abend aus dem Stegreife gefeiert, und unsere Mütter gaben ihre eigenen Brautringe her, um uns Beide auf ewig zusammen zu ketten."

Unsere beiden Freunde wünschten ihm von Herzen Glück; Rudolph aber fuhr fort: „In drei Wochen wird unsere Hochzeit gefeiert, mein Vater schreibt schon seit einigen Stunden an Einladungsbriefen und die Hochzeitbitter rennen und laufen; bei Euch, Ihr Freunde, wollte ich aber selbst der Herold meines Glücks sein und Euch zu meinem großen Festtage einladen.

„Nun habe ich vor der Hand nur noch den Wunsch: Euch angehenden Hagestolzen ein gutes Beispiel, das Euch zu baldiger Herzens- und Sinnesänderung ermuntern möge, gegeben zu haben."

„Du hast deine Sache," versetzte Heinrich, „überall gut gemacht. Unsere Freude wegen deines Glückes, unsern Dank für deine Güte lies auf unseren Gesichtern! und nun stärke dich, du Süßgewordener, mit einem herben Glase Burgunder."

Rudolph nahm das dargereichte Glas und sprach:

„Was kann schöner auf Erden sein,
Als in der Freunde holdem Verein
Einen kräftigen Feuerwein,
Und trautes Weib für sich allein?"

„Seht den argen Renegaten des Hagestolzenthums!" erwiederte Georg, „er, früher aller Poesie abgethan, erlebt nun in seinen alten Tagen noch das Unglück, Versemacher zu werden!"

„Das kränkt mich nicht so sehr," entgegnete Rudolph,

indem er Hut und Stock nahm, „als daß ich Euch, Ihr Lieben, jetzt verlassen muß; denn auch ein Bräutigam hat seine Sorgen!"

„So nimm denn," sprach Heinrich, „zu deinen übrigen Sorgen noch tausend Grüße und Glückwünschungen von uns an deine liebe Braut und Doppeleltern mit!"

So schied denn der fröhliche Bräutigam munter von den Freunden.

Kurz nachher ward an Heinrich ein Brief überbracht. Nachdem er ihn gelesen, sagte er zu seinem Freunde: „Das wird uns manche vergnügte Stunde machen! Graf Rüderig ist mit seiner Gemahlin wieder auf seinem Schlosse, im benachbarten Ellerhausen, aus dem Bade zurück angelangt, und meldet mir eben seine Ankunft. Du mußt ihn kennen lernen.

„Er ist ein Edelmann, wie man sich nur einen solchen in der gefälligsten Form denken kann. Er ist in meinem Alter und erst seit einem Jahre verheirathet. Er ist im Gespräche geistreich, im Umgange gewandt, übrigens ein Verehrer jeder schönen Kunst."

„Du malst mir hier ein wahres Ideal von einem Manne," versetzte Georg, „und machst mich in der That begierig, eine solche vornehme Bekanntschaft zu machen."

„Dennoch," erwiederte Heinrich, „ist es leicht möglich, daß sein Wesen dich wenig anspricht. Seine bequeme, gemessene, kalte und dennoch freundliche Weise, in welcher er sich zu geben gewohnt ist, zieht eben so an, als sie abstößt. Wie dem aber auch sein mag, wahr ist es, daß er seinen unermeßlichen Reichthum nur als Mittel betrachtet, sich und Anderen das Leben in jeder Richtung hin angenehm zu machen. Vorzüglich liebt er dramatische Vor-

stellungen. In seinem Schlosse hat er ein Liebhabertheater errichtet und unter Anderen im vorigen Winter selbst mich vermocht, einmal die Rolle eines alten Polterers in einem Lustspiele zu übernehmen. Hat der Graf eine Leidenschaft, so ist es die für die Bühne.

„Ich zweifle nicht, daß er bald sein altes Steckenpferd wieder in Gang bringen wird, und, ich irre nicht, an dir, meinem poetischen Freunde, wird er eine gute Eroberung für das Liebhabertheater machen.

„Ich selbst habe mich nie mit dem Charakter des Grafen völlig aussöhnen können; er ist im Grunde ein angenehmer Egoist, der uns Alle nur in sofern zu seinen Ergötzlichkeiten, als wir ihm Mittel dazu sind, hinzu zu ziehen weiß.

„Die Gräfin dagegen ist eine sanfte, liebenswürdige Frau, deren Nähe auf Jeden wohlthuend einwirkt.“

Auf solche Weise bemühte sich Heinrich, seinen Freund in allen Verhältnissen, welche sie umgaben, vertraulich einzuweihen.

Es war das schöne Band edelster Freundschaft, welches diese zwei wackeren Menschen verband.

Selten nur gestattet ein glückliches Geschick, daß sich eine solche innige Vereinigung zwei solcher Seelen verwirkliche; denn fast nie verläßt der Irrthum und Wahn die Menschen so sehr, daß der Beste im Gleichen sich und das Glück seligen Brüderthums völlig erkennen könnte und dieses edle Gewächs des Himmels zu Blüthen und Früchten unbehindert empor zu pflegen vermöchte.

Zweites Capitel.

Mancherlei hatten in diesen Tagen die Freunde mit einander zu besprechen, Vieles zum bevorstehenden Hochzeitsfeste Rudolph's und Karolinens anzuordnen, um das glückliche Paar freudig damit zu überraschen. Festspiele wurden ersonnen und wieder verworfen, Gedichte angefangen und nicht vollendet.

So kam endlich der Festtag heran.

Wie es Sitte der Gegend war, zogen die Hochzeitsgäste, mit rothseidenen Bändern geschmückt, in ihrer Mitte das Brautpaar, voran ein Chor Musikanten, auf Clarinetten und Hörnern blasend, auf die Kirche zu. Im munteren Lärm sprangen Schaaren von Kindern um den Zug herum, und auf dem Thurme tönten die Glocken den Jubel viel glücklicher Menschen weit über das Städtchen hinaus in die Luft.

Hand in Hand gingen die Freunde zu Ende des Zuges, zu Erinnerungen an Längstvergangenes nicht ohne Schwermuth hingeneigt. Gegenseitiger Händedruck verdolmetschte ihnen diese verhohlenen Gefühle stiller Wehmuth, welche so gern den Unglücklichen beim Anblicke allgemeinen Frohsinns neidlos im milden, wohlthuenden Trauern überschleicht.

Die Trauung war endlich vollzogen und die Brautthräne geweint. Ueber den Himmel flog beim Heimzuge ein leichtes Wölkchen, das im leichten Nebelthau herunterfeuchtete. Der fromme Glaube der Umgegend hielt dieses für ein Vorzeichen, welches dem jungen Paare Heil und Segen verkünden wollte. —

Auf rothen, mit Wein benetzten Schwingen verflogen scherzend die Nachmittagsstunden.

Lina war in der Mitte ihrer Freundinnen zur lieblichsten Rose erblüht. Ihre Schönheit, mit der eigenthümlichsten Anmuth verschwistert, bezauberte die ganze Gesellschaft und die heiligste Unschuld, welche im milden Lichte ihre sanftbewegten Augen, ja! das ganze Antlitz verklärte, riß Männer wie Frauen zu unbedingter Huldigung hin. Dennoch blieb ihr Wesen, seines Zaubers sich unbewußt, wie das eines herzlichen Kindes.

Georg fühlte sich immer mehr zu ihr hingezogen; ihm war es, als müßte er vor geheimen, süßen Schmerzen aufschreien: „Aquilina! du bist es ja, zürne nicht mehr dem Wortbrüchigen!" Dann sprach wieder sein Verstand: „Georg, bist du so wenig der Herrlichen eingedenk, daß du sie, wenn gleich an ihre irdische Schwester, zum zweiten Mal verrathen willst? Georg, überstehe kräftig diese Prüfung!" — Sah er aber wieder hin auf die Holdselige, so vergingen ihm dennoch wieder alle schönen Grundsätze, welche er mühsam errungen hatte.

Da man mit dem Festmahle noch anstand, um den Grafen Rüderig, welcher seine Anwesenheit zugesagt hatte, zu erwarten, so eilte Georg in die werdende Nacht und in die freie Natur hinaus, um den Kampf in sich zu schlichten und zu beschwichtigen.

Der Himmel hatte sich umzogen, kein einziges Sternbild glänzte oben. Er ging schnell und kam bald aus dem Städtchen und Häusern hinaus.

Wie er einsam hinschlenderte, sprach er für sich: „Warum, o! warum mußte ich ihr begegnen? diesem göttlichen, jungfräulichen Weibe, welches ihr so seltsam gleicht? Warum

muß diese schwere Prüfung, welche ein steinernes Herz kaum bestehen könnte, meiner leicht erregten Seele auferlegt sein? Ich will stark sein!" rief er, „ich will durch jegliche Buße, welche du mir, Aquilina! auferlegst, deiner und aller deiner Herrlichkeit, welche um dich ist, wieder mich werth machen! — Und wenn sie es nun selbst wäre?" Die Gedanken gingen ihm herüber und hinüber.

Ihm war thränenweich zu Muthe; die verrätherische Gluth aber, welche in seinen Augen brannte, versagte ihm die Labung der Thränen.

Heftig preßte er den Goldreif, welchen ihm einst Aquilina gegeben, an seine Brust, als könnte er dadurch die Zwietracht seines Innern erdrücken.

Es war um ihn endlich die Nacht so finster geworden, daß er kaum mehr den Weg erkennen konnte. Er wollte schon wieder umkehren, als er auf einmal das Getöse des Galopps einiger Reiter, welche die Straße von Ellerhausen herunterkamen, vernahm.

Er blickte auf und starrte ihnen verwundert entgegen; denn die Augen des einen Reiters glänzten durch die düstere Nacht her, wie zwei feurige Kohlen, und Georg kannte nur Einen, welcher solche schauerlich prächtige Augen hatte. Die Reiter kamen heran. Der Feueraugige hielt sogleich das Roß an, und rief: „Georg, bist du es?" „So heiße ich," entgegnete dieser, „und du bist Voland!" —

„Sie kennen sich?" sprach der zweite Reiter mit wohllautender Stimme. „Es ist der junge Freund," versetzte Voland, „welcher auf jenem Maskenballe in C... vor vier Jahren Ihre Lebensansichten so gewandt bestritten hat."

„Willkommen!" rief der Graf, — denn dies war der zweite Reiter, — „so sind wir ja alte Universitätsfreunde."

So wurden unter dem nächtlichen Himmel alte Bekanntschaften munter erneuert.

Der Graf hieß den Diener, welcher ihnen nachgeritten war, absteigen, und Georg das Pferd vorführen. Wie auf Schwingen des Sturmwindes flog nun die Gesellschaft in das Städtchen hinein.

Drittes Capitel.

Mit Herzlichkeit und Jubel wurden die Längsterwarteten im Hochzeitshause empfangen, und Georg hatte kaum Odem genug, um alle Fragen, wie er mit den Willkommenen zusammen gekommen sei, zu beantworten.

Der Graf hatte sich zu den Eltern des Brautpaars und zu diesem selbst gewendet, Doctor Voland als einen seiner alten Bekannten, welcher jetzt bei ihm auf Besuch wäre, vorgestellt und auf artige Weise eingeführt.

Während des langen Tischgebetes zog Voland seinen ehemaligen Reisegefährten in das Fenster und flüsterte ihm Eins um das Andere zu.

Bald waren um die köstliche Tafel herum die fröhlichen Gäste versammelt. Obenan saß das Brautpaar, Lina daneben, weiter unten Georg zwischen dem Grafen und dem Doctor.

Eine allgemeine Heiterkeit hatte sich über alle Gesichter ausgegossen. Witz und Scherz flog hinüber und herüber.

Vor Allem belebte Doctor Voland mit mancherlei Ta-

schenspielereien die Tafelgenossen, indem er bald aus einer Weinflasche vielfarbiges Feuer spielen, bald den Apfel unter der Hand der Tischnachbarin als Sperling fortfliegen ließ. Ein ausgelassenes Gelächter wußte er anzuschüren und zu unterhalten.

Der Geist des Weins regte immer lebhafter die Gemüther an. Ein Trinkspruch um den andern erklang. Wie einmal die Unterhaltung ebbete, hob Voland das Glas und rief:

„Es leb' des Feuers schöne Macht,
Das Feuer, das den Wein gemacht,
Das in dem Busen Aller bebt;
Der alte Feuergeist, er lebt!“

Rings fiel der Chorus schallend ein: „Der alte Feuergeist lebe! lebe hoch!“ — Und abermals hob er sich und rief mit besonderem, ihm eigenen Lächeln:

„Der Schlangenring der Ewigkeit
Soll stets um uns're Herzen schweben;
So soll auch heut' die Schlange leben!“

„Die Schlange soll leben!“ klang es ringsum schallend und gellend schmetterten die Trompeten und Pauken in langer Fanfare.

„Fräulein Lina,“ flüsterte der Graf zu Georg, „ist fürwahr das liebenswürdigste Weib, das ich nur je gesehen habe, dazu gemacht, um einen Mann auf ewig zu fesseln.“ „Venlot!“ versetzte auf der andern Seite Voland, „du weißt, ich hasse die Thorheit, welche man Liebe nennt, so ziemlich; aber dennoch will ich gern glauben, daß ein Mann, welcher diese Jungfrau die Seinige nennen könnte, wirklich zu beneiden wäre. Wie lieblich ihr Blut durch die zarte Haut schimmert! — Es ist, als wenn der Hauch ihres Odems,

vor dem ihr Busen im leisen Wogen aufbebt, den ewigen Jüngling Bachus aus dem Olymp herabzaubern könnte, um sie, eine schmachtende Ariadne, zu der Seligkeit ewigen Genusses emporzuheben! Tiger müssen vor ihren Blicken gezähmt sich hinschmiegen, um ihr zu dienen."

Georg fühlte bei diesen Worten sein ganzes Blut empört, und nur vergebens suchte er dieses Feuer, welches in ihm brannte, mit Wein abzulöschen. Immer mehr ging ihm die ruhige Besinnung verloren, und immer schwächer sprach die warnende Stimme in seiner Brust zu ihm.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man rückte Tische und Stühle zur Seite, um Raum zum Tanzen zu gewinnen, während unterdessen die Gesellschaft in zerstreuten Gruppen im Saale und in den Nebenzimmern plaudernd umherstand.

Vergeblich hatte Heinrich seinen Freund von Boland abzuziehen gesucht; vergeblich regte sich in Georg selbst der Gedanke, daß doch eigentlich sein leichtsinniger, schwer verbüßter Wortbruch in Persien, welcher Aquilina vielleicht auf immer von ihm getrennt habe, durch Boland's Einfluß auf ihn verursacht sein möchte, umsonst suchten ihn endlich Lina's umflorte Blicke, er ließ sich dennoch gern von dem, zu vielfarbigen Lichtern des Witzes aufstrahlenden, Gespräche desselben hinreißen.

Er saß mit ihm an einem Tische und ließ sich durch Trinksprüche fortwährend verleiten, sich des frisch duftenden Weinglases zu bedienen.

„Doctor!" rief er, „es war dennoch schön, wie wir gleich einem Adlerpaare durch die Welt zogen! Daß ich in Persien, ich werde ewig daran denken! das schönste Kleinod meines Lebens so schändlich aufgeopfert habe!" —

„Davon laß' uns heute schweigen," versetzte dieser; „nur der fröhlichen Gegenwart sei dieses Glas gebracht! Ich bitte dich, nur heute keine Sentenzen, nur heute keine Abendzeitung! Du bist ein Narr! habe ich dir längst gesagt, ein guter zwar, aber doch einer; nicht in der Vergangenheit, nicht im Künftigen, im Gegenwärtigen liegt das Glück. Wär' ich doch so jung und schön, wie du; ich wüßte dann, wo eine Rose für mich blühte!"

Eben spielte die Musik zum Tanze auf. Der Graf tanzte den ersten Reigen mit der Braut und führte sie dann dem Bräutigam mit höflichen Verbeugungen wieder zurück.

Georg flog bereits mit Lina im Tanze den Saal flüchtig und leicht hinunter. „Ein schönes Paar," flüsterten die Zuschauer umher, „das sollte sich nie trennen!"

Georg war eine Gluth, welche bis in seine Fingerspitzen, mit welchen er die Hand seiner Tänzerin hielt, vorzuckte.

Nach geendigtem Reigen trat Heinrich zu ihm und flüsterte ihm zu: „Freund, ich kenne dich heute nicht mehr." Georg drückte ihn an sich und einen festen Kuß auf seine Wange und war ihm, und zu neuem Tanze entflohen.

Viertes Capitel.

Mitternacht kam unbemerkt heran. Kühlung zu genießen, war Georg in den Vorsaal gegangen und hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. —

Nur ein Gedanke, oder vielmehr nur eine Anschauung stand in seiner Seele. Nur dem Bilde Lina's, das seine Einbildung fortwährend ihm auch hier vorwob, war sein ganzes Wesen hingegeben.

Vergebens, gleich einem Ertrinkenden, welcher nach einem schwimmenden Halm, um sich daran empor zu helfen, instinktartig greift, sprach er den Namen: „Aquilina!" leise für sich aus. Aber selbst die Aehnlichkeit des Namens Lina mit diesem, selbst wenn sie jener Ueberirdischen auch nicht wundersam geglichen hätte, bannte den vielfach Aufgereizten und Aufglühenden in Lina's Zauberkreis.

Eben gingen mehrere ältere Damen, unter diesen Rudolph's Mutter, an ihm vorbei, in die Brautkammer. Die Thüre blieb offen stehen. Ihm war es, als ob er in ein kleines Feenreich hineinschaute.

„Und das hübsche Schlafhäubchen," sprach bewundernd die eine Matrone, „mit den feinen Spitzen!" „Es sind welche aus Brüssel," versetzte die Brautmutter, „ein Handelsfreund hat sie uns vor einigen Jahren bereits überschickt." — „Wie weiß und sauber die zwei Betten neben einander stehen!" versetzte eine Dritte; „Gott wird die guten Kinder segnen!" —

Nachdem die Matronen sattsam dieses Heiligthum durchschaut hatten, schlichen sie sich wieder davon. Georg seufzte im gedankenlosen Hinstarren tief auf.

Plötzlich stand Voland vor ihm. „Freund," sprach er, „zaudere nicht! schwärme nicht dem Glücke vorüber, und renne nicht dem Wahnwitze einfältiger Einbildungen nach!" — Georg drückte ihm im stummen Schmerze verhaltener Neigung zu der unwillkührlich Geliebten die kalte Hand.

Voland faßte ihn beim Arme, zog ihn auf die andere

Seite des Saales, öffnete eine Thüre und schob ihn hinein; es war das für Karoline bestimmte Wohnzimmer.

Eine Lampe, deren Schein durch übergedeckten, seidenen Schirm gemildert war, verbreitete über die zierlichen Umgebungen ein magisches Helldunkel.

Lina, welche sich dorthin, um von langwierigen Tänzen sich zu erholen, zurückgezogen hatte, saß davor. Sie hatte auf ihren mildgerundeten, blendendweißen Arm ihr Haupt gestützt, die blonden, halbaufgelösten Locken quollen lieblich über und unter der Hand hervor.

Wie Georg eintrat, bebte sie auf. Kaum hatte sie ihn aber erkannt, so wich das erste Erschrecken einem weichen Lächeln, das um ihren rosig leuchtenden Mund schwebte. „Ach, Georg!“ sprach sie bewegt, „was kommen Sie jetzt hieher?“

Er faßte ihre Hand, sie entzog sie ihm nicht und er bedeckte sie mit heißen Küssen und brennenden Thränen. „Um Gotteswillen,“ rief die schöne Jungfrau, „ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich!“ — Sie sah mit unaussprechlicher Milde in sein thränenfeuchtes Antlitz.

„Lina, liebst du mich?“ flüsterte er, schlang seinen Arm um ihren Nacken, und in brennenden Küssen schmolzen dürstende Lippen zusammen.

Von Neuem suchte er ihre Hand zu fassen, da sah er — und Gewissensschauer packten grimmig seine Seele an — den Stein im Ringe, welchen ihm Aquilina gegeben, wie einen Stern, unzählige Strahlen auswerfend, im blendenden Lichte an seiner Hand funkeln. „Wehe mir!“ schrie er entsetzt, „ach, Aquilina! Aquilina!“ — und stürzte mit diesen Worten zum Gemache hinaus.

Der Doctor ergriff ihn draußen und rief hastig und

leise, und wie in heimlich grimmiger Freude: „Herzens-junge, du weißt dich zu benehmen! Herzensfreund!"

„Verruchter!" schrie Georg auf und schleuderte ihn mit Riesengewalt von sich. Ein leises, kaum hörbares Weinen schlich sich wildfremd durch dieses Getöse hindurch.

Mehrere Gäste stürzten aus dem Saale heraus und verworrene Stimmen riefen: „Was giebt es? Was war das?" „Ha! Ha!" lachte der Doctor, „der Wein wirkt gut, man kann darüber stolpern!" und ging mit der lachenden und jubelnden Menge hinein in den Saal.

Georg war in das Ankleidezimmer gesprungen; er nahm Hut und Mantel und schlich betäubt nach Hause.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Wie auf eine schwüle Sommernacht, welche, vollgesättigt von elektrischer Materie, sich im heimlichen Grollen über den Bergen lange mit sich selbst besprochen und dann auf einmal mit ungeheueren Donnerschlägen und zündenden Blitzen alle Gluth aus ihrem Busen über die bange Erde geschüttet hat, oft ein unerfreulicher, trüber Morgen folgt, so kam auch jetzt über Georg's Seele schmerzliches Mißbehagen und Reue über sein Vergehen.

Das beißende Gefühl seiner Schwäche, das Bewußtsein, alle die Angelobungen, welche er sich selbst gethan und täglich wiederholt hatte, gebrochen zu haben, der Gedanke, daß er an der heiligsten Gastfreundschaft und an Lina und ihrer unschuldigen Liebe zugleich schändlichen Verrath begangen habe, und die endliche Ueberzeugung, daß er, um den Versuchungen seines eigenen Herzens zu entfliehen, seinen Freund, Lina selbst und sein Asyl verlassen müßte, peinigte ihn ohne Aufhören.

Als jagte ihn sein eigener Schatten, rannte er im Zimmer ruhelos, seufzend und händeringend umher.

Es ist eigen, daß der edlere Mensch bei Verirrungen,

welche der rohere kaum als solche anerkennt, eben solche Natternbisse in seiner Seele, wie der gemeinere Verbrecher vielleicht kaum bei der schändlichsten Unthat, fühlt.

Wohl konnte er es sich nicht leugnen, daß sich ihm in der versicherten Gegenliebe Lina's, der wunderholden Jungfrau, ein Eden der Seligkeit aufgethan habe, aber nur zu sehr fühlte er, wie von diesem Glücke ihn die Geißel seines Gewissens als einen Unwürdigen hinwegtrieb. So blieb ihm Nichts übrig, als stumme Verzweiflung und Selbstverachtung.

Regte sich in ihm auch noch die langgenährte Hoffnung, Aquilina, wenn auch nur nach seinem Tode, wieder zu finden, so floß ihm dennoch unwillkürlich Lina und Aquilina in einem Gedanken zusammen.

„Bleibe dir selbst treu!“ — diese Worte, welche einst Aquilina zu ihm gesprochen, und selbst das Pfand ihrer Liebe, der Ring mit dem trüben Steine, welcher in seinem wunderbaren Aufflammen ihn aus Lina's Armen hinweggeblitzt hatte, entschied jetzt über ihn.

Trennung, Flucht, büßendes Bereuen waren die Ideen, welche sich immer mehr seiner bemeisterten und einigermaßen die Pein seiner Seele beschwichtigten.

In dieser Stimmung setzte er sich hin an das Pult, ergriff die Feder und schrieb:

„An Lina!

„Ich muß fliehen, mein Fräulein! Könnte ich es vor mir selbst und den Qualen meines Innern! — Sie fliehen? Ach. daß ich es muß, ich Elender, jedes Mitleids baar und ledig! — dennoch muß ich, denn ich bin zu schwach, um dem Liebesbanne, welcher von Ihnen ausgeht, mich hinreißt, mich betäubt, mich Alles vergessen läßt, selbst die

heiligste Pflicht, welche mich an eine Ihrer himmlischen Schwestern immer binden muß, zu widerstehen. Unendlich wird meine Liebe, welche jetzt Sünde ist, zu Ihnen sein, ich will darnach ringen, daß sie zur reinsten Bruderliebe sich verkläre. Daß ich es vermöchte!

„Bittere und dennoch süße Thränen brechen aus meinen Augen! Könnte ich sterben, sterben zu Ihren Füßen!

„Ich würde lügen, wenn ich wünschen sollte, daß Sie je meiner vergäßen, und dennnoch muß ich es wollen! Schwer ist meine Brust belastet von argem Leide. Leben Sie glücklich! entziehen Sie nicht alle Huld einem Unglückseligen. Muß ich es sagen? — dieses herbe Wort — leben Sie wohl! ich aber werde, ewig Ihrer gedenkend, ewig mich unglücklich fühlen. Georg Venlot."

Er siegelte und überschrieb den Brief. Unruhig und angegriffen warf er sich auf das Sopha und drückte sein Gesicht hinein in die Kissen.

Zweites Capitel.

Georg hatte noch nicht lange so dort gelegen, so klopfte es an seine Thür. Er rief: „Herein!", die Thür öffnete sich, Doctor Voland zeigte sich und stand vor ihm.

„Ich habe nunmehr Langeweile drüben beim Feste," begann er zu sprechen, „darum komme ich zu dir, mein Freund!"

„Verruchter!" schrie Georg auf, „nenne mich nicht

deinen Freund; verhaßt bist du mir mehr, als ein Pest=geschwür, mehr, als die Natter, welche dir gleicht! Warst du es nicht, der mir früher immer vorspiegelte, Aquilina wäre nur eine Ausgeburt meiner Phantasie? warst du es nicht, der in Persien meine Eitelkeit, um die Königstochter zu werben, so tückisch zu erregen wußte?"

„Was ist dir? ich verstehe dich nicht," versetzte Voland; „ich war nie mit dir in Persien! — Aquilina? Königstochter? Bist du krank oder wahnwitzig?"

„Höhnisches Unwesen," erwiederte Georg, „laß' mich! Lügengeist! Abschaum der Menschheit! Ueber mich Verblendeten, der ich dich je zu meinem Gesellen machen konnte!" —

„Schüttle dich aus!" versetzte lächelnd Voland; „du siehst, ich kann mit Freunden Geduld haben, zumal wenn der Wein aus ihnen faselt!"

„Schrecklich, schändlich!" rief Georg. „Alle die Noth, welche nach meinem Falle mich ängstigte, die Bettlerarmuth und tausendfachen Kummer in ihrer Begleitung will ich dir nicht anrechnen, aber stehe mir Rede und gieb, du Verstockter, mir Antwort! Warst du es nicht, der noch vor wenig Stunden ein schönes Gefühl in mir zu einer theuren Freundin so niederträchtig zu schüren wußte, bis ich von Neuem in meiner Seele an ihr, an Aquilina sündigte? Schändlicher, warst du es nicht, der meinen Verstand an mein Blut verkuppelte?"

„Sticht doch der Romanschreiber überall vor!" versetzte der Doctor. „Was gehen mich deine Liebschaften an? Hattest du nicht stets selbst freies Thun und Lassen? Und habe ich je einen Vortheil von deinen Späßen gehabt, die ich nun verantworten soll? Da nun der Wurm satt hat,

möchte er mir den Ueberfluß in das Gesicht speien! Was kann ich dafür, daß du diesen Abend süße Küsse genascht und überhaupt gemerkt hast, daß nicht im Streben, sondern im Genusse das Glück liegt? Kann ich dafür, daß deine Befangenheit, die dir freilich natürlich, aber nicht mein Fehler ist, dich wieder quält? Ueberhaupt, ist es denn meine Schuld, daß kein Erschaffener je glücklich sein und sich nur einigermaßen so fühlen kann in seliger Ahnung des Nichtseins?"

„Satan! Satan!" schrie Georg auf, „dies ist deine Sprache. Verführer meiner Jugend, Satan! ich kenne dich nunmehr; doch an mir hast du keinen Theil!"

„Scherzeshalber will ich einmal die Rolle des Genannten übernehmen, und nun, was hättest du an mir und meinen Diensten, welche ich dir geleistet habe, auszusetzen?"

„So sprich," rief Georg, „was drängst du dich ungerufen an mich? Was willst du mit mir?"

„So wisse und bebe!" sprach der Sonderbare. „Horch' auf, Menschenkind! so wohlgelaunt, wie jetzt, triffst du mich selten, daß ich dir einen hellen Blick in die Geisterwelt gestatten möchte."

Voland's Worte rollten jetzt, wie Donner, oder wie das Hallen von Posaunen.

Er fuhr fort: „Als im unermeßlichen Irrwahne der Urgeist sich von Neuem schaffen wollte, mußte sich sein Wesen dreifach trennen, in das unbedingt Ruhende, in das unbedingt Strebende und in das Allverneinende. Die letztere Seele bin ich.

„Der Zweck der Schöpfung sollte ewig werdende Glückseligkeit sein, indem der Geist des Strebenden zum Geiste der unbedingten Ruhe ewig sich hinüberläutern sollte.

Aber wie konnte der Schöpfer je das Erschaffene selbst werden?

„Hierinnen liegt der große Widerspruch des Daseienden mit sich selbst.

„Endloses Ringen nach Allglückseligkeit, welche unmöglich ist, und das Zurückstürzen der Wesen in endlose Verzweiflung ist das Loos des Geschaffenen.

„In diesem Punkte brennt die dunkle Wunde der verfehlten Schöpfung.

„Als ich diesen Fehler nach Jahrtausend langem Grübeln entdeckte, überkam mich ein unermeßlicher Jammer.

„Still und denkend lag ich dem Schaffer und seinem Weltalle gegenüber, ewig frei in der Urnacht des Nichtseins. Und wie ich sann und grübelte, fand ich des Räthsels Lösung. Das Problem mußte sich in entgegengesetzter Richtung lösen. Im Nichtsein nur ist Ruhe; alles Seiende strebt seiner Natur nach darauf hin.

„Da stieg ich auf, den verworrenen Knäuel der Schöpfung zu lösen. Welten stürzten vor meinem Fußtritte um, und über Eure Erde goß sich vor Angst das Weltmeer.

„Jeder Irrthum muß in sein Nichts zurückfallen; darum machte ich mir die Aufgabe, bis in die Materie die strebenden, armen, unglücklichen Geister zurückzuführen und sie dann mit der Materie zugleich aufzulösen."

„Schrecklicher!" seufzte Georg, „ist dir dieses je möglich geworden, bis zur starren Unempfindlichkeit, bis zum vergehenden Rauche ein denkendes Wesen zurückzubringen?"

„Und warum nicht?" versetzte Jener. „Hast du nie davon gehört, wie uralter Mythos, dessen Mysterien Ihr aber ungläubig im einfältigen Hochmuthe nicht verstehen wollt, von Menschen spricht, welche in Thiere und Steine

verwandelt worden sind? Hast du noch nie gehört von meinen Anbetern in Indien, welche ihren Geist, selbst das Empfinden ihres Leibes abzutödten suchen, um die Glückseligkeit des Seins zu erlangen?

„Schaue um dich! betet mich nicht fast die ganze Welt an, indem sie das Strebende als unselig, das ruhig Hinstarrende aber als letztes Ziel hinstellt? Narr! siehst du nicht die ungemessene Menge der Geister in meinem Dienste glücklich, glücklicher wenigstens, als sie im alten Wahne, der sie im ewigen Kreislauf herumquält, sein könnten?

„Ich will blos das Allheil, welches in der Allruhe liegt; dahin muß ich den Schöpfer und das Geschaffene zurückbringen — zum Ruhepunkte des Nichtseins.

„Alle Elemente arbeiten in meinem Dienste, Vernichtung herbeizuführen. Unter und über der Erde toben die Vulcane, vom Nord- und Südpole herein schreiten meine Eisriesen, die Gletscher, und die Meere fressen unter und neben sich. Wie ich bereits im Monde alles Lebende verkalkt, andere Planeten gänzlich zersprengt habe, und wie so endlich Alles zusammenstürzen muß in ein glühendes, vernichtendes, sich selbst verzehrendes Chaos, wirst du nunmehr begreifen.

„Vergebens hat Er sich selbst in Menschengestalt für seine Schöpfung hinzuopfern gesucht! — er blieb Er, und die Schöpfung und die in Materie eingewickelte Geisterwelt blieb dennoch, was sie war — ein Mißgriff.

„Vergeblich hat er sich, um mich zu vernichten, dreifach getheilt; er blieb Eins und die Schaffung, so wie ich, außer ihm.

„Diesen Weltuntergang und meinen Sieg gesteht er selbst ein in seiner Offenbarung, welche er Euch gegeben hat.

„Wenn aber das Strebende in der Vernichtung seiner Hülle, der Materie, sich ausgeglichen hat zwischen mir und ihm, dann werde ich und er, wie die zwei Pole einer Stange, welche ganz vom Feuer verzehrt wird, zusammenfließen in Eins.

„Dieses und Anderes habe ich deinen Voreltern auf Island geoffenbaret in der Edda.

„Bis dahin ist Kampf! Mag der Wahn mit der Wahrheit um die Herrschaft ungezählte Zeiträume hindurch ringen, sie muß dennoch endlich siegen!

„Thor! darum werde dir selbst genug, verneinend ihn und den Wahnwitz seiner Schöpfung! Mein Herz ist voll des Erbarmens mit dir! — Einige dich mit meinem Geiste!"

Georg schrie vor Entsetzen auf: „Gott, mein Gott! wirf dieses Unwesen von mir hinweg und schenke mir deine Kraft gegen dasselbe!"

Voland stand vor ihm großartig und schön, doch todtenbleich und furchtbar. Leblos schien sein Gesicht, außer daß nur leise Krämpfe um seine eingezogenen Lippen hinspielten und unter der hohen Stirne die Augen, jedoch starr und unbewegt, im grünen Feuer leuchteten.

„Hebe dich von mir, Versucher!" rief Georg von Neuem, indem er, wie abwehrend, seine Hände vor sich hinstreckte.

Mit einem unnennbaren Ausdrucke im Gesichte schaute der Furchtbare ihn an. Er wandte sich. Das Haus erbebte und krachte und er verschwand.

Drittes Capitel.

„Georg! hast du den Erdstoß vernommen?“ Mit diesen Worten stürzte Heinrich, das Nachtlicht in der Hand, herein. Georg lag besinnungslos auf dem Sopha mit offenen, stieren Augen, von seiner Stirn perlte kalter Schweiß. Nur mit Mühe brachte Heinrich ihn zu sich selbst.

„Um Gotteswillen, Georg, du hättest hier des Todes sein können! Wer wird denn weiße Lilien in das Zimmer setzen, wenn man schlafen will?“ Er riß die Fenster auf und frische Morgenluft strömte in das Zimmer. Georg wankte an seinem Arme hin. Wie dem von Stürmen und Mühen ermatteten Schiffer der Leuchtthurm an der Küste des Vaterlandes fröhlich in die Augen fällt, so herzerquickend war jetzt für Georg der Anblick des Morgensterns, welcher in ungewöhnlicher Pracht emporleuchtete.

„Und hast du wirklich Nichts vom Erdbeben, das mich aus dem Schlafe und aus dem Bette zu dir gejagt, vernommen?“ fragte Heinrich.

„Ich glaube,“ versetzte Georg, „ich habe den schlimmsten Traum, den nur ein Mensch träumen kann, gehabt.“

„Du warst auch gestern,“ erwiederte Heinrich, „sonderlich ausgelassen. Ich dachte mir es gleich, daß dir unwohl sein müsse, da du dich heimlich nach Hause stahlst. Mit dem Doctor habe ich mich ausgesöhnt; es ist ein unglaublich tiefsinniger Kopf.“ Georg sagte kein Wort darauf. Im Fieberschauer zitterte leise sein ganzer Leib.

Heinrich sah den Brief, an Lina überschrieben, auf dem Tische liegen. „Was ist das?“ fragte er. „Freund! ich bitte dich,“ antwortete Georg mit matter Stimme, „nimm

diesen Brief und übergieb ihn heimlich deiner Pflegeschwester. Ich bitte dich herzlich darum!" Sein Freund sah ihn schweigend und betroffen an.

„Ja, Herzensfreund," fuhr Georg fort, „ich habe darinnen Abschied von der Herrlichen genommen; ich muß Euch verlassen!" „Du uns verlassen?" versetzte Heinrich, „und warum? Laß' kein Geheimniß obwalten zwischen mir und dir! Sei nur halb so mein Freund, wie ich der deinige bin!"

Georg stürzte in seine Arme und rief: „Ach, mein Freund! das Märchen, welches ich herausgegeben habe, ist nicht erdichtet, es ist meine wahre Lebensgeschichte!"

„Bei Gott!" versetzte Heinrich, „du sprichst im Fieber; ich fühle es an deiner heißen Hand, wie krank du bist."

„Nein! Heinrich," sprach Georg weiter, „es ist nicht Phantasie, es ist wirklich Geschehenes, was du gelesen hast, eben so gut ich an Aquilina, an dir, an mir, ach, und an Lina, welcher ich an dem vergangenen Abend meine verbrecherische Leidenschaft für sie gestanden habe, schmählichen Verrath begangen habe!"

„O, nun sehe ich," rief Heinrich aus, „wie das Unglück, vor dessen entferntem Anblicke sich schon unsere Sinne verwirren, von Neuem drohend über uns heraufzieht! — Wir waren zu glücklich unter uns; nun werden unsere Herzen wieder dafür bluten müssen!"

Auf einmal schrie Georg: „Wie wird mir?" und sank ohnmächtig in seines Freundes Arme.

Heinrich brachte den Fieberkranken zu Bette. Von nun an warf ihn die Fiebergluth in schrecklichen Phantasieen ununterbrochen herum. Mehrere Wochen lang rang seine gute Natur mit dem Krankheitsstoffe. Er wußte während dieser Zeit Nichts von sich selbst und von seiner Umgebung.

In der fünften Woche seines Fiebers fiel er endlich gegen Abend in einen sanften Schlaf. Er dauerte die ganze Nacht hindurch bis zum Mittage des folgenden Tages.

Als er aufwachte, war es ihm, als wäre vor seinem geblendeten Auge eben eine weiße Gestalt vorübergeflohen. Es war Lina! sagte ihm sein Herz. Um sein Bett herum saßen sein Freund Heinrich, dessen Mutter und der Arzt. Ein leerer Stuhl, welcher ihm zunächst stand, verrieth ihm, daß kurz vorher noch Jemand bei ihm gewesen war.

Er fühlte sich fieberfrei und doppelt erquickt, wie er sowohl den herzlichen Antheil, den man an ihm genommen hatte, als nun auch die Freude über sein Wohlbefinden bei allen den Trefflichen, welche elterlich, brüderlich ihn umfingen, wieder bemerken konnte. —

Sieben Tage nachher konnte er schon wieder, wenn auch noch matt, an der Hand seines Freundes, welcher weich und mild mit dem tiefen Gefühle herzlichster Anhänglichkeit sich zu ihm jetzt, wie zu einer geliebten Braut, hinneigte, wieder hinaus vor das Thor in das Freie wandeln.

Schon standen die Gefilde kahl und aller Frucht beraubt. Die Blätter der Bäume verfärbten sich und logen mit grellen Todtenfarben den Blüthenlenz nach. Auf dem hohen Kirchendache, um den Glockenthurm herum, sammelten sich mit lärmendem Gezwitscher Schwärme von Schwalben, um in andere Länder zu wandern, wo eine mildere Sonne scheint.

Heinrich deutete in die öden Felder hinaus und sagte: „Sieh', mein Georg, so geht denn Alles, nachdem es sich lange zuvor zum Abschiede vorbereitet hat, zur Auflösung heim, um nach kurzer Frist blühend, schmachtend, mit süßen Klagen, tausendfach lebendig wieder empor zu steigen.

Ob wir nun auch so hinüberwandeln, um endlich zu neuem, kräftigem Sein wieder empor zu leben?" —

Viertes Capitel.

Georg hatte seit jenem verhängnißvollen Augenblicke Lina nicht wieder gesehen. Um nach ihr zu fragen, hielt eine besondere Schüchternheit ihn zurück, so gern er auch gewußt hätte, ob Heinrich den Brief an sie bestellt habe. Zwar dachte er auch von Neuem an seine Abreise, aber theils mußte er sich sagen, daß seine schwach befestigte Gesundheit von einer solchen Wanderung, dem Verlassensein und dem Elende entgegen, vielleicht auf immer untergraben würde, theils aber fühlte er sich auch durch die herzliche Pflege, welche ihm von seinem Freunde und dessen Eltern angediehen war, mit neuen Fesseln der Dankbarkeit und der Freundschaft an die Trefflichen gebunden.

Wie er sich nunmehr wieder einigermaßen gekräftiget fühlte, schickte Graf Rüderig seinen Wagen und ließ ihn zu sich fahren.

Diese Aufmerksamkeit, so wie die freundlichste Aufnahme, welche er im Schlosse fand, that ihm jetzt vielfach wohl.

Wenn der Graf selbst seinen gebeugten Geist unvermerkt durch die gewandteste und erheiterndste Unterhaltung wieder aufrichtete und ihn endlich allen Genüssen der Geselligkeit wieder zuführte, so fand er sich nicht minder von dem zarten Sinne der Gräfin, welche in seiner Brust die

angenehmsten Empfindungen hervorzuzaubern wußte, wohlthuend angesprochen.

Doctor Boland, nach dem er sich einmal schüchtern erkundigt hatte, war bereits vor einiger Zeit wieder von Ellerhausen abgereist. Der Graf versicherte ihm, daß es einer seiner ältesten und trefflichsten Bekannten wäre und nur die üble Gewohnheit habe, daß er sich nirgends lange aufhalten ließe.

So verging einige Zeit, während Georg fast einen Tag um den andern in Ellerhausen war. Heinrich's Eltern hatte er zu verschiedenen Malen in der Stadt besucht, Lina aber nie dort angetroffen. Außerdem schien es, als wenn man mit besonderer Absicht ihn nicht an sie erinnern wollte.

Endlich wagte er es, bei seinem Freunde Heinrich sich nach ihr zu erkundigen.

„Ich will dir keine Vorwürfe machen," entgegnete dieser, „darum muß und will ich von allem Uebrigen schweigen und dir nur dasjenige einhändigen, was ich auf deine Nachfrage darum zu überreichen habe." Es war ein Brief. Georg erbrach ihn schnell und las:

> „Es ist vorüber! — Meinetwegen Ihren Freund und uns Alle zu verlassen, dürfte nun nicht nöthig sein.
> Lina."

Georg schloß daraus, daß Lina das Abenteuer an jenem Abende zu vergessen wünsche, oder, indem sie sich beleidigt fühle, ihn bereits selbst der Vergessenheit geweiht habe. Er täuschte sich.

Möchte dem Erzähler erlassen sein, den düsteren Schleier von Lina's blutendem Herzen, in dessen zartestem Lebenskeime der heimlich tödtende Wurm nagt, hinwegzuziehen! —

Wenn ein holdes Wesen, ausgestattet vom zärtlichsten Muttersinne der Natur mit den tiefsten und schönsten Gefühlen, und zugleich geziert mit jeder Anmuth und Schönheit, langsam und grausam gequält, langsam vergehen muß, und endlich selbst der Tod vor ihm gerührt und zaudernd steht, und es, wie im innigen Mitleide, liebkost mit gebeindurchrieselnden Schauern, da muß sich vor der werdenden Heiligen selbst die Muse weinend neigen und ihr Antlitz und die trüben Augen verhüllen.

Lina war wie eine halberblühte und eben geknickte Lilie, welche unvermerkt und langsam hinwelkt. Ihr Gesicht hatte der Seelenschmerz seit jener Nacht zu einer schönen Bleiche verklärt und eine wunderbare Klarheit in ihren Augen angezündet. Ihre Schmuckringe hatte sie von sich gelegt, ehe sie ihr noch völlig zu weit wurden. Niemand ahnete, daß ein stiller Engel, himmelwärts deutend, ihr zur Seite ging. Nur wenn gegen Abend zwei rosige, schmale Streifen auf ihren Wangen, nicht von der fröhlichen Gesundheit dort gemalt, sich entzündeten und am späteren Abende endlich ihr ganzes Antlitz in einer rosigen Gluth, gleich wie das der eisigen Jungfrau im Alpenlande von der untergehenden Sonne herrlicher angestrahlt wird, als von der aufgehenden, purpurn aufleuchtete, wurde nur Mutter Meier immer bedenklicher, obgleich sie ihr versicherte, daß sie sich ganz wohl fühle.

So gehe denn hin, Märtyrerin der Liebe, sanfte Dulderin, herrliches Weib! — Deiner wird nie vergessen werden, so lange diese Zeilen leben! — Himmlische sind bereit, dir zu dienen, und deine Herrlichkeit dort oben vermißte dich längst!

Wird dein Herz, dieses arme, zitternde, dem Leben

dennoch immer zugeneigte Kind, dann und wann zu schwer, so gebe dir dein guter Engel eine kurze, fromme Thräne und langen Trost; und tritt das Bild des Geliebten, ärgeren Schmerz erregend, in aller seiner verlockenden Anmuth vor deine Seele, so bedaure den Armen in seiner Verblendung, denn er liebt dennoch nur dich, mehr als er selbst denkt.

In den schrecklichen Stunden aber, wo dein Herz zuweilen mit seinen Schlägen auf einmal aufhört, dann von Neuem ängstlicher zu pochen beginnt und dich so erschrocken an die Minute mahnt, wo es auf immer stille stehen wird, richte dein brennendes Auge und deine bebende Seele nach Oben hin, von wo unsichtbar freundliche Engel heruntersteigen, um dich zu trösten und empor zu richten. —

Warum mußte ihm, Georg, so wie fast allen Anderen, dieses stille Anschicken zu langem Abschiede verborgen bleiben? Nicht zum letzten Male sollte sich Georg täuschen.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Georg hatte sich endlich von dem kurzen, aber heftigen Fieberanfalle völlig wieder hergestellt. Er fühlte sich kräftiger, als je, in frischer Gesundheit aufgeweckt und angeregt.

Der Gedanke, daß Lina ihm abhold geworden sein müsse, war ihm gewissermaßen lieb, denn nur in ihm konnte er Beruhigung für die Vorwürfe seines Gewissens finden. Zugleich mochte er die Hoffnung, sich ihre Zuneigung, aber nur als eine herzlich schwesterliche, endlich wieder zu gewinnen, in sich gern nähren.

So gab er sich einer halb wahren, halb erlogenen Ruhe, welche ihn wenigstens für den Augenblick betäubte, willig hin.

Er nahm seine geschichtlichen Arbeiten wieder auf, um einen Stoff zu einem Volkstrauerspiele, welchen er schon längst bei sich herumgetragen hatte, immer gediegener auf geschichtlichen Thatsachen zu begründen.

Während er in dieser Weise mit poetischen Planen und Phantasieen sich zu beschäftigen und vor dem innern Zerwürfnisse sich zu retten suchte, trat der Gedanke an seine Abreise immer mehr in den Hintergrund zurück.

Der gesellschaftliche Verkehr mit Lina's Freundinnen, welcher ihm so manche angenehme Stunde verschafft hatte, war theils durch Karolinens Verheirathung mit Rudolph unterbrochen, theils von ihm selbst absichtlich nicht wieder angeknüpft geworden. Er hörte von den Lieben nur dann und wann Etwas durch Rudolph, welcher ihn und Heinrich auch jetzt noch fleißig besuchte.

Kurz vor Michaelis hoffte er, sie Alle, und mit geheimer Scheu, und dennoch mit kaum zu verbergender Sehnsucht, unter ihnen auch Lina endlich wieder zu sehen. Graf Rüderig und dessen Gemahlin hatten die beiden Freunde, Lina mit ihren Gespielinnen und das junge Ehepaar nebst vielen andern geselligen Herren und Damen aus der Umgegend zu einem Familienfeste eingeladen.

Er hatte sich vorgenommen, mit Heinrich und Lina zugleich hinauszufahren, um gelegentlich eine endliche Versöhnung mit der Schwergekränkten einzuleiten.

Der Sachwalter aber, welchem er, während der Abwesenheit von seiner Heimath, die wegen seiner Erbschaftsangelegenheit zwischen ihm und seinen Seitenverwandten anhängige Prozeßsache übergeben hatte, reiste in anderen Aufträgen eben durch dieses Städtchen und benutzte zugleich diese Gelegenheit, sich mit ihm langathmig zu besprechen. Georg mußte daher Heinrich mit seiner Mutter und Lina allein fahren lassen und erst gegen Abend gelang es ihm, sich von dem Lästigen loszumachen, und einsam nachzugehen.

Als er dort ankam, fand er die ganze Gesellschaft um den Grafen versammelt, welcher den letzten Akt aus Göthe's „Clavigo" vorlas.

Schnell hatten seine Augen beim Eintritte, im heller-

leuchteten Saale Lina gesucht und gefunden. In zauberhafter Röthe schien ihm ihr schönes Gesicht mit den feuchten, hellen Augen entgegen.

Kaum vermochte er mit gehöriger Fassung die gebräuchliche Begrüßung zu geben und zu nehmen. Zu Lina's Seite wies ihm die Gräfin seinen Sitz an. Er bat den Grafen, mit dem Vorlesen dieses Trauerspieles fortzufahren.

Auf seine Versicherung, daß ihm dieses Stück durchgängig bekannt und gegenwärtig sei, fuhr der Graf fort.

Georg saß mit gepreßtem Herzen neben Lina. Er konnte es nicht vermeiden, sie dann und wann heimlich anzublicken. Ihr Haupt war gesenkt, ihre Blicke zu Boden geschlagen. Seine Seele überflog eine unerklärliche, ahnungsvolle Wehmuth. Hätte er wissen können, wie das Schicksal Mariens nicht nur im vorgelesenen Trauerspiele sich entwickelt hatte, sondern auch eben jetzt mit tückischer Hand neben ihm in ein anderes Herz mordend hineingreife, so hätte er im Jammer vergehen müssen.

Freundlich verhüllt uns ein gütiges Geschick die werdenden Schrecknisse, denn wir sind stärker, das gegebene und nothwendige Uebel, als den Anblick des langsam sich emporhebenden und heranrückenden Medusenhauptes des Unglückes zu ertragen.

Mit den Worten: „Er stirbt. Rette dich, Bruder!“ war das Trauerspiel und der Vorleser am Ende.

Zweites Capitel.

Der Geist des Schauers hielt noch eine Zeit lang die Sprache der Versammelten gefesselt. Nach einer Weile begann endlich der Graf: „Es ruht ein ungemeiner Zauber in Göthe's Dichtungen, selbst in seinen schwächeren Werken. Mit welcher Klarheit sich die Charaktere herauswickeln! Wie anspruchlos, lebendig und innig ist seine Sprache!"

„Ich muß es gestehen," versetzte Rudolph, „daß ich von Clavigo, so wie überhaupt von Göthe's dramatischen Werken mich mehr abgestoßen, als angezogen fühle. In einem Trauerspiele will ich das Erhabene, das Großartige, welches hinreißt, mit einem Worte: Streben, Schuld und sühnenden Untergang eines Heldenmanns hören und sehen. Clavigo aber ist ein zu erbärmlich schwacher Mensch, als daß man Antheil an ihm und seinem Schicksale nehmen könnte; nur Beaumarchais möchte die einzige Figur sein, welche dieses abgestandene Stück etwas emporhält."

Georg rückte während dieser Rede auf dem Stuhle unruhig hin und her. Kaum hielt Rudolph in seiner Rede innen, so versetzte er: „Eingestanden, daß Clavigo nicht zu den größten Meisterwerken dieses Dichters gehört, so ist dennoch in diesem Stücke vielleicht das größte Kapitel aus dem Buche der Menschheit, eben so gut, wie in seinem „Faust", klar, ergreifend und überall tüchtig verhandelt."

Der Graf entgegnete lächelnd: „Die Beweise bleiben Sie uns gewiß nicht schuldig!" —

„Sie liegen im Stücke," fuhr Georg fort. „In Clavigo's Charakter schildert sich der Kampf eines unbestimmten Dichtertalentes mit der äußern, bestimmten, prosaischen Welt ab.

Wenn ein Genius, als solcher, zum Schöpfer seiner eigenen Welt sich berufen fühlt, so muß er in seiner eigenen Schöpfung frei, gottähnlich über der niederen Außenwelt zu stehen kommen. Zu diesem Zwecke muß er sich von jedem Befangnisse, selbst von der Liebe zum Weibe — insofern es das Untergehen des einen Selbstes in einem anderen ist, mit starkem Herzen losreißen. Zu dem Schaffen eines solchen Genius fühlte sich Clavigo hingedrängt. Er aber ist ein Unberufener, denn das Talent allein befähigt noch nicht, den Kampf mit dem Gewöhnlichen zu wagen. Clavigo ist, wie ihn der Dichter durch Carlos schildern läßt, Nichts, als unternehmend und biegsam, geistvoll und fleißig. In Maria, dem zarten Geschöpfe mit einem liebenden und beschränkten Herzen, erscheint ihm seine Musa, welche ihn zur Liebe und Poesie begeistert. In dieser Liebe beginnt er sein geistiges Leben und Schaffen. Der Beifall, welcher seinem Talente zu Theil wird, betäubt ihn, macht ihn vermessen und seiner Liebe vergessen. Für eitle Erdenzwecke — für den Hofruhm — beginnt er mit der Gemüthswelt einen Kampf, den nur um die Geisterfreiheit der ächte Genius wagen kann und darf. Dieses war Clavigo's Frevel und Verderben zugleich.

„Wage Keiner sich von der mütterlichen Brust des gemeinen, engbeschränkten Lebens loszureißen, wenn er nicht die Kraft fühlt, mit göttlicher Ruhe zu allem Erdenglücke sagen zu können: „Ich bedarf dich nicht!“ und zu den grimmigsten Seelenleiden der Menschheit: „Kommt herab auf mich, ich fürchte Euch nicht!“ Denn die Wahrheit heischt ein gewaltiges Herz und einen klaren, kräftigen Geist. Wehe dem, der die Gesetze der menschlichen Verhältnisse als ein Unmündiger überschreitet; denn sie wissen sich vielfach zu

rächen! Der Vollstrecker ihrer Rache aber an Clavigo war Beaumarchais."

„Und wer gewährt einem solchen Genius," erwiederte die Gräfin, „die Versicherung, daß er ein solches bevorzugtes Wesen sei und seines eingebildeten höheren Zweckes wegen, das Heiligste des Lebens, Liebe und Treue, und Herzen — edelmüthig genug! — brechen dürfe? Womit vermag ein solcher Halbgott alle die Thränen, welche er einem aufgeopferten Mitwesen auspreßt, all' den Kummer verlorener Ruhe, ja! selbst nur eine schlaflose Jammernacht, geschweige denn ein ganzes vernichtetes Leben, zu vergüten?" — Georg schwieg.

„Wenn eröffnet sich denn wieder unser schönes Privattheater?" fragte ein Fräulein den Grafen.

„Es ist wahr!" begann dieser, „wir müssen uns wieder einzurichten suchen. Wenn wir nun gleich mit der Aufführung des Clavigo anfingen? Wir könnten leicht alle Rollen des Stückes besetzen."

Dieser Vorschlag gefiel fast allgemein.

„Laßt uns doch einmal die Rollenvertheilung versuchen," fuhr der Graf fort, indem er das Personenverzeichniß vorzulesen begann. „Also zuerst: „Clavigo?" Herr Venlot."

„Ich stehe zu Dienst," versetzte dieser.

„Carlos?" Wenn sich sonst Niemand zu dieser Rolle meldet, will ich sie auf mich nehmen", bemerkte der Graf.

„Beaumarchais?"

„Dazu möchte ich mich gern entschließen", antwortete Rudolph.

„Jetzt aber zu den Damen!" rief der Graf. „Marie Beaumarchais?" Nach einer kurzen Pause sprach Lina vom Fenster her, wohin sie sich mit einer Freundin zurückgezogen

hatte: „Herr Graf, wenn Sie damit zufrieden sind, so übernehme ich diese Rolle; sie ist kurz, denn Marie hat fast nur zu sterben."

Nicht minder fanden die übrigen Rollen bereitwillige Abnehmer.

Einstimmig ward beschlossen, am nahen Michaelisfeste die Bühne mit der Aufführung dieses Stückes wieder einzuweihen.

Drittes Capitel.

Die Gesellschaft blieb noch lange im Schlosse zu Ellerhausen beisammen. Schon war es Nachts elf Uhr, als sie aufbrach. Lina fuhr mit ihrer Pflegemutter wieder in die Stadt zurück; Georg und Heinrich zogen es vor, zu Fuß den Heimweg anzutreten.

Mit seinen glitzernden Sternenlichtern wölbte sich der Himmel rein und klar über die ganze, stille Gegend, wie ein unendliches Heiligthum, empor. In den Bäumen blätterte der Wind herum und flüsterte, wie in sich selbst hinein, unverständliche Lieder von alter, untergegangener Herrlichkeit. Der Mond stieg eben am Himmel empor, wie ein ernstes, geisterbleiches Weib, das nur einmal liebend zur Erde niedergestiegen, den schönsten Schläfer zu küssen und in seine Träume hinein ein leises, wunderbares Wort zu sagen, um dann ewig von ihm getrennt, im ewigen Schweigen zu trauern. Ueber die Wiesen am Sumpf dahin stieg jetzt wallender Nebel; darunter hervor tanzten und spielten

Irrlichter, wie Erlkönigs Töchter, und, als die langen Schatten der beiden Wanderer über die Fläche sich hinüber zu ihnen streckten, schienen sie sich alle verwundert zu versammeln, um die sonderbaren Ankömmlinge betrachten zu wollen.

„Wenn ich hinaufschaue in den unermeßlichen Himmel," begann Heinrich zu sprechen, „und sehe die Millionen Sterne, welche fast eben so viel Sonnensysteme sein sollen, und bedenke dann, daß unsere Erde kaum ein Sonnenstäubchen in diesem großen Weltall ist, und daß endlich der Mensch, dieses eigenthümliche Geschöpf, gegen alles Dieses, ein Nichts ist, so fühle ich in mir eine Trostlosigkeit, welche nicht ausgesagt werden kann.

„Ich frage mich dann in der Stille: warum leben wir überhaupt? — Um glücklich zu sein? Nein; denn nur der Träumende oder Wahnsinnige kann glücklich sein, nicht aber der Erweckte; denn der Geist, welcher die gewaltige, unentwickelte Kraft in sich fühlt, kann eben deswegen, weil er Befriedigung des in ihn gelegten, immer fortbrennenden Durstes seiner Seele nach Wissen nimmermehr findet, weder Ruhe noch Glück, sondern nur Irrthum, Zweifel, kaum Dämmerlicht der Wahrheit gewinnen, und, überlegt er es wohl, sich kaum vor der Verzweiflung retten. Aber wenn soll dieses Unheil enden?" —

Georg seufzte tief; denn ihn überlief ein bekannter Fieberschauer. „Heinrich," sprach er leise, „wohin geht jetzt dein Geist?" —

„Das möchte ich eben wissen!" versetzte dieser. „Wenn nun endlich die ganze Schöpfung Nichts wäre, als eine in der Materie untergegangene Gottheit, welche, aufringend zur Freiheit, emporstieße in allerlei Schaffung und immer wie-

der erfolglos, jammernd, und dennoch fortringend, wieder untersänke? und wenn nun so alles Lebende und Wesende nur Eins, ein schreckliches Eins wäre, das, in sich selbst uneins, in den Bestrebungen, sich von einander loszuringen, Alles hervorgebracht hat und noch hervorbringt? und eben alles Fortbestehen nur in diesem Gottkampfe seine Ursache hätte? und wenn nun hier auf Erden der Menschengeist der höchste Punkt wäre, bis zu welchem sich diese Trostlosigkeit den Sieg über die Materie erränge? und diese Sehnsucht nach Vollkommenheit in uns weiter Nichts wäre, als die Uridee der um Freiheit streitenden, bald gänzlich untergehenden, bald aufsteigenden, im ewigen Leide wirkenden Gottheit? Wenn nun dieses Alles so wäre, Freund, Mitgott! mein Mit-Ich, müßten wir da nicht in stiller Verzweiflung um uns schauen und vor namenloser Angst vergehen?"

Georg war heftig ergriffen von den sonderbaren, verwegenen und schrecklichen Phantasieen seines Freundes. — Vergeblich hatte er sich bemüht, einige Zweifel geltend zu machen, Heinrich's Gedankenstrom riß ihn unwiderstehlich hin.

„Denke selbst nach: wie ist es möglich, daß eine freie Gottheit einen Geist, wie den des Menschen, schaffen gekonnt hat, einen Geist, welcher, ewigen Heiles werth, in ewiger Unseligkeit ruhelos, nie, nie ein Letztes, die Allvollkommenheit und in ihr das Urheil, das er doch ahnen muß, finden kann?

„Glaubst du, der Anachoretenwahn: die Materie, die Sinnlichkeit von sich abzuwerfen, habe nicht seinen Grund in demselben unseligen Gefühle?

„Hörst du nicht die heimlichen, herzzerschneidenden Töne

der Klage durch die ganze Natur hinziehen? Wenn du im Lenze, wo von Neuem das Losringen des Geistigen vom rohen Stoffe lebendiger beginnt, aus der Erde Gras und Blumen, aus den Zweigen Knospen und dann Blätter und Blüthen hervorwachsen, überall aber allerlei Gethier sich im Wasser, auf der Erde und in der Luft regen und bewegen siehst, und all' dieses Leben in mancherlei Tönen sich kund geben hörst, erfaßt dich da nicht, so wie jedem Menschen es überhaupt geschehen muß, ein unnennbares Weh, dessen Ewigkeit sich fühlen läßt? Ruft es nicht eben sowohl durch die Kehle der Nachtigall, wie durch das Geheul der Raubthiere mit schrecklicher, verstandloser Klage, die nur in der Brust des Menschen mehr Bewußtsein gewinnt und in vielen Weisen von seiner Lippe tönt, nach Freiheit empor?

„Schaue in die Augen der Thiere und den stummen Schmerz, welcher sich darinnen ausprägt, und höre auf das Rauschen des Windes, auf das Gemurmel der Quellen und schaue in die Kelche der Blumen hinein und zu dem Himmel empor, oder schlage selbst die Geschichte der Menschheit auf, so wirst du doch nur überall die klagende Stimme der Gottheit, bald mehr, bald minder, vernehmen! — Fühlst du nicht das Elend dieser Gottheit? Fühlst du es nicht?"

Heinrich wandte sich, und sah in das bleiche Gesicht seines Freundes. Sie stürzten einander in die Arme, Brust an Brust, Mund an Mund. Thränen funkelten in Georg's Augen. „Weine mir nicht!" flüsterte Heinrich, „dieser Schmerz ist für Thränen zu groß."

Die beiden Freunde kamen jetzt an das Gartenhaus.

Sie drückten sich einander die Hände und jeder ging in sein Zimmer.

Eben schlug es auf dem Thurme Zwölf; dann ward die Nacht wieder stille und stiller und fügte zu den Träumen der Menschen Schlaf und neue Träume. Ruhig wob sich der Sternenschleier am Himmel über der Erde fort, und der Wind spielte mit den Blättern in den Bäumen leise, leiser, als wolle auch er einschlafen, wie ein beschwichtigtes Kind, in dem Schooße der mütterlichen Nacht.

Viertes Capitel.

Zwei Tage darauf hatten die beiden Freunde vom Grafen Rüderig ihre Rollen überschickt erhalten. Georg war jetzt fast fortwährend in Ellerhausen mit Einrichtung der kleinen Bühne zur Aufführung dieses Stückes, zugleich mit dem Grafen beschäftigt. Er hatte kaum Zeit, seine langathmige Rolle einzustudiren.

In der allgemeinen Probe des Tags vor dem Feste griff das Spiel wacker zusammen; die kleine Störung, welche dadurch entstand, daß Lina sich hatte entschuldigen lassen und die Gräfin ihre Rolle dafür ablas, ungerechnet. Heinrich's Versicherungen, daß Lina ganz gewiß zur Aufführung des Stückes erscheinen und ihre Rolle wohl geben würde, hatten alle Fragen beschwichtigt.

Nach der Probe zog er seinen Freund bei Seite und flüsterte ihm zu, Lina habe die vergangene Nacht so un-

tröstlich an zu weinen begonnen, daß sie bis zum frühen Morgen nicht zu beruhigen, auch die Ursache von dieser außerordentlichen Erregung von ihr nicht herauszubringen, deswegen aber auch ihr unmöglich gewesen wäre, mit nach Ellerhausen zu kommen. Georg wurde von dieser Nachricht sehr bestürzt.

Er sowohl, als sein Freund Heinrich, fühlten, wie ein großes Unheil durch den Nebel der Zukunft mit entsetzlichem Auge gleich einer Klapperschlange sie anstiere und wider Willen sie banne, still zu stehen und die Vernichtung in qualvoller Ruhe abzuwarten.

So kam das Michaelisfest heran. Es war ein trüber Herbsttag. Dichte Wolken verhüllten die Sonne, so wie den ganzen Himmel. Ein ungewöhnlich rauher Wind, der erste Vorläufer des Winters, verkündete, daß die schöne Sommerszeit vorüber war.

Die ganze vornehme Welt der Umgegend hatte sich im großen Schloßsaale, wo die Bühne errichtet war, beim Einbruch der Nacht versammelt und Aller Augen waren auf den geheimnißvollen Vorhang, welcher eine Wunderwelt noch zu verbergen schien, neugierig gerichtet. Gespannt standen und saßen die Spieler hinter den Coulissen umher. Lina saß, wie in sich zusammen gesunken, an einem kleinen Tische, und starrte, wie es schien, gedankenlos in ihre Rolle hinein. Eine geheime Angst leitete immer Georg's Blicke auf sie hin. Verschiedene Male hatte er mit theilnehmenden Fragen sich an sie gewendet, aber mit zitternder Stimme erhielt er nur allgemeine Antworten. Eine gewisse Beklommenheit schien ihre Worte ersticken zu wollen.

Endlich schwieg die Musik. Der Graf und Georg mußten sich auf die Bühne begeben, und so die Uebrigen,

wie nun einen Jeden sein Stichwort rufen mochte. Sie spielten sämmtlich trefflich. Mit hinreißender Wahrheit gab Georg im dritten Akte die Stelle, wo Clavigo reuig, um Verzeihung und um Mariens Herz und Hand flehend, mit erneuerter Leidenschaft vor ihr erscheint, dagegen löste Lina mit einer ungemeinen Gewandtheit, oder vielmehr mit einer so gefühlten Tiefe eines schmerzenvollen Glückes diese Schwierigkeit ihrer Rolle, daß selbst der Graf hinter den Coulissen in das Bravogerufe der Zuschauer mit einstimmte, die Hereinstürzende in seinen Armen auffing und ihr entzückt die Hände küßte.

Zu Ende des vierten Akts ward endlich hinter der Scene die Leichenbahre, worauf Lina als Maria zu liegen kommen sollte, herbeigebracht.

Lina kam in einem weißen Leichengewande, auf der todtenbleichen Stirne den Myrthenkranz, aus dem Ankleidezimmer heraus. Sie wankte an Karolinens Arme einher.

Der Graf, sowie alle Uebrigen waren von dieser geisterhaften Erscheinung betroffen. „Um Gotteswillen, Fräulein!" flüsterte er ihr zu, „es ist Ihnen doch wohl?" „Mir scheint es so," antwortete sie. Im schmerzhaften Lächeln zuckten ihre Lippen.

Georg hob sie auf ihre Bahre. „Ich danke Ihnen für diesen letzten Freundschaftsdienst, wenn es denn der letzte sein sollte," sprach sie mit halbverhaltener Stimme.

Die Frauen besteckten sie mit Kränzen und Sträußen; jetzt nahte Rudolph mit dem Leichentuche, um es über sie hinzubreiten. Ehe dies noch geschah, sah sie noch einmal empor in Georg's Augen, welcher sich mit schmerzlichen Gefühlen über sie herabbeugte, und reichte ihm die Hand, so

wie ihrem Bruder Heinrich, und flüsterte, während schon das Leichentuch über sie hinfiel, noch ihm zu: „Gute Nacht an Vater und Mutter.“

Georg verhüllte sich das Gesicht; Heinrich selbst fühlte bei diesen Worten in unermeßlicher Angst sein Herz beben.

Es begann der fünfte Akt. Georg spielte mit vielem Gefühl. Eine Todtenstille, welche nur dann und wann von einem Seufzer aus theilnehmender Brust unterbrochen wurde, herrschte unter den Zuschauern.

Jetzt stand die verhüllte Bahre inmitten der Bühne, die Leichenmänner hielten mit Fackeln umher, Beaumarchais und Clavigo aber standen, fechtend über der Leiche Mariens, an den beiden Seiten derselben. Clavigo stürzte verwundet auf die Leiche herab, und mit einem gellenden Schrei des Entsetzens fuhr Georg, wie von einer Natter gestochen, plötzlich empor, stürzte wieder nieder, stöhnte, und in unarticulirten Jammertönen zuckte er krampfhaft am Boden.

Rudolph stand erstaunt. Die ganze Versammlung sprang auf. Der Graf kam schnell herein, hin zur Bahre, strich mit der flachen Hand über Lina's Gesicht, winkte und der Vorhang fiel.

Jammernd stürzte Heinrich herbei und schrie: „Lina! Lina! Schwester!“ — Er entfaltete vergebens die starren Hände, er hob vergebens ihr kaltes Haupt empor — sie war todt. —

Wie die Herrliche wunderbar in dieser Gegend erschienen, so war sie nunmehr auch aus dem Leben geschieden auf eine außerordentliche Art, als wäre sie ein überirdisches Wesen, aus dem Reiche der Glückseligen nur heruntergestiegen, um auf kurze Zeit menschlich unter den Menschen zu wandeln, alle Erdenwonne und Erdenleid zu empfinden,

um alsdann ruhig das Erdengewand wieder abzulegen und heimzugehen im entzückten Aufschwunge mit dem unendlichen Mitleide für all' die Schmerzen und Qualen, welche das arme Menschenherz hierunten in der Nacht des Irrthums und der Leidenschaft drücken und drängen.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Bald war das Schloß von Gästen leer. Alles entfloh dem Hause des Schreckens. Die Gräfin war außer sich. Georg hatte der Schmerz betäubt; seine ganze Mannheit schien dem Entsetzen unterlegen zu sein. In einer finsteren Stube, welche an den Saal stieß, von Niemand bemerkt, lag er auf dem Fußboden hingestreckt.

Nachdem sich Heinrich wieder einigermaßen erholt — denn ein fast ähnlicher ungeheuerer Schmerz hatte ihn den jetzigen mehr ertragen gelehrt — suchte er ihn auf.

Georg's Schmerz aber blieb bei allen den mehr herausgeweinten, als gesprochenen Worten seines Freundes starr und ungeheuer. Als aber Heinrich's Eltern, welche vor Kurzem auf einem Wagen schnell herbeigeholt worden waren, nun auch jammernd zu ihm hereinstürzten, so richtete sich sein unbewegtes, eisiges Gesicht, ein Bild unerhörten Jammers, empor.

Da aber Heinrich's Mutter ihm schluchzend um den Hals fiel, und schrie: „Und wie hat sie dich geliebt, du lieber, theurer Mensch! Wie gehörte sie nur dir in der letzten Zeit ihres Lebens so ganz an!“ da sank er, wie ein

weinendes Kind, sprachlos an ihre Brust und dann in die Arme seines Freundes.

Vergeblich bat er, ihn noch einmal zu Lina's Leiche zu führen. Der Graf, welcher jetzt auch herbeigekommen war, gestattete es nicht. „Man muß so wenig, als möglich," sprach er, „das Antlitz des Todes anstarren, denn es macht unser Herz freudlos und leidlos und versteinert dasselbe, sondern vielmehr das Bild des Dahingeschiedenen in seiner schönsten Glorie gefühlvoll in sich bewahren."

Jetzt schien auf einmal ein Entschluß Georg empor richten zu wollen. Noch immer sprachlos küßte er Heinrich's Eltern, faßte diesen selbst beim Arme, und in langsamen und weiten Schritten zog er ihn mit zum Schlosse und zum Dorfe hinaus in entgegengesetzter Richtung des Städtchens hin.

„Georg," rief endlich Heinrich, „was willst du? Fasse dich, sei ruhig und laß' uns heimgehen!"

„Ich muß fort," entgegnete er mit erstickter Stimme, „fort! fort! Unglück heftet sich an meine Ferse, der schlimme Geist der Nacht stellt meiner Seele nach, und vergebens suche ich mich loszuringen. Freund, daß ich so von dir scheiden muß! begleite mich nur noch eine kleine Weile; denn nur zu bald werde ich mit mir und meinem Leide allein sein! — Ich habe sie ermordet, ich bin der Elende, welcher sie mit vornehmer Weisheit zu Tode gequält hat."

So schritten sie dahin durch die unfreundliche, stürmische Nacht. Vergeblich suchte Heinrich den Unglücklichen zur Rückkehr zu bewegen, nur wenigstens sich umzukleiden; denn noch immer befand er sich in der romantischen Theaterkleidung, welche ihn gegen die Kälte nicht zu schützen vermochte.

„So geht denn," klagte Heinrich, „das letzte Gestirn am Himmel meines Lebens unter. Um die Seligkeit der Liebe habe ich mich selbst und um den Genuß der Freundschaft hat mich der Freund betrogen. Nicht du, ich bin der Unglückliche; du wirfst dich wieder hinaus in die Welt, Glück sowohl als Unglück giebt dir Zerstreuung, aber ich, einsam, verlassen von dir und Lina, muß im trüben, langen Grame mein Leben hintrauern. So wende dich denn von mir und nimm die Ueberzeugung mit dir, daß du deines Freundes Glück und Frieden mit davon trägst."

Georg hing an seinem Halse. „Ich weiß und fühle es wohl," fuhr Heinrich fort, „daß es besser für dich ist, du verläßest die Gegend, wo so herber Kummer für dich emporwuchs!"

„Ach, nicht das!" versetzte Georg; „nein, deswegen, weil ich fühle, daß mir Ruhe nimmermehr im Leben gegönnt ist, bis ich sattsam meine Sünden abgebüßt habe, weil ich merke, daß jedes Elend des Lebens mich und die mit mir Verbundenen treffen muß, so lange ich zu rasten begehre, muß ich fliehen, mich hinausstürzen in die Welt und in neue Aengste. Weil ich mich der Freundschaft, ja! selbst der Liebe menschlich hingab, mußte Lina für mich ein unschuldiges Opfer wieder heimgehen."

Endlich standen die beiden Freunde auf der Anhöhe bei dem Kreuze, wo Heinrich's Vater ehemals Lina gefunden hatte.

„Hier laß' uns scheiden!" rief Georg. Sie drückten Brust an Brust im tiefsten Schmerze fest an einander, daß ihnen der Odem stockte. Das schneidende Gefühl ihres Abschiedes war stumm. Endlich verließ Heinrich seinen Freund und ging den Berg hinunter. Georg starrte ihm nach, da

hörte er ihn in der Ferne vernehmbar schluchzen, und noch einmal rief er: „Heinrich!“ stürzte dem Weilenden nach und umarmte ihn noch einmal, um sich dann, vielleicht auf ewig, von ihm zu trennen.

Zweites Capitel.

Mit gepreßtem, gequältem Herzen, in schmerzliches Träumen vertieft, hatte endlich Georg die letzte Anhöhe überstiegen. Mattigkeit verhinderte ihn weiter zu gehen. Er warf sich in das dürre Gras und starrte verzweiflungsvoll in die dunkle Nacht hin. Sein ganzes, vergangenes Leben rückte in klaren Bildern an seinem inneren Auge vorüber, aber die zuletzt im Schooße des friedlichen Thales verlebte Zeit stand still und mahnend vor seiner Seele. Die Geister dieser Vergangenheit reihten sich mit rührenden Vorwürfen um ihn her; sie zeigten ihm all' die Liebe, all' die Freundschaft, welche er von seinen Umgebungen dort genossen, und schienen ihn zu fragen: „Und warst du Sündiger aller dieser Liebe werth?“ Dann führten sie seine Erinnerung in das freundliche Zimmer im Gartenhause, beleuchteten mit zauberischen Lampen ihm alle Traulichkeiten des Orts, indem sie an jeden Gegenstand umher irgend eine kleine Geschichte gesprächig anzuknüpfen wußten, dann zeigten sie ihm jene Stube Karolinens, darinnen das wunderholde Bild Lina's auf dem Sopha im rosigen Lichte der Liebe erglühen, dann wandten sie seine Gedanken wo anders hin, hoben einen Schleier auf und deuteten auf ein darunter

liegendes Todtengesicht, indem sie fragten: „Kennst du die Gemordete?“

So hing an seinem Herzen die Rückerinnerung, wie ein stechender Scorpion. Vergebens drückte er sein Gesicht auf die kalte Erde, vergebens rang er nach Trost, diese Gedanken wichen nicht von ihm. Sie bemächtigten sich immer mehr seiner ganzen Seele.

Er setzte sich wieder auf, ein Glanz von vielen Lichtern traf aus der Ferne her sein Auge. „Dies ist ihre Leiche!“ sprach es in ihm oder neben ihm, zu unterscheiden vermochte er es nicht. Er starrte den langsam wandelnden Lichtern nach.

„Wie war sie so schön,“ begann wieder die Stimme zu sprechen, „so herrlich vor allen Jungfrauen! Wie war ihr Antlitz so holdselig mit dem blauen, leuchtenden Augenhimmel! mit der hohen, zartgewölbten Stirne und dem rothaufglühenden Munde! Und ihre Gestalt! Und ihr Gang! ihr liebliches Wesen, ihre Anmuth in Allem! Soll ich dir mehr sagen? Aber ihr Gemüth war nicht das eines Erdenweibes! so innig und zart, so rein, fromm und kindlich war es, wie das Wesen einer Gottestochter. Wie glücklich mußte der Mann sein, dem es in aller seiner Heiligkeit sich zuneigte! — Sie ist ermordet in ihrer Jugend, gleichgültig zertreten, wie eine Blume, in ihrer Schönheit, von ihm, der ihr Liebe heuchelte! doch von dir? von dir?“ —

Georg schlug sich verzweifelnd mit den Fäusten in das Gesicht. Lange noch stierte er hinunter zu dem Lichterzug, welcher sich jetzt hinter einem Hügel verlor, jetzt wieder empor kam, hinunter schwebte, weiter, weiter, bis in die Stadt hinein.

Als er nunmehr verschwunden war, glaubte Georg Al-

les, das Allerletzte verloren zu haben, und sank lautschluchzend mit dem Haupte zurück auf die kalte Erde.

Vor ihm stand auf einmal Doctor Voland. Seine glühenden Augen ruhten stechend auf ihm. In Schaudern bebten Georg's Glieder.

„Von Elend zu Elend hingerissen," begann Voland zu sprechen, „vom Irrthume ewig bestrickt und immer mehr der Selbsterkenntniß, und dadurch der Verzweiflung schrecklich hingenähert, bebst du armer Erdenwurm hier im Staube. Hast du doch der Stimme deines Gottes gefolgt, besiegt die Leidenschaft, die allgewaltige, vor deinen dürstenden Lippen den Becher ausgeschüttet, und nun? — Hingegeben seligen Liebesgenuß der Pflicht, und nun? Wo ist sie hin, die Kraft deiner Seele? Wohin der Frieden deines Herzens? Das selige Unschuldsgefühl? Sieh', armer Unglücklicher, anders kann dir Jener nicht lohnen!

„Da er die Welten und Wesen darauf erschuf, mußte er zum Gesetze die Nothwendigkeit, welche, über ihn und über Alles gebietend, das Gefühl nicht kennt, erheben. Ihr Arm rollt dich eben so gut fort, als den Felsenblock, welcher, den Schwerpunkt verlierend, hinunterstürzt und im Thale zerschmettert. Ihr Odem verwandelt deine Vernunft in Thorheit und deine Dummheit in Weisheit; nur die Qual kann sie drücken in das blutende Herz, aber nicht davon wegnehmen! —

„Nicht Gott fährt im Donnerwetter herauf, sondern nur die Nothwendigkeit, mit welcher sich ein chemischer Prozeß entwickeln muß. Nicht der, welchen du Gott nennst, führt den Sommer und den Winter heran, sondern die unabänderliche Nothwendigkeit. Glaubst du, Gott wäre so allmächtig, um die See zu halten, welche sich über Euere

Wohnungen stürzt und die Mutter sammt dem Säuglinge ertränkt? Kann er 7 aus 2 + 3 machen? — Thor! worauf hast du dein Vertrauen gestellt!"

Georg rang mit ganzer Seele nach Trost und Erleuchtung von Oben; herüber und hinüber schweiften seine Gedanken, ängstlich schmachtend und ringend.

„Hilf dir selber, so ist dir geholfen!" fuhr der Doctor fort; „entsage ihm und seinen Werken, so bist du frei, wie er. Ich sehe deine Gedanken. Du fragst: verdanke ich nicht ihm mein Leben? Dein Leben? dieses Ergebniß des Zufalls und der Nothwendigkeit. Du fragst in dir: gab er mir nicht die Wonnen meiner Knabentage? Springt nicht auch der junge Stier wohlbehäglich auf der grünen Wiese?

„Werde selbst dein Gott!"

„Warum, du entsetzlicher Grübler," erwiederte Georg, „drängst du dich mit den Gedanken deiner Hölle zu mir, der ich dich nicht rufe?"

„Weil ich," entgegnete dieser, „in dir einen ungewöhnlichen Geist, welcher, besseren Geschickes werth, mein ganzes Mitleid aufruft, walten und ringen sehe! — und, weil ich Ihm es nicht gönne, dich seiner Unseligkeit durch Unseligkeiten zuzuführen!" —

Georg warf sich auf die Kniee und betete: „Herr, ich fühle dich mit deinem Heile selbst in meinem Elende. Nicht umsonst drängt sich zu dir empor an deine Brust mein kindliches Gefühl in Demuth und Anbetung. Ich fühle es, daß deine Züchtigungen selbst zu meinem Heile dienen!"

„Die Ruthe für deine Dummheit!" schaltete Voland ein, „und eine Zuckerdüte hintennach."

„Befreie mich, mein Gott, von den Fallstricken des Bösen!" rief Georg von Neuem empor.

„Bist du fertig?"

„Ja!" sprach Georg gestärkten Herzens und kräftiger Stimme.

„Ich auch!" Ein Blitz leuchtete auf, und Voland stieg, ein Liedchen pfeifend, den Berg hinunter.

Drittes Capitel.

Georg fühlte sich jetzt vom Nachtfroste beinahe erstarrt. Noch immer war es Nacht, aber der Himmel hatte sich aufgeklärt, tröstlich schauten all' die Sterne auf ihn herunter, und von diesem Anblicke fühlte sich seine Seele nach allen diesen Aengsten wieder erhoben.

Um sich vor der Kälte zu schützen, ging er in den Wald hinein, welcher an dem Fuße des Berges sich hinzog.

Bald fand er bei einer Klippe zwei große Felsenmassen so über einander geschoben, daß sie eine geräumige Höhle bildeten. Er flüchtete sich hinein, um den Morgen dort abzuwarten.

Wie es endlich an zu dämmern begann und er schon aufbrechen wollte, vernahm er auf einmal mehrere rauhe Männerstimmen. Er verbarg sich hinter einem Felsblocke, von wo aus er den freien Raum, welcher sich vor der Höhle befand, überschauen konnte.

Drei Männer, in Pelze gehüllt, mit tief in die Gesichter hineingedrückten Mützen, mit Säbeln und Flinten, Mes-

sern und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet, kamen aus dem Walde heraus, und gerade auf die Höhle, wo er sich befand, zugeschritten.

„Wer hätte geglaubt," begann jetzt der Eine zu sprechen, „daß dieses uralte Männlein so lange unter den Messerstichen sich wehren und leben gekonnt?! — seine Siebenmeilenstiefel sollen mir gute Dienste thun!" „Jetzt," rief der Zweite, „laßt uns alle Drei auf den Nebelmantel stellen, damit keiner von uns sich unsichtbar macht, und dann die Theilung beginnen!"

Georg staunte. Ihm war es, als stünde er in einem Irrenhause, oder, als würde vielmehr ein altes Kindermärchen vor ihm lebendig. „Siebenmeilenstiefel und Nebelkappe? das sind ja die wunderbarsten Dinge von der Welt!" flüsterte er vor sich hin; „auf jeden Fall aber sehe ich vor mir Räuber, welche mit einander faseln und in ihrer Art scherzen."

Der dritte dieser Räuber, denn dies waren die abenteuerlichen Gesellen wirklich, versetzte jetzt: „Denkt nach, Kameraden! wer spionirte es aus, warum dieses Kerlchen mit dem Winde um die Wette laufen, und sich unsichtbar machen konnte, wer war es? Ich! — darum seid billig und überlaßt mir den alten Nebelmantel und Ihr behaltet die Stiefel!" —

„Und ich habe ihn todt gemacht, wie ein Kaninchen, abgewürgt, wie ein Huhn, gestochen, wie eine bratende Gans!" erwiderte der Erste, „und die Stiefel behalte ich allein!" —

Ein heftiger Streit entspann sich unter den Räubern; auf einmal knallten mehrere Schüsse auf; Georg hörte ein Stöhnen und sah, wie jetzt zwei derselben mit Messern auf der Erde rangen. Ein heftiger Schrei entfuhr dem Einen.

der Andere sprang auf, stürzte aber bald wieder nieder und begann heftig zu wimmern. Jetzt wurde es ganz still umher.

Unterdessen war der Tag mit seiner Helle angebrochen. Georg kroch aus seinem Verstecke hervor und näherte sich dem Kampfplatze. Seine Füße traten in Pfützen vergossenen Blutes.

Unfern von einem alten Mantel und ein Paar weiten Stiefeln von grünem Saffian lagen zwei Räuber todt dahingestreckt, weiter abwärts ein Dritter, welcher ihm jetzt zurief: „Erbarmt Euch meiner, wer Ihr auch seid! und gebt mir einen Tropfen Wasser zu trinken; ich will Euch dafür ein Geheimniß entdecken, daß Euch glücklich, uns aber zur Beute der Würmer macht."

Georg nahm einen der Stiefel, eilte hinunter in das nahe Thal, schöpfte ihn voll Wasser und brachte dem sterbenden Manne diesen frischen Trank.

Auf einen Zug leerte der Dürstende den Stiefel aus und stöhnte: „Es ist der letzte Stiefel, den ich ausgetrunken habe. Dort in der Höhle in der Ecke rechts unter einem großen, mit einem rothen Kreuze bemalten Stein werdet Ihr Geld und Kostbarkeiten genug finden, um Euch für Eure Mühe bezahlt zu machen! — Ihr könnt Alles mit gutem Gewissen annehmen, wenn Ihr sonst gewissenhaft seid, denn die ehemaligen Besitzer davon sind abgethan; jener Mantel aber ist eine Art Nebelkappe und macht unsichtbar, und diesen Stiefel, woraus Ihr mich getränkt, hat der beste Schuster von der ganzen Welt zusammengenäht." Jetzt versagte dem Todwunden der Odem, er stöhnte heftiger und war bald darauf verschieden.

Als Georg kein Lebenszeichen mehr an den Leichnamen

gewahrte, legte er dieselben in einer Felsenecke übereinander, bedeckte sie mit Moos, Erde und Baumzweigen und bestattete, so gut er konnte, diese seine Erblasser.

Hierauf begann er sich der unverhofften und räthselhaften Erbschaft, bevor sie noch unter den Händen der römischen Gerechtigkeit und der Rechts- oder vielmehr Sachfreunde den Schmelzungsprozeß überstanden hatte, mit dem ruhigsten Gewissen anzumaßen.

In der Höhle fand er gar bald das kirchliche Symbol des Kreuzes auf dem Steine, welches auch hier, wie anderswo, das Unheilige und Irdische unter dem Scheine frommer Demuth bedeckte.

Dies war die angenehmste Ironie von der Welt; denn der, welcher zuerst den Witz zufällig einsah, behielt doch immer einen allgemein gültigen oder vielmehr güldigen Satz in der Hand.

Georg konnte nur einen geringen Theil von der Menge des Goldes, welches er fand, mit sich fortnehmen. Er bedeckte daher das übrige wiederum sorgfältig mit dem Steine, um gelegentlich wieder zu dieser Schlafkammer der Fortuna zurückzukehren.

Er that jetzt den angeerbten Mantel um und zog die saffianen Stiefel an, welche ihm so genau an seine Füße paßten, als wären sie nur für ihn gefertiget worden.

Jetzt stand er da, ungefähr wie Einer, der das heimliche Rezept, sich flugbar zu machen, aufgefunden zu haben glaubt, und nun demgemäß ausgerüstet, auf dem Kirchthurme, um den ersten Versuch auf Tod und Leben zu machen, bereit steht.

Viertes Capitel.

Georg zögerte nicht lange, er schritt aus. Wie flogen vorüber Berg, Wald, Thürme, Brücken und Städte gleich vielfarbigen Blitzen! Er stand, starrte und staunte.

Er sah sich in einer ganz neuen Gegend, vor sich eine wohlbekannte, große Stadt. Dort war es, wo er in einer Stube, oder vielmehr in einem Käfige unter dem Dache, wie ein eingesperrter, hungernder Kanarienvogel, mehr nach Futter geschrieen, als gesungen hatte. Vorüber! —

Mit wenigen Schritten, welche er zurück that, stand er in seinem Geburtsorte, unfern des Rheins. Er zog die Stiefel aus und ging, wie ein Büßender, in den Gottesacker hinein. Bald hatte er die Begräbnißstelle seiner Eltern gefunden. Er kniete zwischen den beiden Gräbern nieder und drückte wehmüthig sein Haupt auf den dürren Rasen.

Noch einmal schaute er zum Kirchthurme empor, in dessen Glockenstuhle er so oft gesessen, in das Blaue stundenlang gestarrt und sich in die Ferne hinaus gesehnt hatte.

Wie war doch Alles umher so ganz das Alte geblieben, während in ihm Alles, Alles neu geworden war! Selbst die Rasenbank an der Gottesackermauer, worauf er so oft gesessen, selbst der große Hollunderstrauch, unter dessen überhängenden Aesten Plutarch die großen Helden der Griechen- und Römerwelt ihm heraufgezaubert hatte, stand noch da, wie ehedem, und schüttelte jetzt vor Freude, den alten Bekannten in der Nähe zu wissen, alle seine falben Blätter ab.

Unterdessen kam von dem nahen Schulgebäude ein jun-

ger, stattlicher Mann, mit einem einfachen Schlafrocke angethan, langsam den Kirchweg hinunter. Bald erkannte ihn Georg; es war sein ehemaliger Jugendgespiele, der Sohn seines ersten Lehrers.

Er ging auf ihn zu und sprach: „Wohlgemuth, kennst du mich noch?" Aber dieser prallte mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn die nahe Stimme neben ihm konnte nur die eines Geistes sein, da er keinen Menschen vor sich sah.

Jetzt bemerkte erst Georg seine Uebereilung und die Tugend des Nebelmantels. Er nahm ihn ab und hing ihn über den Arm. „Kennst du mich noch nicht?"

„Bist du?" stöhnte Wohlgemuth, „Benlot's Geist? Kannst du nun, wie sonst im Leben, auch jetzt nach deinem Tode, keine Ruhe und fröhliche Urstätt gewinnen?"

„Spaß beiseite!" erwiederte Georg, „ich bin gerade noch ein Mensch mit Fleisch und Bein, wie du, und freue mich, dich endlich einmal wiederzusehen!" „Hättest mich mit deinem Versteckens Spielen beinahe zu Tode erschreckt! Bist noch immer mein guter Phantast! Willkommen! und herein mit dir!" rief Wohlgemuth.

Er zog Georg mit sich in seine Wohnung. Ein junges, hübsches Weib mit zwei wackeren Knaben kam ihnen freundlich entgegen.

„Nun, Gretchen," rief Wohlgemuth, „trag' auf, was du in Küche und Keller hast! dieser brave Einarm denn dieses schien jetzt Georg zu sein, da er über den andern den Mantel geschlagen hatte, ist mein ältester und bester Bekannter. Ei, waren wir sonst Wildfänge mit einander!"

„Wo ist dein Vater?" fragte Georg.

„Der ruht nun schon seit fünf Jahren in Gott," ver-

setzte dieser; „ich bin sein Nachfolger im Amte geworden. Engbegrenzt ist meine Lebensweise; aber, was heut' zu Tage viel sagen will, — weiß es Gott im Himmel! — ich kann nicht klagen: ich bin arm, aber von Haus aus glücklich.

„Es ist zwar Sünde, daß ich es denke, meinen Schulkindern möchte ich es auch nicht sagen: ich bin gewiß noch glücklicher, als selbst Doctor Luther; er hatte zu viel auf sich.

„Sieh' dich um in dieser Stube, ist nicht Alles noch so, wie es sonst war zu meines Vaters Zeit? Wie wohl thut es, dort am Ofen auf dem Polster zu sitzen, die weiße Mütze über die Ohren heruntergezogen, mit der dampfenden Gipspfeife, gerade wie er, der Selige, und meine Kinder um mich herum, so wie ich und meine Schwester sonst um ihn.

„Dort steht auch noch das Bücherbret, das wir so oft früher mit einander durchstöbert haben; aber jetzt stehen freilich viele neue Werke dabei, welche ich vom Privatstundengelde mir erschwungen habe; denn mit der Zeit muß man doch fortgehen. Kennst du noch dieses Buch hier?" Mit diesen Worten holte er die Uebersetzung von Virgil's Eclogen herbei. Er fuhr redselig fort, indem er zwischen Daumen und Zeigefinger das Buch vorüberblättern ließ: „Du hast gar so gern darinnen gelesen! Es liegen noch Baumblätter darinnen, welche du als Zeichen eingelegt hast!" —

Aus dem Buche flatterte jetzt ein Blättchen Papier heraus. Wohlgemuth hob es auf und sprach mit gedämpfter Stimme: „Ein Gedicht von dir, Georg, auf meine verstorbene Schwester! — Ach, wie lieb hatte ich dich, als du damals, wie du ihren Tod in der Stadt hörtest, so liebevoll der kleinen Vollendeten gedachtest!"

„Es war ein herzlichgutes Mädchen!“ versetzte Georg, „und hat, wie früher unsere brüderlichste Liebe, so jetzt unsere Rückerinnerung an sie gewiß verdient!“ —

„Was ist dies für ein Gedicht, lieber Mann?“ fragte Wohlgemuth's Frau und sah mit wißbegierigen Augen ihn an.

„Wir können dir es wohl vorlesen!“ erwiederte Wohlgemuth, indem er ihren Leib mit dem einen Arme umschlang, mit dem anderen aber das Blatt emporhielt, daß auch sie hineinschauen konnte.

„Laß' es sein!“ sprach Georg; „ich war damals noch jung.“ Wohlgemuth aber las mit recht gerührtem Herzen:

„Wir Kinder wurden verständig
Und nannten uns Bräut'gam und Braut,
Wir liebten uns treu und beständig
Und haben uns selber getraut.

Wir saßen stille zusammen
Am Heerde; wir ließen die Gluth
Durch unsere Händchen erflammen,
Durchsichtig im strahlenden Blut.

Wir saßen heimlich im Garten,
Die Knospen, die bliesen wir an;
Wir konnten es nimmer erwarten,
Bis selber das Blühen begann.

Maikäfer ließen wir fliegen
Als Boten in's Himmelsgezelt,
Die summten, schnurrten und stiegen,
Und haben auch Alles bestellt.

Doch wie war plötzlich verstoben
Das Märchen der goldenen Zeit!
Sie wandelt im Himmelssaal oben,
Ich unten voll Schwermuth und Leid.“

Die junge Frau wischte sich mit ihrem weißen Schürzchen eine große Thräne aus dem Auge und sah Georg so mildfreundlich und dankbar an mit einem tiefen, erquicklichen Blicke, in welchen nur das Weib so recht ihre ganze Seele hineinzulegen vermag. Wohlgemuth aber reichte Georg die Hand und sprach: „Ja, so waren wir auch beisammen! Immer einträchtig, gut und froh! — Aber jetzt sage mir auch, wie ist es dir zeither gegangen? Du kommst gewiß weit her; man sieht es an deiner närrischen Tracht! — dich drücken gewiß die Stiefel, da du in Strümpfen gehst!"

„Das nicht!" versetzte Georg; „aber es ist ein Gelübde von mir, mit den Sohlen dieser Stiefel nur dann den Boden zu berühren, wenn ich fortgehe,"

„Da kann ich dir helfen!" erwiederte Wohlgemuth; „ich habe hier ein Paar Ueberzugschuhe, welche über deine schönen Saffianstiefel passen werden."

Georg ließ sich den Vorschlag gefallen, zog die Stiefel an und darüber die Schuhe. Nun konnte er, mit den Stiefeln an den Füßen, in kurzen Schritten auf und abgehen, wie jeder Andere.

Unterdessen hatte die freundliche Wirthin den Tisch gedeckt und ein ländliches Frühstück vorgerichtet. Es fehlte nicht an Semmeln und Honig, großen Pflaumen und überhaupt an allerlei Obstsorten; eine Flasche Kirschsect, umgeben von blankgeschliffenen Gläschen, wie der Planet des Jupiters von seinen Trabanten, stand erfreulich dazwischen.

Wie nun Georg das Allgemeinste seiner Schicksale erzählte, das Traurige mit dem Honig, den er aß, versüßend, und das Fröhliche seines Lebens mit Kirschwasser, welches er trank, anfrischend, bemerkte er endlich, wie die zwei

Knaben seines Freundes so still und aufmerksam in einer fernen Ecke zu ihm hinüberlauschten mit großen, freundlichen, heimlichscheuen Rehaugen.

„Kommt doch her zu mir, Ihr wackeren Jungen!" rief Georg. „Wenn du uns Nichts thun willst!?" erwiederte der ältere von ihnen. —

„Seid hübsch artig, Ihr Kinder!" ermahnte die junge Mutter.

Die Knaben nahten sich, und Georg hob sie auf seinen Schooß, um mit ihnen zu plaudern.

Wie sahen so aufrichtig die hellen Augen der Kinder empor in das Gesicht des kindlichen Mannes!

Herzerhebend wohl ist der Anblick so recht klarer, frommer Kinderaugen, aus welchen noch ein ganzer Maienhimmel herausschaut, aber unendlich schöner und rührender ist es, wenn unter der Stirn eines Mannes noch die heiligen, lichten Feuer der Kindheit in aller Seelengesundheit, aus dem Auge ruhig und erhaben strahlen.

Wäre zu dieser Stunde ein Gemäldekenner in Wohlgemuth's Stube getreten und würde Georg mit den Kindern auf dem Schooße gesehen haben, so hätte ein solcher wohl glauben mögen, ein Altarbild „von Christus und den Kindlein", von einem alten Meister ausgeführt, wäre hier vor ihm lebendig geworden.

„Vater!" sprach zu Wohlgemuth der eine Knabe: „weiß denn auch dieser da so schöne Geschichten, wie du?"

„Ja wohl! noch schönere," entgegnete dieser lachend; „bittet Ihr nur darum, vielleicht macht er Euch Etwas vor."

„Bitte! Bitte!" riefen die Kinder mit einander. „So geht es," meinte die junge Frau, „giebt man sich einmal mit den Jungen ab, so weichen sie nicht mehr!"

Georg aber zog die Kinder näher an sich, und sprach: „Wenn Ihr aufmerken wollt, so will ich Euch eine gar hübsche Geschichte von dem Knaben mit den goldenen Haaren erzählen.“ Die Kleinen getrauten sich kaum Odem zu holen.

Wohlgemuth hatte sein Kinn auf die Hand gestützt und blickte gemächlich herüber. Neben ihm stand die glückliche, junge Frau, ihren Arm um ihres Mannes Nacken gelegt, mit ihrem runden, freudigrothen Angesichte, und lächelte vor innerem Wohlsein, daß ihre kleinen Zähne zwischen den etwas aufgeworfenen Lippen schalkisch genug hervorschimmerten.

Georg begann:

„Es war einmal ein frommer Knabe“ — „Vater, es war einmal ein Knabe!“ riefen die Kinder — „der lief,“ fuhr Georg fort, „immer hinaus in den Wald vor dem Dorfe durch Dick und Dünn und jagte sich mit den Vögeln und Eichhörnchen herum, wovon er gar so gern eins gefangen hätte. Einstmals sah er dort auf einem Baume einen Vogel sitzen, dessen Federn glänzten so hell und schön, blau und roth, und auch gelb und grün, daß er sich gar nicht satt daran sehen konnte. Er wollte ihn endlich fangen, denn das schien ihm ein Leichtes, da der Vogel so sehr zahm und kirre that. Aber, wenn er schon dicht bei ihm war und nur noch sein Mützchen darauf zu decken hatte, flog er wieder fort; und so ging es von Busch zu Busch, und immer weiter, und wenn der Knabe von der Jagd ablassen wollte, so schimmerte der Vogel doppelt so schön und sang noch einmal so gut, als vorher.

„So kam es, daß sich der Knabe verirrte. Und als nun

endlich der Vogel ganz verschwunden war, fing er bitterlich an zu weinen.

„Wie der Knabe nun so herumlief im Walde, sah er auf einmal durch die grünen Zweige ein großes Feuer schimmern. Er ging darauf zu, und wie er bald daran war, hörte er einen gar feinen, lieblichen Gesang.

„Er schlich sich hinter einen Busch und lauschte durch die Blätter vor.

„Zwölf Kinder in glitzernden Gewändern mit flatternden Bändern, Hand in Hand, tanzten um ein Feuer herum, das wie eine große, glühende Kugel anzusehen war.

„Das eine von den Kindern hatte einen Kranz von Aepfelblüthen auf seinem Haupte, von welchem helle Locken sonnenstrahlenartig herunterfielen und sang in Einem fort:

„Maienglöckchen heraus! heraus!
Singt Ihr Vögel im grünen Haus!
Dili! Dili!“

„O, das ist prächtig!“ unterbrachen die beiden Knaben den Erzähler und schlugen ihre Händchen verwundert zusammen.

Georg fuhr fort:

„Das blitzte und funkelte überall! Mit allen den goldenen und silbernen Bändern, mit Blumen und Aehren, auch Edelsteinen geschmückt, waren diese Kinder gar hübsch anzusehen.

„Als nun der Knabe sah, wie sie alle sehr freundlich thaten, faßte er sich ein Herz, kroch hervor, nahm sein Mützchen in die Hand und sagte: „Grüß' Euch Gott!“ „Schön Dank!“ sagten die Kinder dagegen, „ei! was machst denn du hier?“

„Ach!“ sprach weinend der Knabe, „ich habe mich im Walde verlaufen, und wenn ich nun nicht bald heim komme, so wird mein Vater böse werden.“

„Die schönen Kinder hielten mit Tanzen ein und eins von ihnen, im ganz schneeweißen Mäntelchen, welches von Diamanten blitzte, fragte: „Ei, mein Kind, wie gefällt dir der Monat December?“

„O,“ antwortete der Knabe, „der bringt das grüne Weihnachtsbäumchen, schöne Schlitten und Schnee dazu! dem bin ich gar gut.“ Dem weißen Kinde schien diese Rede zu gefallen.

„Aber der garstige April,“ fragte ein anderes Kind in einem buntgestreiften Gewande mit schelmischen Augen, „gefällt dir wohl gar nicht? Heute ist er so, morgen anders!?“

„Der April?“ entgegnete der Knabe, „nun bringt er doch den Klapperstorch wieder auf das Dach, und schenkt der Gluckhenne gelbe Küchelchen, und den Wald- und Wiesenrainen Veilchen und Butterblumen! — Und spielt er auch manchmal Versteckens, so macht er es gerade so, wie ich und meine Kameraden! den mag ich wohl leiden.“

„So fragten die zwölf Kinder, jedes einzeln nach einem besonderen Monat, und bei jedem wußte der Knabe etwas Schönes. Da schienen die Kinder mit ihm zufrieden zu sein, und wie sie an ihm vorbeitanzten, zupfte ihn ein Jedes ein wenig bei den Haaren — aber das that gar nicht weh — und sagten: „Nun verstehst du auch, was die Vögel, die Blumen, die Bäume, ja alle Wesen auf dem Felde und im Walde flüstern, sagen und singen! Das wird dich wohl immer glücklich machen, denn diese wissen gar mancherlei zu erzählen! Aber stehlen und fluchen darfst du nimmermehr, sonst ist Alles vorbei! — Grüße Vater und

Mutter von uns!" — Mit diesen Worten waren die schönen Kinder verschwunden.

„Wie sich aber der Knabe umsah, stand vor ihm ein weißer Hirsch mit goldenem Geweihe, sammetnem Sattel und mit rothseidenen Schnüren gezäumt. Da setzte sich der Junge hinauf und sagte: „Willst du mich heimtragen?" Das schöne Thier nickte mit dem Kopfe, und so recht gemächlich lief es mit ihm dahin durch den Wald. Da hörte der Knabe eine Nachtigall singen:

„Hier sitz' ich allein, allein,
Nun muß ich traurig sein,
Im tief — tief — tiefsten Leid
Allezeit!
Bald, ja bald, bald,
Grün wird der Eichenwald."

Und die Büsche flüsterten heimlich unter einander, und am Bache sprach die Weide: „Siehst du den Knaben, lieber Bach?" — Und es flüsterte aus den Wellen: „Ja, könnt' ich ihm nur nach, nur nach!" —

„Der weiße Hirsch aber hielt vor dem Dorfe, und kaum war der Knabe abgestiegen, so floh das flinke Thier wieder in den Wald zurück.

„Als nun der Knabe heimkam, da freute sich Vater und Mutter sehr; denn da es schon Abend werden wollte, trugen sie Sorge um ihn, aber bei der Erzählung des Knaben, wie es ihm im Walde ergangen habe, kamen sie fast vor Verwunderung außer sich, und der Vater wollte es gar nicht glauben, bis die Mutter auf einmal ausrief: „Ei, da hat der Junge ja gar goldene Glückshaare auf dem Kopfe!" — Und wie sie recht nachsahen, waren es gerade Zwölf. —

„Der Knabe ging nun jeden Tag hinaus in den Garten und setzte sich zu den hellen Blumen auf den Beeten. Da kamen auch bald der bunte Finke, der schimmernde Staar und der Plattmönch, sprachen und sangen zu ihm, und er verstand sie und sie verstanden ihn.

„Die wußten gar viel zu erzählen von fremden, schönen Ländern, von dunkelbraunen, frommen Menschen und von tausend anderen schönen Sachen! So kam es denn, daß der Knabe alle Tage klüger und verständiger wurde, und zugleich immer schöner und größer, und seine Eltern ihre Freude an ihm hatten. Er war ganz glücklich.

„Das dauerte mehrere Jahre lang, und der Schulmeister sagte, der Junge wäre der beste von allen Schülern weit und breit.

„Was zu dieser Zeit seine Eltern anfingen, das glückte ihnen auch, und Niemand in der ganzen Umgegend baute so viel Getreide, so viel Obst und hatte so schönes Vieh im Stall, als eben die Eltern des Knaben.

„Aber dieser hatte auch noch nie Etwas gestohlen oder auch nur geflucht.

„Als aber einmal das Kirchweihfest im Dorfe war, und er schon den Groschen, welchen ihm der Vater gegeben, in Pfefferkuchen vernascht hatte" — Wohlgemuth's beide Knaben machten große Augen und seufzten tief — Georg aber erzählte weiter: „Da nahm er heimlich den Schlüssel zum Geldkasten des Vaters und stahl sich einen Kreuzer.

„Kaum hatte er aber das Geld in der Tasche, so wußte er sich vor Angst nicht zu lassen, und als nun endlich gar die Fliegen an der Wand summten: „Gemaust! gemaust!" konnte er nicht länger in der Stube bleiben und flüchtete sich hinaus in den Garten.

„Aber alle die Nelken, Lilien, Rosen, selbst die Bohnenblüthen hingen, wie verwelkt, ihre Köpfe und schienen heimlich zu weinen.

„Der Finke aber setzte sich auf die Stacketen des Gartenzauns und schrie: „Du, du hast gestohlen!“ „Ja, Sallatsaamen!“ rief der Knabe. Da wurde der Finke vor Schaam blutroth und flog fort.

„Ein Spatz guckte aus dem Rosenstrauche und rief: „Lange Finger gemacht, lange Finger!“ — „Langen Schnabel durch's Astloch in die Scheune!“ entgegnete der Knabe; da wurde der Sperling vor Schrecken aschgrau und flog auch fort.

„Unfern davon saß aber auf dem Apfelbaume ein Plattmönch und hatte Alles mit angehört. Zornig that er sein schwarzes Käppchen auf den Kopf und das graue Mäntelchen um, flog herunter auf das Kreuz des Bohnengeländers und sprach mit ermahnender Stimme: „Ei! ei! muß ich denn das an dir erleben? Du hast gestohlen, ich sehe dir es an! — einen Kreuzer, einen Kreuzer! beichte!“ —

„Ich brauche nicht zu beichten,“ sprach verstockt der Knabe, „ich weiß gar nicht, was Ihr wollt, Ihr dummen Vögel!“ —

„Wie heißt das siebente Gebot?“ fragte verwarnend wieder der Plattmönch.

„Da verwünschte und verfluchte sich der schlimme Knabe, wenn er gestohlen hätte.

„Aber auf einmal sprang eine garstige Kröte aus seiner Tasche, mit dem Gelde im Maule. „Wehe!“ schrie der Plattmönch. „Wehe! Wehe!“ flüsterte und wehte, wimmerte und klagte es durch den Garten, „gestohlen, gelogen, geflucht, geschworen! — Wehe! Wehe!“ —

„Die zwölf goldenen Haare zersprangen, wie Glas, auf seinem Kopfe, von den Bäumen, Stauden und Blumen jagte ein plötzlicher Sturmwind alle Blätter fort und der ganze Garten war auf einmal eine wüste Einöde.

Ohnmächtig stürzte der Knabe auf die Erde. Er hörte nun keinen Vogel mehr, sah keine Blume mehr. Alles war dahin.“ —

„Ach!“ seufzten die Kinder auf Georg's Schooße und sprachen kleinlaut: „Wir wollen gewiß fromm bleiben!“ — „Ihr guten Kinder, thut das!“ sagte Georg, indem er sie herunterließ.

„Nun, Bruder,“ sprach Wohlgemuth, „du hast dich müde gesprochen, iß und trink' doch! — deine bunte Märchengeschichte hat mir selbst den Kopf warm gemacht. Das ist noch so Etwas aus unserer Knabenzeit, und ich erinnere mich noch recht wohl daran, wie du dem Gesange der Vögel so gerne Worte unterlegtest und oft stundenlang mit den Waldfinken ein Wettpfeifen hieltest, daß oft selbst erwachsene Leute stehen blieben und dir und den Vögeln zuhörten. Weißt du noch, wie wir im Mühlengrunde Zeisigstellen waren, und einmal der Lockvogel einen Schwarm nicht ansingen wollte, du aber endlich vor Eifer dich unter die Stange hocktest und so richtig zu locken anfingst, daß der ganze Schwarm auf die Leimruthen herunterstieß?“ —

„Es waren schöne Zeiten,“ entgegnete gedankenvoll Georg, „und ich bedauere den Menschen, welcher sich seiner Kindheit schämt und zu vornehm geworden ist, das alte Bilderbuch dann und wann aufzuschlagen und mit gerührtem Herzen darinnen zu blättern. Ist doch alles Große und Gute, alles Verfehlte und Schlimme an uns, ja un-

ser ganzes Schicksal, wie die Wahrheit in der Fabel, auch schon auf diesen Blättern zu lesen.

„Wir sollten wohl häufiger, als es geschieht, über diese unsere Welt der traumseligen Kindheit nachdenken, denn gar oft liegt noch dort eine große Aufgabe, welche wir noch mannhaft zu lösen haben, für uns aufgezeichnet, soll nicht endlich der Greis vor dem Richterstuhle seiner Kindheit beschämt und vernichtet stehen.“

„Und wir sind noch immer glückliche Kinder!“ sprach die junge Frau gerührt zu Wohlgemuth. — „Wohl bist du mein, und dieser mein Jugendfreund dazu!“ — sprach dieser. Beide faßten Georg's Hände, indem Wohlgemuth bittend sprach: „Bleibe bei uns, so lange du willst! Schreibe Bücher in meiner oberen Stube, so schön und lang du willst, und singe mit der Grasmücke, welche vor dem Fenster draußen im Hollunderbusche neben ihrem Netze sitzt, um die Wette! — Bleibe bei uns!“ —

So wollte sich noch einmal das beschränktere Menschensein warm und innig, wie eine Mutter, welcher der Sohn von langer Reise heimgekehrt ist, an seine Brust legen.

Er schüttelte lächelnd mit dem Kopfe. Er ließ sich Papier, Dinte und Feder geben und schrieb einige grüßende Zeilen an Heinrich Meier.

Wie er eben den Brief siegelte und überschrieb, stürzte ein Schwarm alter Weiber in die Stube, und vielfache Stimmen schrieen: „So ist Er der kleine Venlot? wie ist Er unterdessen so hübsch geworden! wenn Ihn seine selige Mutter so sehen könnte, die gute Frau! Ach, was konnte die für gute Klöse backen!“

„Es ist schon gut, Ihr Weiber!“ sagte Wohlgemuth

beschwichtigend, Georg aber machte Anstalt zum Fort-wandern.

Dringend bat ihn die angenehme Wirthin, ihrem Manne zu willfahren. Als er aber endlich betheuerte, daß er eine schöne, junge Braut irgendwo aufsuchen müsse, so ließ man ihn gewähren. Er nahm Abschied.

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Ein berühmter Arzt in London machte einst an einem Matrosen, welcher sich ihm zu beliebigen Operationen, einer verlorenen Wette gemäß, bei lebendigem Leibe verkauft hatte, das Experiment, wie lange ein Mensch bei unterbundenen Adern leben könnte.

Der Arzt machte fürwahr seine Sache brav. Glied um Glied verwelkte und wurde abgenommen, aber der Mensch blieb unverwüstlich gesund und munter, trank sein Ale, aß sein Beafsteak, rauchte seinen Tabak und spielte mit den aufwartenden Personen Mariage.

So war es endlich noch zu verwundern, daß er eines Morgens gar nicht wieder aufstand, nachdem ihm sein Brot- und Leibherr des Abends zuvor ganz meisterhaft die Halspulsader unterbunden hatte.

Dann war auch vor Kurzem ein Koch in Paris, welcher die Erfahrung machte, daß der Mensch nicht sowohl der Speise selbst, als vielmehr nur des Dampfes davon zu seiner Unterhaltung benöthiget sei. Für einen Sous ließ er arme Handarbeiter aus St. Antoine in seiner Küche um den Heerd herumsitzen und die Dämpfe von den geschmor-

ten Braten und köstlichen Brühen, welche für die Kostgänger aus höheren Ständen gehörten, behaglich riechen und einziehen. Eine Erfindung, welche um so mehr allgemeinere Anwendung in einem wohlgeordneten Staate verdiente, je harmloser eine gute, väterlich gesinnte Regierung alsdann die Unter- und Beigegebenen in die erwerbende und verzehrende Klasse eintheilen könnte.

Es ist eine ewige Schande für unser erfindungsreiches Deutschland, daß ein Pariser Koch durch die Lösung dieses Problems unsere größten Staatsmänner überflügelt hat.

Wie leicht ist es nunmehr, vermittelst einer wohl eingerichteten Küche, worinnen für die Offiziere gekocht würde, ein großes stehendes Heer auf den Beinen zu erhalten! Philosophen und Dichter aber dürften nur erst jetzt durch diese Ernährungsmethode ganz besonders ätherisch ausgebildet werden. Und wie würde nicht durch diesen Fortschritt in der Cultur der deutsche Bauernstand bedacht werden können, welcher bei gehörig eingerichteten Gemeindedampföfen nur noch herzugeben brauchte.

Unser Zeitalter geht mit Riesenschritten vorwärts! Das Wohlbefinden Aller ist kein leerer Traum mehr!

Von diesem berühmten Arzte in London, dem Küchengenius in Paris, von Rumforter Suppe, den Mauth- und Abgabensystemen in dem ehemaligen Deutschlande unterhielt sich eine bunte Gesellschaft, aus allen Weltgegenden während der Leipziger Michaelismesse zusammengeschneit und nun jetzt Abends zusammengeballt an der table d'hôte im Hôtel de Russie. Die angeschnittenen, braunen Braten und italienischen Sallate nebst einem Regimente Tirailleurweinflaschen, welche ruhelos die Tafel beplänkelten, schienen eben nicht zu beweisen, daß man hier blos vom Geruche lebe.

In diesem Augenblicke trat ein abenteuerlicher Fremder, welcher keinem Volke und keiner Zeit anzugehören schien, zur Thüre herein. Sein vielfach geschlitztes Oberkleid, enganliegende Beinkleider, seltsam geschnürte Saffianstiefel schienen längst vergangenen Jahrhunderten anzugehören.

Bei seiner fremdartigen Erscheinung waren auf einmal alle Gesichter mechanisch, wie auf ein gegebenes Kommandowort, auf ihn hingeschraubt.

Ein grün beschürzter Marqueur ging auf ihn zu, indem er durch eine weiße Serviette einen porzellanen Teller drehte und fragte: „Steht Ihnen zu Befehl?“

Auf die Antwort des Fremden, daß er zuvörderst ein Zimmer sich angewiesen wünsche, zog sich der Marqueur längs der Tafel hin, um bei diesem Falle, wo allerdings das Ansehen des Hotels durch die Tracht des Fremden ein wenig gefährdet erscheinen mochte, den Haus- und Tafelherrn, welcher gesprächig zwischen seinen Gästen saß, selbst entscheiden zu lassen.

Der Wirth hatte den Ankömmling bereits fixirt, und sprach gelassen halb für sich, halb zum lauschenden Grünschurz: „Nummer Zwölf!“ —

Mit artigem Lächeln, wie es einem gebildeten Leipziger wohl anstehen mag, kehrte der Marqueur zurück, zündete ein Licht an, und bat den Fremden mitzukommen.

Während nun der Mann aus dem Mittelalter die gebohnte, saubere Treppe hinangeht, mag der Leser mit Recht über die Höflichkeit der Leipziger Gastwirthe, welche den einfachen, bestaubten Fußgänger, wie den Inhaber prächtiger Equipagen gleich freundlich aufzunehmen gewohnt sind, sich ein Weniges verwundern.

Als aber der schnellfüßige Marqueur wieder in die

Wirthsstube zurückkehrte, rief es von allen Seiten: „Karl! Karl! wer ist der Fremde? woher? aus Griechenland? aus Polen? aus Jena?"

Karl zuckte mit den Schultern, nahm das große Fremdenbuch unter den Arm nebst der Leipziger Zeitung und dem Tageblatte, vergaß nicht, eine Flasche Wein nebst Zubehör mitzunehmen, und flüsterte, rückwärts zur Thüre sich hinausschiebend: „Gleich zu dienen, meine Herren!" —

Und die wißbegierigen Gäste saßen und sprachen wieder vom berühmten Arzte in London, vom Koche in Paris und dem gesegneten Deutschland mit seinen Schlagbäumen.

Der freundliche Marqueur kam zurück, trat an die Tafel und zeigte das Fremdenbuch vor. Da fand man denn mit Verwunderung, daß der Fremde nur Georg Venlot hieß, seinen Charakter als „sanftmüthig" bezeichnet, die übrigen Rubriken aber mit „ungewiß" ausgefüllt hatte.

Die Gäste fuhren in ihren unterhaltenden Gesprächen fort, während Georg einsam und trübsinnig in seinem Stübchen saß, das Haupt in die Ecke des Sopha's gedrückt.

So war denn Georg in Leipzig. Nachdem er einige Gläser Wein getrunken hatte, brach er endlich in die Worte aus: „Und sollte ich darüber zu Grunde gehen, dich, Aquilina, muß ich wiederfinden! sollte ich auch die Welt durchstreichen bis in das letzte Indien. Ohne dich bin ich immerdar elend mit der brennenden, ängstigenden Sehnsucht und Qual meines Herzens! — Nicht umsonst riß die Wunderwelt vor mir ihre Thore auf, nicht umsonst wurde mir das Außerordentliche gewährt! — Nicht umsonst ist mir Raum und Zeit dienstbar geworden! Sie, die ewig Geliebte, werde ich, muß ich mir wieder erringen!"

In eigenthümlicher Ideenverwechselung trat ihm Lina's bleiches Bild vor die Seele. „Lina! Lina!" rief er, und krampfte die Hände zusammen. Ihm schmerzte das Haupt.

Aufgeregt schritt jetzt Georg in der Stube auf und ab, bis sich endlich der Sturm in seinem Innern ein wenig besänftigte.

Mechanisch griff er zum Tageblatte der Stadt Leipzig und las mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Anzeigen, wie z. B.: „Heute Abend ist Feuerwerk zum Besten der dürftigen Abgebrannten zu . . ." u. s. w. „Ja!" rief er und lächelte wehmüthig vor sich hin, „noch lebt in Sachsen ein edler, menschenfreundlicher Geist."

Indessen Georg also seine Gedanken, wie die Schreibfeder eines wetterwendischen Schriftstellers, bald hierher, bald dorthin planlos kreuzen ließ, hörte er dann und wann aus der Nachbarstube herüber ein herzliches Seufzen flüstern.

Sein erster Gedanke war, daß ein Kranker sich dort befinden müsse. Als er aber deutlich drüben den wehmüthigen Ausruf hörte: „Mein Gott und Herr!" fing er an zu glauben, daß dem Fremden im Nebenzimmer ein plötzliches Uebelbefinden zugestoßen sein müsse.

Vom Mitleide ergriffen, trat er zur Thür, durch welche es aus seinem Zimmer hinüberzugehen schien. Er legte die Hand auf die Klinke des Schlosses, und versuchte, ob sie zu öffnen sei. Die Thür sprang auf.

Zweites Capitel.

Wer je irgendwo Gelegenheit gefunden hat, Gemälde vom Dominikaner Johann von Fiesole zu sehen, wird gewiß auf die einfachen, ascetisch-frommen Gesichter seiner Heiligen um so länger seine Blicke geheftet haben, je seltener solche eigenthümlich charakteristische Physiognomieen heutzutage sich dem aufmerksamen Beobachter zeigen mögen. Ein ähnliches Gesicht, eine ähnliche Gestalt zeigte sich aber jetzt dem Eintretenden.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ redete Georg diesen Fremden an, „ich glaubte Sie um Hülfe rufen zu hören; vermuthlich habe ich mich getäuscht, was mir sehr angenehm sein würde!“

Der fremde Herr, welcher bei Georg's Eintritte etwas erschrocken sich von seinem Sitze erhoben hatte, faßte sich bei dieser höflichen Anrede bald und entgegnete mit sehr sanfter Stimme: „Ich danke Ihnen sehr für Ihren menschenfreundlichen Sinn, mit welchem Sie sich mir nähern, obgleich mir sonst nichts leiblich Widerwärtiges zugestoßen ist. Doch ist es mir angenehm, die Bekanntschaft mit einem lieben Stubennachbar zu machen. Beliebt es Ihnen sonst, mir auf ein Stündchen Gesellschaft zu leisten, so bitte ich Sie, Platz zu nehmen.“

Georg schloß aus dieser milden, ja mehr als gewöhnlich oratorischen Anrede, so wie aus der ganzen Weise, in welcher der Fremde ihm erschien, daß er einen evangelischen Prediger vor sich habe.

„Sie sind ein Gelehrter?“ fragte der Fremde.

„Ich habe früher studirt und heiße Venlot,“ entgegnete Georg.

„Wohl sieht man sich in allen Enden um die Wahrheit um," fuhr der Fremde fort, indem er die weißen, mageren Hände auf seine Kniee legte, „aber selten hat mir Einer gesagt: „Siehe da, ich habe gefunden!" Aber was in unendlicher Ferne zu erjagen gesucht wird, das liegt gar nahe am Wege und ruft: „Wanderer, woher? Wanderer, wohin?"

Georg wurde aufmerksam. Jener sprach weiter:

„Gott war einst Gesetz für alles Geschaffene. Der Mensch in seiner Reinheit kannte keinen andern, als Gottes Willen. Als aber der Mensch selbst sein Gott sein wollte, geschah der Sündenfall. Seitdem ist der Mensch ein anderer geworden; denn der Riß in seiner Seele dauert fort. So kam es, daß der Mensch vom Anbeginn mehr Teufel, als Engel ist. Um der Sünde Sühnung Willen erschien unter uns der Gottmensch, um uns vor uns selbst zu retten in den Schooß des ewigen Vaters. Also ist des Christenthums Grundstein die Sünde, reuevoller Glaube an den Weltheiland die Strebepfeiler und des Gewölbes Schlußstein — die Versöhnung. Das ist die Wahrheit, die verkannte, und dennoch ewig triumphirende! Das ist die Wahrheit, welche uns vom Lügengeiste erlöst!" —

Georg war aufgestanden und sprach, wie für sich: „Ueber dieses Gespenst der Erbsünde, das vampyrartig das beste Blut von jeher gesaugt hat! muß es denn ewig leben? Wessen erstes Gefühl wäre Schadenfreude, sähe er einen nackten Wandler zur harten Winterszeit? Hassen oder lieben wir Vater und Mutter von Kindesbeinen an? Fühlt nicht der Mensch, wie ihn schon hier der Odem der Glückseligkeit ringsum anweht?

„Verkümmert mir nicht mit finsteren Zaubersprüchen

den freudigen Lenz, welcher alle Saiten der Seele zum Wonnegefühl anstimmt! — Hängt mir nicht den düsteren Traumschleier über die blauen Himmelsräume, aus welchen noch immer das Paradies in seiner uralten Pracht herabtaucht zur Zeit und Stunde selbst dem verworfensten Gemüthe!"

Georg schwieg. Der Fremde lächelte wehmüthig und mitleidig vor sich hin. Georg reichte ihm die Hand und sagte: „Lebe Jeder seiner Ansicht, seinem Glauben! aus verschiedenen Klängen entsteht endlich Harmonie! Darf ich um Ihren Namen bitten?" —

Der Fremde antwortete ausweichend: „Ich bin der Verfasser des Werkchens über die Lehre von der Sünde und vom Versöhner."

Jetzt rief der Wächter auf der Straße zehn Uhr aus, Georg empfahl sich und ging auf sein Zimmer zurück.

Drittes Capitel.

Georg befand sich mit Tagesanbruch schon wieder auf seiner Pilgerfahrt. In den Nebelmantel gehüllt, die Ueberschuhe am Riemen über die Schulter geworfen, maß er sieben Meilen um sieben Meilen weg.

Rechts und links rannten Land und Stadt, Berg und Thal, Feld und Wald, Fluß und See, wie die Bilder in einem Guckkasten, dessen Walzen ruhelos gedreht werden, an ihm vorüber.

Die hohen Gletscher der Schweiz stiegen jetzt, wie Geistergestalten, leuchtend vor seinen Blicken aus der Erde empor.

Vergebens bemühte sich ein Lämmergeier, mit ihm zu fliegen, nach wenigen Secunden sank der Luftcorsar ermattet auf eine Felsenspitze nieder.

Das Getön von Glocken und verworrene Klänge des Kuhreigens schwammen dann und wann leise und schnell an seine Ohren, wie Mückengesumme.

„Das war die Schweiz!“ rief er für sich und stand auf einem Berge still.

Zu seinen Füßen dehnte sich der Lago maggiore zwischen den Hügeln mit seinem tiefblauen Spiegel aus. Entzückt schaute er hinab auf Isola bella und madre und in die duftigen Landschaften hinaus, welche zum See heraufblickten mit Schlössern und Dörfern.

Unfern winkte von Arona herauf die Riesenbildsäule des Borromeo mit weit ausgestreckter Hand, wie zur Begrüßung des Pilgrims.

„Italia! Italia, daß ich dich wiedersehe!“ sprach Georg und schritt von Neuem aus. Mailand mit seinem weißen Dome zog vorüber; er stand am Tyrrhenischen Meere.

Kaum vermochte Georg die schnell auf ihn einstürzende Welt der Erscheinungen zu ertragen.

„Aquilina,“ sprach er für sich, „Aquilina! aber wo finde ich dich? Bin ich nur ein lächerlicher Spielball des Wunderbaren und des Zufalls, oder hat dieses Alles Zweck und finde ich sie?“ —

Mit über einander geschränkten Armen ging er an der Kette der Apenninen vorüber.

Wie eine liebliche Nymphe im vielfarbigen Gewande,

das großfaltig im Winde zu flattern schien, flog ihm die schöne Toscana vorüber. —

Wem wird das Herz nicht voll und weit, hört er den Namen: „Rom“? Wer denkt nicht dabei an das alte Forum, um welches sich Jahrhunderte lang die Weltgeschichte, wie um eine stählerne Achse, gedreht hat? und an den Dom Sanct Peter's mit seinem Vaticane, in welchem das Kreuz des alten Schwertgriffs noch als wunderthätiger Talisman die Welt von Neuem einst gebannt hielt? Rom? — welcher Zauber scheint nicht schon in diesem Worte zu liegen?

Georg saß dort gedankenvoll vor dem Volksthore und zog die Ueberschuhe an. Eine ungezählte Volksmenge wogte auf der Strada di Ripetta dahin. Abenteuerliche Trachten! — Hier zogen mit rothen Mänteln und weißen, spitzigen Filzhüten die düsteren Männer der Abruzzen, dort in blauen Jacken die munteren Gärtner aus naheliegenden Weilern, vor ihnen die rüstigen Mädchen aus Albano mit Madonnengesichtern, die Häupter mit weißen Tüchern leicht verhüllt, in freien, schwebenden Dianenschritten.

Die ganze Menge der Menschen zog auf den Dom St. Peter's zu. Georg folgte den bunten Menschenwogen.

Ueber den von Säulenkreisen umzingelten Vorhof der Kirche mit seiner himmelanragenden, ägyptischen Spitzsäule und seinen Springbrunnen, welche gewaltsam ihre Wasserstrahlen emporsprühten, wandelte Georg über die mit Blumen bestreute, majestätische Treppe empor zur Kirche, in angenehme Rückerinnerungen vertieft.

Wie oft hatte ihn früher dieser Weg zu den Denkmälern alter und neuer Kunst im Vaticane geführt! — zu den Werken des Titanensohnes Michael Angelo, zu den

Gemälden des göttlichen Jünglings Raphael, — zur ganzen Götterwelt des schönsten Himmels! —

Georg aber trat jetzt in die gold- und marmorstrahlende Kirche hinein.

Mit rothseidenen Teppichen waren alle die hohen Pfeiler behangen, tausend und aber tausend Lampen brannten um den Hochaltar herum angezündet und Blumenguirlanden prangten von Säule zu Säule gezogen. Weihrauchwolken lagen süß betäubend auf der ganzen Gemeinde, während ferne Orgeltöne geisterhaft das unermeßliche Gewölbe durchwebten. Wie leuchtende Johanniskäfer, schienen vor den Seitenaltären Messe lesende Priester aus der Menge heraus.

Bei dem Hochaltare auf sammetnen Stühlen saßen in mächtigen Prachtgewändern blau bestrumpfte Cardinäle mit brennendrothen Mützchen auf schneeweißen Köpfen, und Bischöfe mit ihrer spitzigen, golddurchwobenen Mitra.

Die Kirche feierte eben einen gewonnenen Proceß.

Es wurde ein wunderthätiger Kapuziner, welcher vor einigen Jahrhunderten bereits verschieden war, canonisirt. Der Teufelsadvocat war angebrachter Maßen abgewiesen worden.

Die Wunderthaten des Mönchs waren in großen Bildern ausgehängt. Dort konnte der Gläubige sehen mehr, als er sich träumen mochte.

Aus einem Büchelchen, worauf das bärtige Bildniß des neuen Heiligen in Holzschnitt erbaulich zu sehen, seine Wunderthaten zu lesen und die Gebete um seine Vermittelung bei verschiedenen Angelegenheiten zu finden waren, betete die fromme Menge, auf die Kniee dahin gestreckt.

Wohlgenährte, freundliche Kapuziner in ihren braunen Kutten und leicht hingleitenden Sandalen wandelten wohl-

behäglich durch die Menge einher in dem angenehmen Bewußtsein der Ehre, welche ihrem Orden durch diese Anerkennung eines Glaubenshelden aus ihrer Mitte widerfahren war.

Georg stand an eine Säule gelehnt. Er fühlte einen Schlag auf seine Schulter, und Pater Rossi, welchen er bei seinem früheren Aufenthalte in Rom kennen gelernt hatte, gab sich ihm zu erkennen.

„So sehe ich Euch doch wieder," rief er, „nach langer Zeit und auf dieser heiligen Stelle? — aber verändert vom Kopf bis auf die Füße! — Gewiß habt Ihr, vortrefflicher Freund, große Seelenleiden unterdessen ertragen! — Warum sucht Ihr auch nicht Eueren Frieden im Schooße der Kirche?" —

„Wie wollt Ihr mir Frieden mit mir selbst verschaffen?" fragte zweifelnd Georg.

„Wir haben Gewalt, die Sünden von Euch abzuwaschen!" versetzte der Römer; „die heilige Kirche hat einen unermeßlichen Ueberfluß an sündenlöschenden Werken, an dem Blute der Märtyrer, an den Büßungen heiliger Männer und Frauen, über welche sie zu verfügen die Macht hat zu Gunsten der Gläubigen. Doch Ihr, mein Freund, stoßt die rettende Hand mit den Gnadenmitteln nicht von Euch!"

„Pater Rossi," sprach Georg, „behaltet mich lieb und lebt wohl!" —

Erzürnt wandte sich der Priester von dem Aufgegebenen; — Georg aber verließ die prächtige Wohnung der Heiligen und die alte Stadt der Welt.

Viertes Capitel.

Wie der heilige Gangesstrom aus den wüsten und unfruchtbaren Felsen von Serenegar sich gierig hinunterstürzt in das glückselige Hindostan, so eilte auch Georg über die eisigen Häupter des Himalayagebirges nach Ruhe dürstend herunter in das alte Märchenland und Mutterhaus der Menschheit. —

„Indien! du stiller Zaubergarten mit deinen dunkelfarbigen Kindern,“ sprach Georg für sich, indem er die Augen rings umher kreisen ließ, „ja! bei dir finde ich gewiß, was mein brennendes Herz gesucht hat — wenn nicht Sie, die hohe, schöne Geistesbraut, doch Ruhe — Frieden — Vergessen! Hier — wo die Gottheit in den weichen Thon des Landes ihre Ferse gedrückt hat, wo das Herz der Erde pulset, hier will ich mein müdes Haupt hinlegen, und schlafen — schlafen! — Hier, wo die weisen Braminen in stiller Betrachtung dem großen Weltgeheimnisse lauschen, hier schlage ruhig, du mein unbändiges Herz!“ —

Georg band seine Schuhe an den Füßen fest, und wandelte längs des Gangesstrandes dahin im werdenden Morgen.

Die schlanken, hohen, schattigen Kokosbäume, mit Palmen und saftigem Grün ihre Gipfel geziert, mit großen Früchten geschmückt, Himmel und Erde entzückend, schwankten und säuselten, von kühlenden Lüftchen umzittert, in sanften, fortwährenden Bewegungen, und schienen sich an die Ufer des Stromes zu drängen, ihre Füße in der segengeschwängerten Fluth zu baden. An den Stämmen hinauf und durch die leichten Fächer ihrer Wipfel schwangen sich

kletternd braune, flinke Aeffchen mit klugen Diebsgesichtern oder saßen lauschend in den grünen Wipfelhäusern und steckten flüsternd die Köpfchen zusammen, als raunten sie unter einander von uranfänglichen Geschichten.

Der Vogel Boulboul saß in den Büschen des Nagakessar und sang in schmelzenden Weisen, als spräche die Gottheit dieses Eilandes selige Worte durch seine liederreiche Kehle. Es schien, als wiegte sich die all'um blühende Lotosblume träumerisch in diesen Melodieen, leicht, wie der Frühlingsodem, mit ihren röthlichen, schimmernden Lilienkelchen, welche der Mondstrahl in der Nacht heimlich angezündet hatte, und bestreute mit ihrem Blüthenstaube, geängstigt von dem anbrechenden Tage, das brütende Weibchen des purpurroth gefiederten Flamingo's, im Neste unter ihrem Laubbusche.

Georg stand, wie ein freudezitterndes Kind, in der Mitte dieses Paradieses. Nicht länger vermochte er sich auf den Füßen zu erhalten; er lagerte sich ruhebedürftig unter einen blühenden Amra, der von der Madhawiwinde, wie ein Bräutigam von seiner Geliebten, umschlungen, und von ihren Blumen, wie mit glühendrothen Küssen, bedeckt war. Dort lag der unstäte Waller unter Duft und Blüthen begraben. Durch alle seine Fibern strömte ein bewegendes, drängendes, neues Leben.

Es war ihm, als erwache er von einem langen Schlafe. Aquilina's Bild erblich vor dieser äußeren Gluth in ihm mehr und mehr. „Es ist schlimm," sprach er, „wenn mein vergangenes Leben und alles Andere nur ein Zauberspuk gewesen wäre — ein recht langer, seltsamer Traum, ein Traum!" —

Unfern von seinem Ruheorte bemerkte er jetzt eine Hütte,

halb hinter dichtlaubigen Platanen verborgen. Eine schlanke, weiße Gestalt trat eben daraus hervor. Sie näherte sich dem Rasenplatze, auf welchem er sich befand und rief mit heller, sanfter Stimme den Taubenpfauen, welche aus den Büschen auf sie zuschwirrten.

Es war ein Hindumädchen. Ein einziges, blendendweißes Stück Zeug war um den zarten Leib geschlungen, zog sich von da über die rechte zur linken Seite, den Busen leicht bedeckend, hinauf, und diente endlich zur Schärpe, womit es über den Hüften festgeschlungen war.

Leicht und hoch, die Arme nackt, und geziert mit Armbändern von den Fasern der Wasserlilienstengel, die röthlichen Füße bloß, über die dunklen, geflochtenen Haare einen Kranz von verschiedenen Blumen, kam die Jungfrau einher.

Sie bemerkte nicht den Lauscher in seinem Nebelmantel. Sie fütterte vor ihm mit Körnern aus ihrem Körbchen, welches sie trug, die Taubenpfauen, welche zahm auf die Würfe des Futters bald harrten, bald wieder die gestreuten Körner auflasen.

Ein anziehenderes Bild hatte Georg noch nicht gesehen. Die kleinen Pfaue girrten und schimmerten um sie herum mit ihrem azurnen Gefieder und schlugen Räder mit ihrem violet und gelb marmorirten Schweife.

Wie eine Fee in ihrem Wunderreiche, stand sie da, umgeben von ihrer ganzen Herrlichkeit. Ihr dunkles Antlitz mit den großen Feueraugen, der ganze Guß ihrer edel ausgeprägten Formen, selbst die einfachen, lieblichen Wendungen ihrer Gliedmaßen, welche schlummernde Wollust heimlich umwob, zeugten von überschwänglicher Milde, wo=

mit der Gott des Landes die Tochter der Einsamkeit ausgestattet hatte.

Georg getraute sich kaum zu athmen; im glühenden Sinnen wurden alle Gefäße seines Herzens weiter.

„Fliehe!" sprach seine innere Seele, „fliehe, daß du dich rettest!" — Er aber floh nicht.

„Aquilina!" schien ein Vogel aus blauer Luft herabzurufen, „Aquilina!" — Er sprang auf und ging einige Schritte.

Am nächsten Zweige fütterte ein grünes Papageienweibchen seine Jungen, während das Männchen mit altklugen Augen unfern davon saß und die Worte, welche ihm vielleicht ein Bramine einst gelehrt hatte, hervorstieß: „Groß ist Koma, und seine Wonne — süß — süß die Liebe!" —

„Was plauderst du wieder, Smara?" rief das lauschende Mädchen, „hast du den rastlosen Gott mit seinen Blumenpfeilen gesehen?" — „Smara! Smara!" lockte es mit schmeichelnder Stimme. Der Papagei drehte den glänzenden Hals, zupfte sich an der rothen Brust und schrie: „Koma! Koma!"

„So komm' doch, Närrchen! komm'!" schmeichelte listig das Mädchen, indem es die Fingerspitzen der ausgestreckten Hand leise und zweigartig bewegte.

Der Vogel hüpfte von Baum zu Baum herüber zu dem Mädchen, bis er endlich auf seiner Schulter saß.

Der Vogel ließ sich von der Vertrauten in die Hand nehmen, duckte sein Häuptchen, welches sie kraute, an ihren Busen hin und blähte behäglich sein buntes Gefieder aus.

Das Papageienweibchen, als wäre es eifersüchtig, schoß jetzt schnell herüber vom Neste und hackte giftig auf das

gekirrte Männchen los. Aber das lose Mädchen faßte es auch und koste: „Ei, Herzchen! ich will deinem Männchen kein Leid, sondern Euch Beiden Etwas zu gute thun.“ — Mit dem Zuckerbröckchen, welches es aus dem Körbchen nahm, beschwichtigte es fütternd das zahme Pärchen, indem das glückliche Wesen auf den Rasen knieete, um die unruhigen Thierchen in seinem faltigen Gewande einzuhegen.

„Könnt Ihr mir nicht sagen,“ flüsterte sie ihren Pfleglingen zu, „warum es mir im rechten Auge zuckt? — sagt mir, was bedeutet das Gutes?“

„Koma! Koma!“ schrien die beiden Papageien zu gleicher Zeit.

„Koma!“ sagte lächelnd das Mädchen und wiegte traurig das bekränzte Haupt; „ach, mir ist dieser Gott nicht hold gesinnt; denn mein Herz gehört nicht dem Manne der Liebe, wenn ich einen solchen fände. Ich muß Euch nun bald verlassen!“ —

Also unterredete sich das Mädchen mit den Papageien, als hätten diese ihre jungfräuliche Sehnsucht verstehen können.

Georg aber stand und vermochte kein Auge von dem Mädchen zu verwenden. Es war ihm, als wenn die Erde unter seinen Füßen vor Wonne zitterte.

Er that einen Schritt, und noch einen, ging zögernd noch einige Schritte vorwärts, und stand vor dem schönsten Kinde der Natur.

Mit unsicheren Händen nahm er den Nebelmantel von seinen Schultern. Die Papageien flatterten kreischend auf, und kaum hatte das Mädchen die Augen emporgeschlagen, so fiel es auch hin auf sein Antlitz, die Hände vor die Stirne geschlagen.

„Herziges Mädchen!“ sprach Georg, „fürchte dich nicht vor mir! Ich bin nicht hier, um dir ein Leid zuzufügen. Laß'mich dein geliebtes Antlitz und deine Sonnenaugen sehen!“

Sie aber hob ihr Haupt nur um ein Weniges und betete mit zitternder, eilender Stimme:

„Rettender, immerdarschaffender, erhaltender, wiederbelebender, wandelnder, großer Wischnu! erbarme dich über mich, deine beängstigte Magd, und handle mit mir nach deiner Barmherzigkeit, da du nun zum zehnten Male heruntergestiegen bist, ein Mensch gewordener!“ —

Georg sprach: „Fasse dich, frommes Mädchen! ich bin deiner Verehrung nicht werth.“

Die Jungfrau aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Du weißt es ja, allmächtiger Schöpfer und Allwalter, wie ich dich als Krischna, der du einst auf den Matten von Agra mit den neun Milchmädchen, den seligen Geschöpfen, getanzt hast, immerdar verehrt habe.“

„Ich bitte dich, holdes, wahngläubiges Kind, laß' ab!“ bat Georg, „und stehe auf.“ Sie ließ sich von ihm emporheben.

Wie sie nun so vor ihm stand und in sein Antlitz sah, da bebte sie vor Wonne und große Thränen blitzten aus ihren Augen.

Er faßte ihre Hand, da sank sie plötzlich zusammen und an seine Brust; der Kranz fiel ihr von der Stirne und die langen Haare wallten um sie, wie ein wehender Schleier.

Georg hob ihr Haupt, es sank zurück. Ihre Augen glommen verlöschend, gebrochen und wie sterbend. Er suchte sehnend ihre Lippen. Das Mädchen brach in ein unnennbares Weinen aus.

Der lauschende Papagei aber saß auf dem Amrabaume und schrie: „Koma! Koma!“ —

Fünftes Capitel.

In stiller Hütte auf bastgeflochtenen Teppichen saßen zwei glückliche Menschen.

Georg hielt einen Becher, aus der Schale der Kokosnuß kunstreich geformt, das Mädchen neben ihm, welches aus einem Kruge ihm Kokoswein einschenkte. Sein Haupt hatte er mit Blumen bekränzt, sein Bart träufte von duftendem Oele, sowie seine bloßen Füße, welche ihm die Hindu mit Rosenwasser gebadet und mit selbst bereiteten Specereien gesalbt hatte.

Er trank und reichte dem Mädchen die Schale hin mit den Worten: „Maya!“ — so hieß das Mädchen — „trink' mit mir und sei nicht gar so still.“ Maya trank und ihre Lippen nahten den seinigen, indem sie flehend emporsah.

„Maya!“ fuhr Georg fort, „sage mir, lebst du denn ganz allein in dieser schönen Wüste?“ —

„Ach nein!“ sprach Maya, plötzlich verdüstert; „ich habe noch einen Vater, welcher aber gestern nach Jagrenat in den Tempel, um dort anzubeten, gegangen ist. Am nächsten Abend wird er wieder heimkehren, um mich übermorgen dorthin zum großen Bramafeste zu geleiten. Morgen ist es vielleicht zum letzten Male, daß ich in diesem heiligen Haine wandle unter meinen Bäumen und Blumen und bei

allen den lieben Thieren, welche ich mir gezähmt habe; denn mein Vater will mich dem Dienste der Götter als Dewadassi am Bramafeste weihen lassen. So muß ich mich auch von dir trennen, mein einziges Gut, und werde dich nie, nie wiedersehen; denn aus dem Tempel darf ich als Dienerin des Heiligthums dann nicht mehr entweichen! Ich Unglückliche, bestimmt jeglichem Weib zu sein, der meiner begehren mag!" —

Sie schwieg, und unendlicher Schmerz erfaßte ihre Seele. Georg zog mitleidig das arme Mädchen an sich.

Nachsinnend sprach sie nach einer Weile: „Neulich stand ich dort am heiligen Strome und verfolgte mit meinen Augen die leise dahin gleitenden Wellen. Auf einmal hörte ich Springfluth rauschen und brausen, und eine große Woge fuhr der Strömung entgegen, blitzschnell mir vorüber im Ganges hinauf, als suche sie mit schmerzlichem Schluchzen die Quelle wieder, aus welcher sie hervorgeflossen war. Mein Vater hatte schon oft dieses wunderbare Walten im Flusse gesehen, mir widerfuhr es aber zum ersten Mal. O, du Mann meines Herzens! obgleich so der Strom meines Lebens, sich von dir immer weiter entfernend, fremde Thäler durchschneiden muß, so wird trotz dem sehnsüchtig-ungestüm mein ganzes Sinnen ewig zu dir zurückströmen! bis mein Herz, wie die aufrührerische Welle, ganz gebrochen sein wird! — Sieh', schöner Sohn der Fremde, so wird es mit mir sein!" — Georg rang nach Fassung; seine Seele war getheilt, wie das Meer um eine Insel. —

Endlich erhob sich Maya und sagte: „Mein Unglück und mein Glück soll mich nicht des heiligen Büßers im Walde vergessen machen, den ich täglich um diese Stunde mit heiligem Wasser aus dem Ganges tränke. — Komm'

mit mir! vielleicht prophezeit er uns, denn ihm ist die Gabe der Weissagung zugetheilt." —

Georg erhob sich mit dem Mädchen, beschuhte wiederum doppelt seine Füße, nahm seinen Mantel unter den Arm und ging niedergeschlagen, mit sich selbst zerfallen, an ihrer Seite.

Er schöpfte ihr mit dem Kruge das heilige Wasser und wandelte dann mit dem traum- und leidvollen Kinde durch die schattigen Gänge des Palmenwaldes, längs des Ufers dahin, bis es endlich stillstand.

„Siehst du den heiligen Büßer dort?" flüsterte Maya ihm zu. Er bemerkte Nichts. Als er aber genauer hinblickte, erschrak er in seiner Seele.

Von Schlinggewächsen fast ganz umwachsen, wie ein alternder Thurm von Ephen, umbaut bis an die Brust von Termitenhaufen, und seine Schultern verborgen von Vogelnestern, stand der Büßende.

Hätten nicht zwei große, leuchtende Augen zum Himmel empor geglüht, unregsam in sich selbst, wie der Agatstein, welcher in sich selbst wächst in heimlichen Bergadern, so würde selbst ein spähendes Auge ihn nicht entdeckt haben.

Maya neigte sich ehrfurchtsvoll und sprach: „Dein Segen sei mir!" „Ewiglich!" entgegnete langsam und dumpf gleich dem entfernten Brausen des Meeres seine Stimme; — „ewiglich! obgleich du dem wandelbaren Koma deine Kniee gebeugt hast!" —

Maya seufzte und sprach kein Wort dagegen. Sie hob den Krug empor, er öffnete den Mund, ohne das Haupt zu bewegen, und sie ließ den Strahl des Wassers, ihn tränkend, hinunterfallen.

Als er also getrunken hatte, führte Maya den erstaunten Georg vor ihn hin und flehte zum Büßer: „Sage ihm, sage uns etwas Gutes!“ —

Die Gluth seines Auges ruhte jetzt auf Georg's Gesicht und unmerklich tönte es aus dem wenig geöffneten Munde, leise und dennoch schrecklich hörbar hervor: „Thor, nicht betäubst du mit Sinnenfrohn deines Geistes Stimme! Hast du vergessen die Einzige, welcher du ewig angehören solltest?“

Georg war vor dieser Allwissenheit in sich selbst vernichtet; er wankte, Maya hielt ihn aufrecht, endlich fragte er: „Und du kennst sie, heiliger Büßer, und wo sie ist, die dreifach Verrathene? Wehe mir!“

„Wehe dir!“ — sprach wiederum der Büßer — „wie kannst du sie finden, die Selige, mit unseligen Begierden, die Königin der Geister mit dem Herzen voll Erde? Finde dich selbst, so wirst du sie finden; wo dir der Nebel vom Auge fällt, wird sie, die du suchest von Kindesbeinen an, auch sein! — Maya, Dewadassi! halte ihn nicht auf in seinem Wege! Nimm Abschied!“

Das Mädchen sank in seine Arme und sagte standhafter, als es sich hätte ahnen lassen: „Alles Gute sei mit dir und denke der armen Magd, wenn es dir wohlgeht!“ — Es riß sich los von ihm und entfloh.

Der Einsiedler sprach: „Sie kennt ihr Loos, folge dem deinigen!“ —

Voland stand, wie eine aufsteigende Wetterwolke, in der Ferne, von Georg ungesehen, finster und schreckhaft.

Elftes Buch.

Erstes Capitel.

Es war wieder Winter. In einer Weinstube zu Berlin saß Georg, das gedankenschwere Haupt auf seine Hand gestützt. Ungenossen verduftete der Wein vor ihm.

Ohne daß er es bemerkte, war er der Gegenstand der Neugierde für die anwesende Menge geworden. Sein seltsames Aeußere, das romantische, spanische, abgetragene Gewand, der stattliche Schmuck seines Kinns, die langen, blonden Haare, welche gescheitelt über seine Schultern herabfielen, mußten allerdings die Aufmerksamkeit, besonders in dem an Waffenröcke gewöhnten Berlin, gewaltig rege machen.

Ein junger, feiner Mann, dem Anscheine nach ein Offizier im Civilrocke, konnte es sich vorzüglich nicht erklären, wie bei der Wachsamkeit der Berliner Polizei diese allzu abenteuerliche Figur in die Stadt hereingekommen sei.

Nachdem dieser sich beim Weinschenken fruchtlos über den fremden Gast erkundiget hatte, wandte er sich selbst an ihn.

„Sie scheinen sich nicht zu amüsiren,“ sprach er Georg

an, „da Sie so ernst hier sitzen? Sie sind gewiß aus Göttingen? oder sonst wo her?“

„Sie scheinen es errathen zu haben!“ entgegnete Georg etwas mißlaunisch, indem mehr Bitterkeit in seiner Stimme, als in den Worten selbst lag.

Der junge Mann aber ließ sich dadurch nicht stören, und fuhr fort: „Sie sind ein Schriftsteller? In diesem Falle könnte ich Ihnen, wenn Sie sonst hier Protection suchen, beiräthig und beithätig sein; denn ich maße mir es an, selbst zuweilen Versuche meiner Muse drucken zu lassen. Haben Sie meine „Lindenblüthen“ gesehen und gelesen? — Müssen Sie mir aber nicht gestehen, daß Tieck in Dresden unbestritten der größte Novellist ist?“ —

Georg seufzte in seiner Seele über die unendliche Rhetorik des Dichters; vergeblich suchte er es sich zu erklären, wie und woran dieser es ihm angemerkt habe, wie auch er einst überschwängliche Verse gemacht habe. Die Aufklärung hierüber erfolgte einigermaßen.

Der Dichter wischte seine Brille ab und rief: „Einen Becher Moselwein!“ — Mit ritterlichem, biderbem Wesen, welches jetzt aus ihm gleich einer possirlichen Puppe aus einer französischen Vexirdose heraussprang, warf er sich auf den Stuhl, faßte mit seiner zarten Faust des Weinglases dünne Taille und sprach: „Es lebe das Mittelalter! — Ja, wer so glücklich wäre, wie Sie, mein Herr!“ fuhr der Ritterliche fort, indem er sein feines Schnurrbärtchen kräuselte, „und dürfte auch nach Außen hin sich als Apostel des Deutschthums bekennen! Es muß aber unsere Zeit wieder aufblühen mit kräftigem Ritterwesen und süßem Minnethum! Nicht vergebens haben unsere Dichter die Harfe ergriffen, nicht vergebens de la Motte Fouqué gesungen!“ —

Da Georg schwieg, so glaubte er diesen Mitttelalterlich-angethanen in Uebereinstimmung mit sich, und fuhr fort, und zwar nicht ohne Begeisterung: „Diese unheilbringenden Bestrebungen des Bürgerthums, die Bevorzugungen der Stände auszugleichen! Wer mag es läugnen, daß ein Adel in der ganzen Natur, selbst unter Pflanzen und Thieren sich ausprägt? — Die himmelanstrebende Eiche und der niedrige Wachholderstrauch gehören beiderseits zum Baumgeschlecht, aber sind sie ebenbürtig? — Das gemeine, grobgegliederte Fuhrmannspferd und das edle, mühsam gepflegte, aus bevorzugter Race herstammende, arabische Roß, obwohl von einer Thierart, sind sie der Herkunft nach gleichblütig? — Und sollte bei der menschlichen Gesellschaft es anders sein? Vergeblich sucht man eine solche Bevorzugung in ihr zu vernichten. In Frankreich ist bereits diese Revolutionsidee vom Adel und der Geistlichkeit besiegt, und auch wir haben schon wieder unsere Turniere. Nur der Minnesänger" — setzte der hoffnungsvolle Schriftsteller, um den merkbar werdenden Unwillen Georg's abzuleiten, noch hinzu — „gehört keiner Menschenklasse an; seine Welt ist nicht diese. Und Sie, Verehrtester, sind gewiß, irre ich mich sonst nicht, ein solcher geisterfüllter Sänger?" —

Georg wußte nicht, was er sagen sollte. Ihm brannte vor Zorn das Herz im Leibe. Er suchte diese Aufwallung zu bekämpfen, und erwiderte lächelnd: „Ich wandere umher in der Welt, um das eigentliche Wunderbare zu entdecken; ich meine nämlich das wirkliche Land der Poesie, wo alle Straßen mit Ducaten gepflastert, die Häuser aus Marzipan gebaut und mit Nürnberger Pfefferkuchen gedeckt sind, wo die Leute in Sonetten und Stanzen sprechen und singen, endlich selbst die Gimpel in goldenen Käfigen vor

den Fenstern hängen und Choräle rührend abpfeifen, mit einem Worte: wo es sich noch verlohnte, Poet zu sein. Man hat mich in die Mark gewiesen, und es fehlt nicht viel, so glaube ich, an Ort und Stelle zu sein. Können Sie mir vielleicht in dieser Hinsicht Bescheid sagen?" —

Der Ritterliche fühlte sich beleidigt, so friedliebend er auch sonst war. „Mein Herr!" versetzte er mit schwacher Ironie, „wenden Sie sich an unseren Philosophen Hegel. Seine Gedanken gehen in das Unermeßliche und er weiß über Alles Auskunft zu geben. Da es aber überhaupt scheint, als ob ein ausgezeichneter Witz in Ihrem Barte stecke, so möchte ich doch wissen, wo Sie diese Tour gekauft haben?"

Georg legte den Kopf wieder in seine Hand und entgegnete so freundlich, als es möglich war: „Ich habe meinen Bart erhalten, wo Sie sich Witz holen können, von der Mutter Natur; doch gebe ich Ihnen zu, daß mein rauhes Kinn eben sowohl eines glatten Messers, als Ihre glatte Wange einer rauhen Hand bedürfte." —

Ein schallendes Gelächter erhob sich unter den Anwesenden, der Erzürnte aber nahm seinen Hut und entfernte sich, weil es eben Zeit war, in das Theater zu gehen. —

Es giebt nichts so Ungereimtes, was nicht zur Stunde von einem Menschen gedacht oder unternommen worden wäre, zumal in einer großen Stadt, wie Berlin ist.

Georg, in der verlassensten Lage, seine Brust voll tiefen Leides, saß hier, wie ein Schiffbrüchiger an einem wüsten Eilande, geneigt, auch dem schwächsten Schimmer der Hoffnung, irgend Etwas von Aquilinens Wunderland zu erfahren, treuherzig, wie ein Rheinländer, nachzugehen.

Wie im Unglücke der Mensch abergläubig gern von

dem Zufälligsten, was ihm in den Weg kommt, Hülfe erwartet, so stand auch jetzt der gepriesene Name „Hegel" vor seiner Seele, und unwillkührlich trieb es ihn an, bei diesem trefflichen Philosophen Rath zu suchen.

Wie auch seine ganze Besonnenheit ihm den Unsinn eines solchen Unterfangens vorstellen mochte, so spiegelte ihm dennoch die träumerische Hoffnung alle die außerordentlichen Ereignisse seines Lebens vor, indem sie zu fragen schien: „Und wäre es denn bei diesem Allen das Wunderbarste, wenn ein hochverständiger Mann dir den Weg zur Erfüllung deiner Wünsche jetzt zeigte? Was willst du sonst thun?" —

Um in dieser verwickelten Lage doch Etwas, und mochte es selbst eine Thorheit sein, — denn es ist immer besser, etwas Albernes, als gar Nichts zu thun — vor der Hand wenigstens zu unternehmen, beschloß er endlich, dem Professor Hegel seine Aufwartung zu machen.

Zweites Capitel.

Von einem Knaben des Weinschenken ließ sich Georg zur Wohnung des Philosophen geleiten.

Der Diener, welcher ihn anmeldete, öffnete ihm sogleich eine Thüre, und schüchtern trat er in das Zimmer hinein.

Der Professor saß am Fenster, rings umstellt von Büchern jeglichen Formates, und war über ein Blatt Papier, auf welches er mit einer Bleifeder zu schreiben schien, sin-

nend gebückt, wie Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt.

Nach einer ziemlichen Frist fragte Professor Hegel, ohne aufzublicken: „Sie sind?"

„Georg Venlot, ein Privatgelehrter."

„Sie wünschen?"

„Ruhe! — Nicht der Erde, nicht dem Himmel, nicht mir selbst angehörend, irre ich umher in der Welt, um in das Land der Glückseligkeit, in welchem ich einst Alles gefunden habe, wieder einzugehen. Vergebens war bis jetzt mein Bemühen, mein Beten, mein Hoffen. Der Verzweiflung war ich nahe, als ein glücklicher Zufall Ihren allverehrten Namen in mein Ohr tönen ließ. Ich hielt es für eine Weisung des Himmels, mich an Sie zu wenden."

Der Professor stand vor ihm und schaute ihn an mit seinen klaren Augen, „vor welchen die ganze Welt durchsichtig liegt", und sprach nach einer Weile: „Ich verstehe Sie noch nicht, wollen Sie sich bestimmter ausdrücken?"

Georg seufzte und antwortete beklommen:

„Sie werden mich gewiß für sinnlos halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst die herrliche Aquilina oder Maria, ja fürwahr die Idee des Erhabensten und Schönsten wahrhaft erschaut und in ewiger Liebe und Inbrunst mich mit ihr vereinigt hatte, bis ich sie durch meine vielfache Schuld vielleicht auf immer verloren habe. Werden Sie mein Retter, zeigen Sie mir den Weg zu ihr zurück."

Der Professor sann und entgegnete, nicht ohne ein gewisses Mitleid, welches auf seinem Gesichte und in seinen Worten lag:

„Was Sie begehren, suchen Sie vergeblich! — Die

geistige Wirklichkeit hat sich Ihnen in die Aeußerlichkeit des gemeinen Naturdaseins umgesetzt. Zerbrechen Sie die Schale der schlechten Endlichkeit; denn nur aus der Vernichtung derselben hebt sich der Kern empor, aus welchem die wahre Wirklichkeit sich entfalten muß. Schauen Sie mit dem Geiste das, was als die eigentliche Wesenheit des Geistes sich nur im reinen Gedanken als eigentlich Wirkliches fassen läßt."

Georg erwiderte: „O nein! Es hat sich mir ja jenes himmlische Weib in unermeßlicher Schönheit nach Außen hin geoffenbaret, mich zu sich gezogen und eigen gemacht!" —

„Also ein Kunstideal!" versetzte der Professor und fuhr mit der Hand über die gedankenschwere Stirne. „Sprengen Sie getrost die Hülle der durch die Phantasie geschaffenen Endlichkeit der Idee; denn nur aus der Vernichtung des Endlichen steigt der Phönix unendlicher Wahrheit, aus sich selbst wiedergeboren, strahlenhell empor! Nur im unbedingten Sein vermag der Geist sich selbst zu erfassen." —

„Also gäbe es nichts Großes und Heiliges außer mir selbst?" versetzte Georg sehr bewegt, „also wäre selbst jeglicher Religionsglaube eine Täuschung?" Er war bei diesen seinen Worten bleich geworden.

„Verstehen Sie mich recht!" entgegnete der Professor. „Nur der Gedanke, welcher sich im Kampfe der Weltgeschichte als ihre Grundwahrheit zum wahren, unbedingten Sein emporringt, befreit den Geist zu sich selbst. Die Seligkeit des Glaubens aber ist nur der Embryo, aus welchem sich die Seligkeit des Wissens entwickeln muß. Sie sind, wie überhaupt unsere ganze Zeit, mit dem Glauben zerfallen; wagen Sie daher den letzten Schritt zur vollständigen Selbstbefreiung!"

Wie aufgelöst in sich selbst, stand Georg, bis er in die Worte ausbrach: „O, diese schreckliche Einsamkeit und Allgenügsamkeit. Mein Herz bedarf mehr! Glaube und Wahrheit, warum sollen sie sich feindselig gegenüberstehen?“ —

Der Professor zuckte mit den Schultern und ließ sich wieder auf seinen Sessel nieder.

„Mein Vater war ein guter Mann,“ begann nach kurzem Sinnen und wie im Traume Georg zu sprechen, „und ich erinnere mich, daß er eine gute Violine hatte, auf welcher er wohl zu spielen verstand. Wie ein Kind ist — ich hätte gar so gerne gewußt, wo die Harmonie im Instrumente — und es war ein tüchtiges Werk — endlich verborgen sein müßte. Zu gelegener Zeit war ich mit einem Messer darüber her und zerschnitt sie in kleine Stückchen, — die Harmonie aber ließ sich so eigentlich nicht finden. Ich war endlich überzeugt, daß sie blos in meiner Vorstellung existirte; mein Vater aber war damit nicht zufrieden, denn, wie gesagt, er wußte den Violinbogen tüchtig zu gebrauchen.“

Georg hätte noch lange zu erzählen gehabt, aber da er bemerkte, daß sein Verweilen mißfälliger, als sein Weggehen, sein dürfte, so empfahl er sich so höflich, als er nur immer konnte. —

Drittes Capitel.

Als Georg über den Altenmarkt zu Dresden ging, kamen zwei Herren, welche durchaus in elegantes Krähenschwarz gekleidet waren, so daß nur eine wenig aufgeregte

Phantasie dazu gehörte, sie für Gnomen und Tintengeister zu halten, ihm vorüber.

Diese Beiden sprachen heftig genug mit einander, um ihre Unterredung verstehen zu können. „Mein Trauerspiel so herunter zu machen, Freund! — so nichtswürdig!“ schrie der Eine und ballte die Faust empor in die Luft.

„Wir wollen ihn wieder heruntermachen, und tüchtig!“ — entgegnete der Andere. „Genofeva, Octavian, den Phantasus — Nichts will ich mehr verschonen! — Er soll die längste Zeit fünf Louisd'or für einen Bogen bekommen haben!“ —

„Ach, Deutschland!“ seufzte Georg — „ist das dein Salz, mit dem du salzen sollst? — Dieses Gewürm — Gott verdamm' es!“ murmelte er in den Bart hinein.

Eine freundliche Bürgersfrau, welche ihm entgegenkam, befragte er jetzt um die Wohnung des Hofraths Tieck.

„Dort rechter Hand,“ sprach sie, „im rothen Eckhause, eine Treppe hoch, vorn heraus!“ und entfernte sich mit höflichem Knix.

„Ich will ihn sprechen!“ sagte Georg bei sich selbst, „und ich will ihm auch mein Leid klagen, vielleicht weiß er mir die erwünschteste Antwort zu sagen.“

Er trat in das bezeichnete Haus ein.

Auf der Treppe begegnete er einem angenehmen Mädchen im grünseidenen Gewande. Wie es den sonderbaren Mann erblickte, erschrack es nicht wenig, doch wußte es sich bald zu fassen. Georg fragte, so zierlich er es vermochte, ob der Herr Hofrath zu Hause wäre? — Das Mädchen führte ihn zuvorkommend und höflich den Hausraum vor und ließ ihn in ein Zimmer eintreten, indem es sich empfahl.

Ein nicht großer Herr mit einem geistreichen Gesichte, über welches tausend Schalkheiten einst gelaufen zu sein schienen, stand in der Mitte des Zimmers so recht wie ein Geisterbeschwörer.

Georg fragte: „Habe ich die Ehre mit Herrn Hofrath Tieck zu sprechen?"

„Der bin ich! Lassen Sie sich nieder!" — Der Hofrath setzte sich bequem in einen Armstuhl; Georg aber nahm einen Sitz ihm gegenüber ein.

„Ich heiße Venlot," begann er, „und hatte mich früher gänzlich der Muse gewidmet. Wie oft und lange habe ich gewünscht, mich einem Manne zu nähern, welchem die ganze gebildete Welt Bewunderung zollt."

Der Hofrath schien aufmerksamer zu werden, indem er die Beine übereinander schlug und sich an die Stuhllehne mit dem Kopfe zurücklegte.

„Bei Ihnen hoffe ich Rath und Trost zu finden" — wollte Georg fortfahren, allein der Hofrath unterbrach ihn mit den Worten:

„Ich will Ihnen aufrichtig meine Meinung sagen, indem ich selbst voraussetze, daß ein Dichtergenius in Ihnen lebt. Wollen wir zunächst einen Standpunkt gewinnen, von welchem aus wir einen Ueberblick über deutsches Leben und Kunst gewinnen können! — Das deutsche Reich, mit ihm uralte Gewohnheiten, altes Adel- und Patrizierthum mit aufgestülpter, französischer Perrücke, lateinische Gelehrsamkeit und Pedanterie war ungestüm genug gebrochen worden. Kräftige Männer — wer denkt nicht an Lessing? — hatten bereits die scheintodte Poesie zu erwecken gesucht, aber kaum schlug sie die Augen auf, so begann sie an schwacher Empfindelei wieder hinzukränkeln. Ironie nur

konnte helfen und retten. Unerhörte Kraftäußerungen lassen überall im Leben, wie in der Kunst — denn Eins geht aus dem Anderen hervor! — Außerordentliches hoffen. Was wurde gewonnen? — Wir haben kein Volksleben, keinen Volksglauben, keine Volksfeste, keine Volkssitte, sondern dafür — Verwischung jeglicher Individualität aller Stände, selbst der Gesichter, der Charaktere, der Häuser, der Trachten, mit einem Worte: allgemeine Verflachung jeglicher Gepräge! — Wer kann in einer solchen, mit weißem Kalke abgetünchten Zeit noch an ein Volkstheater denken? —

„Die einzig denkbare Poesie läßt sich nur noch im Lohkasten der Ironie zu etwaiger Blüthe als exotisches Gewächs emportreiben, sowie wohl auch endlich das ironische Bewußtsein überhaupt, worinnen Alles untergehen muß, damit man sich allein und ganz genieße, — des Lebens Letztes ist.

„Es ist nicht anders!" fuhr der Hofrath fort, indem er eine kleine Wolke des Unwillens mit flacher Hand von der Stirne strich. „Wahr ist es: die Kunst wollte Möglichstes thun, das deutsche Leben zu durchdringen, allein das Schlimmste war nur, daß gar kein deutsches Leben da war, weder in der Kirche noch auf den Rathhäusern und Märkten der Städte, weder in den Hütten, noch in den Palästen! —

„Und wie vereinsamt steht jetzt schon diese kurze Kunstepoche Deutschland's da, — schön und grün zwar, aber wunderbar, wie eine Oase in schrecklicher Sandwüste.

„Selbst die Malerkunst, zwiefach erweckt, einmal durch das Studium der Antike — zur Zeit Winkelmann's, — dann wiederum durch ein zauberartiges Emporbannen der

tiefgläubigen Kunst des Mittelalters, steht im Allgemeinen recht fremd der fremden Zeit mit ihren Werken gegenüber!

„Wenn Sie, mein junger Freund! so recht im jetzigen Zeitsinne vor die Meisterwerke eines Cornelius treten, fühlen Sie nicht alsdann eine Art Geisterschauer, ohngefähr als stände eine auferstandene Leiche vor Ihnen?“ —

„O, ich habe diese Zeit ausgeschmeckt!“ seufzte Georg. „Auch gestehe ich es ein, daß ich eben gekommen bin, Sie zu fragen: wo und wie ich, der Welt entflohen, eingehen mag in das ewigklare Wunderreich der Muse? — Sie halten mich gewiß nicht für wahnsinnig, wenn ich Ihnen eingestehe, daß die Fee Aquilina, die Muse — oder nennen Sie die Herrliche, wie Sie mögen — einst mein, und ich bei ihr in dem Reiche aller schönen Wunder war, — bei ihr im crystallenen Schlosse! — Herr Hofrath, Sie lassen Ihren Zerbino doch endlich in das Land des guten Geschmacks kommen! Es wird kein anderes Reich sein, als was ich selbst suche. Zeigen Sie mir, ein begeisterter Seher, den Weg dahin zurück!“

Verwundert versetzte der Hofrath: „Sie scheinen in einem sonderbaren Irrthume zu schweben. So wenig das Spiegelbild materiell vorhanden ist, eben so wenig kann auch eine eigenthümliche Abspiegelung des Dichtergemüthes in der Wirklichkeit gegeben sein.“

„Sie glauben also nicht“ — rief Georg — „an die Wahrheit der Welten, welche Sie schaffen? Nicht an den Prophetengeist in Ihrer Brust? — Nicht an die Allwissenheit, wovon eine große Ahnung in der Dichterseele liegt?“

Beinahe hätte der Hofrath bei diesem komischen Jammer laut auflachen mögen.

„Und dennoch,“ fuhr Georg in wunderlicher Begeisterung

fort, „habe ich hier die Siebenmeilenstiefel an, worüber Sie ja fast selbst ein Buch geschrieben haben! Uebrigens — nebenbei bemerkt — ist Ihre Behauptung: als wären sie bereits um einige Meilen nach und nach abgelaufen, grundfalsch. Sie haben noch immer die alte Tugend! — Sie können diesen Irrthum füglich bei der neuen Herausgabe Ihres „Phantasus“ berichtigen!“ —

„Ich bin Ihnen“ — versetzte freundlich der Hofrath — „für diese Mittheilung sehr verbunden!“ —

„Ich bin sehr unglücklich, Herr Hofrath!“ rief mit gerührter Stimme Georg, „wenn ich unverrichteter Sache von Ihnen scheiden muß. Haben Sie denn nie, nie von der wunderbaren Fee Aquilina Etwas gehört? Und wissen Sie Nichts darum, — wen soll, wen kann ich noch irgendwo fragen? — Alles Heilige, Ahnbare hat sich in mancherlei Sagen dem deutschen Volke geoffenbaret, und sollte Niemand von dieser Herrlichkeit wissen?“

Um sich den scheinbar halbwahnsinnigen Menschen vom Halse zu bringen, versetzte der Hofrath: „Wenden Sie sich doch an Jacob oder Wilhelm Grimm in Göttingen! Ueber Volkssagen und allerlei Wunderbares können Sie dort die sicherste Nachricht erhalten.“

Unter Versicherung herzlichen Dankes für die Weisung entfernte sich Georg.

Zwölftes Buch.

Erstes Capitel.

Auf einer Anhöhe, dicht an der Heerstraße, unter einer mächtigen Eiche, welche in ihrer weißangereiften Verästelung, wie mit tausend Händen und Fingern, hinaus in das Blaue zu greifen schien, stand Georg in trübes Hinbrüten versunken. Leise bebten seine Lippen und krampfhaft waren seine Hände auf der Brust zusammengepreßt.

„Ich bin wahnwitzig!" — stöhnte er vor sich hin; „denn außerdem müßte doch Irgendwer mich verstehen und begreifen. Vermag doch weder Philosophie noch Poesie mir des Lebens Räthsel zu lösen! O, wie ist es nur möglich, daß ich mich rette vor dem Irrwahne? — Ist alles das, was mich bis jetzt mit Schmerz und Lust erfüllt, mit Qualen und Wonnen durch mein Herz sich gewoben hat, nur ein Irrthum, so bin ich auf ewig verloren; denn polypenartig ist mein ganzes Wesen davon durchwachsen! — Wehe mir! dem Unsinne ganz anheim fallen? Nichts sein, als ein Tollhäusler? — O, du bebende Menschheit in meiner Brust, was ist es mit dir? — bist du todtkrank oder fortwährend genesend? — Mein Gott! Mein Gott!"

Er schwieg wieder. Unaussprechbare Gedanken blühten

traumartig, blumenhaft in seiner Seele auf, vergingen und wuchsen in wunderlichen Arabeskenverschlingungen durcheinander. — Also starb und lebte und webte wieder im Nervengeflechte die Seele in fortwährender Zeugung ihrer selbst.

O du schmerzdurchzucktes, gramumdüstertes Dichterhaupt! die Wunderwelt, welche in dir lebt, kann kein Wahnsinn sein! und wäre es Wahnsinn, so müßte selbst die Gottheit sich weinend aus den Wolken über dich herabbeugen vor herzzerschneidendem Mitleide! —

Es ist kein Trug, was in dir sich emporhebt in unermeßlicher Fülle, selbst noch unentwickelt, gottähnlich.

Sowie im gesäeten Blumenkerne die Pflanze sich geheimnißvoll und heimlich regt und dehnt, sich an Licht und Luft drängt und ihre Kraft sich fort und fort entwickelt, bis sie endlich zur leuchtenden, duftenden Blumenkrone emporschießt — ein vollkommenes, herrliches Gewächs — so muß auch dieses Räthsel in der Menschenseele mit seinem Drängen und Treiben endlich vortreten in die Farben des Tages — zur seligen Wahrheit.

Nicht die brennenden Augen zu Boden gesenkt, verzagender, träumender Mann! — Vertraue dir selbst und gehe ruhig dem rothen Faden nach, welchen die Vorsehung — eine milde Ariadne — dir in die Hände gegeben und an deinem Wege hingespannt hat! —

Aber in Georg's Herz wollte die Ruhe nicht kommen! — Er stand und wurde trüber und trüber. —

Ein Waldtaubenpaar, wundersam zahm, girrte zu seinen Füßen und suchte im niedergetretenen Schnee vergebens nach Futter. Wie es kommen mochte? — Ihm wurde, da er diese harmlosen Geschöpfe vor sich sah, so weich um das Herz, daß eine Thräne hinunterfiel in den Schnee;

vergeblich fuhren die Tauben danach — es war nur eine Menschenthräne, kein Körnchen werth.

Wie so oft vermag ein geringfügiger Gegenstand unserer nächsten Umgebung das herbste Leid aus unserem Herzen und von der Stirne zu jagen! —

Wie ein Kind bei neuem Spielzeuge frühere Leiden und Freuden vergißt, so wurde auch Georg, indem er dem Laufen, Flattern, Suchen und Picken der blauen Täubchen zu seinen Füßen zusah, unvermerkt wieder in das äußere Leben herausgelockt.

Noch mehr geschah dies durch einen Landprediger, welcher eben jetzt, breitschultrig, mit einem festen Knotenstocke in der Hand, die Straße einhergeschritten kam. Die Tauben flatterten verschüchtert davon.

Wie er herankam, blieb er stehen, warf den Kopf zurück — wie Leute zu thun pflegen, welche Andern gern eine gewisse ehrerbietige Scheu einflößen möchten — und sprach mit gesetzter, wohlgeründeter Stimme: „Guten Tag, mein Herr!" —

Nach erfolgtem höflichen Gegengruß, nahm der Landprediger das Wort auf, indem er den Ueberrock über den weidlichen Leichnam fester knöpfte: „Wenn es im Winter nicht so kalt wäre, oder wenigstens das Filialpredigen ausgesetzt würde, so möchte er immer noch zu ertragen sein!" —

„Sie sind Prediger?" versetzte fragend Georg und schritt neben ihm rüstig einher. „Es muß ein großes Gefühl sein, den Glauben des Christenthums zu verkündigen der heilbedürftigen Menschheit!" —

Der Prediger sah Georg mit einem scharfen Blicke an, und sagte in so innerer Zufriedenheit mit sich selbst: „Glauben? Ueberzeugung ist das wahre Wort. Wovon sich die

Vernunft keine klare Vorstellung machen kann, das ist ein Irrthum. Die Bibel enthält viel Brauchbares; aber man hat redlich zu thun, um sie rein zu fegen von der Spreu. Die Offenbarung haben wir — Gott und Röhr in Weimar sei gedankt! — glücklich todtgemacht! — Wir machen Alles begreiflich, wie es einem Vernünftigen ansteht! — Allein nichts desto weniger anerkennen wir dennoch in dem Manne von Nazareth „den richtigen Tact für Edles und Würdiges, den trefflichen Witz, die oratorische Darstellungsweise, — welche er freilich nur den Rabbinern abgelernt hat.“ Zu leugnen steht freilich nicht, daß er lediglich „ein Product seines Zeitalters ist.“ Seine Aussage: „daß er Gottes Sohn sei,“ ist ebenso eine Redensart, welche wir ihm seiner Verdienste halber zu Gute halten müssen. —“

Georg hatte bis jetzt das eigene Glück genossen, kaum von Weitem einen solchen neumodischen Prediger, wie sie vor einiger Zeit, gleich Sperlingen, im protestantischen Deutschland herumflogen, kennen zu lernen.

Was Wunder daher, wenn er jetzt mit etwas verwunderlichen Augen einen solchen theologischen Sansculotte anschaute. Volltönender und hitziger, als er sonst zu reden pflegte, sprach er zu dem Pfarrherrn, welcher eben mit zurückgeworfenem Kopfe und aufgeblasenen Nasenlöchern auf dem Wege stehen blieb:

„Die Welt ist also nur so groß, als Eure Schneckenhörner reichen? Ihr glaubt also an Nichts, außer an die Untrüglichkeit Eures Maulwurfsblicks? Hochehrwürdiger! mich wundert es nur, daß du noch einen Darm im Leibe hast, der du so reinweg auspurgirt bist. Begreifst du mit deiner göttlichen Vernunft die Kraft, welche die hundertblätterige Rose mit Düften und Morgenroth füllt? Be-

greifst du das Geheimniß deiner unsterblichen Seele, — das Wunder deiner eigenen Entstehung und deiner Geburt? — O, der vermessene Wurm, der nach der Schneiderselle den Unendlichen, Unerforschlichen ausmessen will!"

Georg stand vor dem Erstaunten hoch aufgerichtet und hatte ihm die drei ersten Finger seiner rechten Hand auf die Brust gelegt, als hätte er diese seine Worte ihm in das Herz drücken wollen. Er aber fuhr fort:

„Verzeiht, mein Herr! wenn Ihr keine beseligendere Wahrheit dem Menschen zu geben wisset, so schweiget lieber; denn er lebt seliger selbst im Dämmerlichte des Wahns auf den bunten Auen der Märchenwelt, als auf Eueren äthiopischen Sandwüsten! Laßt ihm seine Träume vom harfendurchklungenen Himmel und den lobpreisenden Engelschaaren darinnen! — Laßt ihm den Weltheiland, den Dornengekrönten, mit seinen blutroth strahlenden Wunden! — vor Allem aber die allerbarmende Gottheit, welche sich fort und fort der armen, bedrängten Menschheit in unergründlichen Wundern offenbaret."

Georg schwieg jetzt; der Pfarrherr sprang einige Schritte zurück und sprach nach einer Weile erschrocken genug: „Aha! so Einer?" — Mit diesen Worten entfernte er sich, den Knotenstock unter dem Arme, indem er einen Seitenweg, welcher zu seiner Behausung führen mochte, mit hastigen Schritten einschlug.

Zweites Capitel.

Georg ließ sich in Göttingen zu dem Professor Jacob Grimm geleiten. Ein ernster Mann mit einer freien, offenen Stirn trat ihm wohlwollend entgegen. Georg erzählte ihm das Wesentliche seiner Schicksale.

„Das ist ja die unglaublichste Geschichte!" rief verwundert Jacob Grimm; „aber Ihr ehrliches Gesicht und Ihr bewegtes Wesen möchten gern glauben machen, daß so Etwas geschehen könne. Junger Freund! ich glaube nur, daß Sie sich eine fixe Idee in den Kopf gesetzt haben. Es wäre traurig, wenn Ihr edler Geist also untergehen sollte!" —

In diesem Augenblicke trat Jacob's Bruder, der treffliche Wilhelm, herein.

Eine eigene Herzlichkeit lag in den Worten, in den Blicken, in dem ganzen, theilnehmenden Wesen dieser Brüder.

Nachdem Wilhelm Grimm in das Gespräch mit eingeweiht war, sagte er: „Wohl giebt es Mancherlei, das wir nicht begreifen können, und doch da ist! Aehnliche Gedanken, wie es eine solche Wunderwelt geben möchte, streiften einstmals meinem Geiste vorüber. Uebrigens erinnere ich mich, von einer Fee Aquilina vor längerer Zeit Etwas vernommen zu haben."

Georg drückte die Hand des sinnigen Mannes und rief: „Ja, Sie glauben noch an das wirkliche Dasein eines höheren Geisterreiches! bei Ihnen, sonst nirgends, finde ich Rath, so wie mein trauriges Schicksal nur bei Ihnen Theilnahme erregt."

Wilhelm Grimm ging nachdenkend eine Weile das Zimmer auf und ab, bis er in die Worte ausbrach: „Ich

32*

kann Ihnen, Herr Venlot, mit Nichts dienen, als mit einem Märchenanklange.

„Mir ward von einem Wallfischfänger erzählt, daß im äußersten Norden, wo die Erde, alter Cometennatur getreu, noch im eigenen Lichte leuchtet, wo die Wunder des Magnets ausströmen, mitten zwischen ungeheueren Eisbergen ein grünes Eiland läge. Dort wohne ein uraltes Weib in einer Clause. Wenn aus irgend einer Himmelsgegend ein Wind daselbst angelangt wäre, so nähme er menschliche Gestalt an und kehre in dieser Herberge ein, um von langer Reise auf kurze Zeit dort auszuruhen. Dort, meinte der Wallfischfänger, könne man Alles erfahren, was es nur Geheimes auf der ganzen Welt gäbe."

„So eine Art überirdischer Salon!" schaltete Jacob ein. „Auch wollen hoch oben vom Norden her," fuhr Wilhelm fort, „verwegene Seehundsjäger ein Waldhorn mächtig klingen und räthselhafte Stimmen gehört haben.

„Lieber Venlot," setzte er hinzu, „das ist Alles, was ich weiß! Machen Sie daraus, was Sie wollen. Uebrigens aber würde ich an Ihrer Stelle mit festem, treuem Auge einer Wissenschaft herzhaft in das Angesicht schauen, damit sich der Geist der Märchenwelt, welcher wohl sinnverwirrend werden kann, zusammt Ihrer regen Einbildungskraft, so viel als möglich durch den Geist des Forschens beruhigte."

Georg's Gesicht war freudig verklärt. Seinem Schicksal gemäß genöthigt, an das Unbegreiflichste zu glauben, war er überzeugt, daß sich nur dort am letzten Marksteine der Erde sein Schicksal gänzlich entwickeln würde.

Er nahm von den wackeren Brüdern Abschied, hing die Ueberschuhe über den Arm, warf den Nebelmantel um sich und schritt nordwärts vor.

In Gedanken versunken, ging er eine Weile vorwärts.

Er stand jetzt an den Ufern der Nordsee und starrte hinaus in den schäumenden Wogenbraus. In heimlichen Schmerzen zuckte ihm das Herz: Das Vaterland galt es zu verlassen. Welchem Deutschen läge nicht das theuere, uralte Vaterland zunächst mit an der Seele! —

„Weiß Gott!" rief er, „Vaterland, wie so gerne hätte ich dir mein Herzblut hingegeben, wenn du es nur gewollt hättest! Weiß es Gott! für dich wäre ich gern in die Schlacht, in den Tod, freudig, wie zum Traualtare, geschritten, ob du mich gleich hast um Brod betteln lassen! —

„Und jetzt muß ich nun von dir scheiden, dich nicht mehr zu sehen! Vaterland! Deutschland! Ich werde dich nicht mehr wiedersehen, nicht deine Küsten, nicht deine Berge mit den leuchtenden Eiskronen, nicht deine wonnigen, schattenkühlen Thäler, und nicht mehr all' die theueren Seelen, welche dein sind und die du beherbergst! Fahre wohl, mein Herz! sei glücklich, frommes Heldenland! Auf Nimmerwiedersehen!" —

Er weinte jetzt, wie ein Kind, und saß noch lange da und sah hinaus auf die See, wo die Schifflein vorüberschwankten im Winternebel mit grauen Segeln gleich Geistergestalten, von Möven, welche mit heiserem Kreischen sich um die Mastbäume drehten, begleitet. Dort saß er lange und sprach mit der heimlich wilden Brandung, welche gewaltig toste in wüster Klippeneinsamkeit.

Endlich stand Georg auf, wandte sich noch einmal zurück, hob einen rundgedrehten Stein am Ufer auf, sah ihn recht lange an und barg ihn in dem Gewande auf seiner Brust.

Hoch über ihm kreiste ein Adler; noch einmal wandte

er sich zurück und rief mit schmerzerstickter Stimme: „Gehe glücklicher Zeit und stets deinem Heile entgegen, Vaterland! Ade! Ade!"

Der Adler zog schnurgerade über die See vor ihm hin, als wolle er ihm den Weg zeigen. Er schritt aus. Unter seinen Füßen wurden die Wogen der stürmischen Nordsee zu grünsammetnen Teppichen. Island hob sich empor.

Als er an dem Hekla vorüberzog, sah er Voland über dem Krater des Vulkans stehen. Mit entsetzlicher Stimme rief dieser herüber: „Eile nur! eile nur, Thor! ruhelos! ruhelos!"

Island und der Hekla mit seinem Donnern verschwand.

Drittes Capitel.

Georg verlor sich in alte Träume und eilte immer nordwärts vor. In sich gekehrt, bemerkte er nicht, wie ihm allmälig die Sonne ganz verschwand und die Polarnacht um ihn her dunkelte.

Als aber jetzt schneidender Frost seine Glieder durchdrang, blickte er empor. Er befand sich auf einem unermeßlichen Eisgebirge, ringsum funkelten im weißen Sternenlichte große, geborstene Eisblöcke smaragdhell auf. Moschusstiere und Rennthiere sah er pfeilschnell über die Eisfelder dahingleiten.

Ein weißer Bär, welcher ihn nicht sah, aber doch ausgewittert hatte, sprang grimmig um ihn herum, that jetzt

einen heftigen Satz neben ihm vorbei und stürzte in einen Spalt des Eisberges zwischen den zackigen Wänden hinab. Schaurig scholl das Stöhnen des Thieres aus der Tiefe empor durch diese Einöde dahin.

„Hier stehe ich nun," sprach für sich Georg, „und wie ich ahne, beinahe am äußersten Ende der Erde; — aber wo finde ich dich, Aquilina? — Wo liegt dein wunderbares Land? Oder lebst du unter den Menschen? Wer kann mir davon ein Wort sagen?" —

Er sah jetzt den Himmel von einem plötzlichen, weißen Scheine übergossen. Am Horizonte stiegen diamantene Lichtsäulen zischend und rollend hervor.

Flockiger Zitterschein flackerte überall wunderbar auf gleich bewegten, klingenden Engelsschwingen. Ueber ihm hob sich, funkelnd in Rubinen und Sapphiren, eine ungeheure Domkuppel empor, welche sich in einen sprühenden Strahlenkranz endigte. In diese heilige Kirche herein blitzten die Sterne gleich hellen Engelsaugen.

Georg schrie vor Entzücken auf: „Nun habe ich deine Heimath gefunden, Aquilina!" — Er stürzte nieder auf die Eisscholle und hob zu dankendem Gebete seine erstarrten Hände empor.

Immer herrlicher leuchtete der Himmel in unermeßlicher Pracht auf und die entzückendsten Farbenscheine jagten sich über die Schnee- und Eisfläche, wie tanzende Elfenkinder.

Georg stürzte sich dem Strahlenmeere entgegen, aber wie er auch dahinflog, so erreichte er dennoch nicht die Schwelle dieses Tempels.

Schon konnte er fast kaum mehr Odem holen, und

der Hauch seines Mundes fiel, zu Eis gefroren, vor ihm nieder.

Wie ein Schattenspiel verlöschte jetzt die Erscheinung und die klare, stille Nacht trat wieder hervor. Georg taumelte zurück. Er eilte, in mildere Gegend zu kommen.

Bald erblickte er in der Ferne ein menschliches Wesen. Wie so wohl that dies seinem vielfach getäuschten Herzen!

Er zog die Ueberschuhe über seine Stiefel, und eilte auf die Gestalt, welche auf flüchtigen Schneeschuhen einherschwebte, rufend zu.

Es war ein grönländischer Jäger, in Rennthierfelle gekleidet, Kopf und Gesicht mit einer Pelzmütze verhüllt.

Georg that, wie er zu ihm gelangt war, seinen Nebelmantel von sich. Der Grönländer stürzte beinahe vor Schreck zu Boden. Endlich gelang es Georg doch, den Bebenden aufzurichten und ihn zu überzeugen, wie auch er ein Mensch sei. Der Mann war außer sich vor Freude.

Georg fragte ihn hierauf: „Was war dies jetzt für ein Glänzen und Scheinen, für ein Rollen und Zischen?“ „Das war ja unser Nordlicht!“ versetzte der Grönländer.

„Nur ein Nordlicht!“ flüsterte schmerzvoll Georg. Der Jäger ging mit ihm zurück in seine Wohnung, welche sich halb über, halb unter der Erde befand. Ein kleines, dickes Weib mit gelbem Gesichte, aus dem schwarze, geschlitzte Aeuglein vorblitzten, empfing ihn mit freundlichen Geberden.

So ärmlich und elend auch die Wohnung dieser Menschen war, so gefiel sie dennoch jetzt dem ermüdeten und frierenden Georg mehr, als sonst das prächtigste Gemach

eines Fürsten mit bequemen Polstern und unbequemen Gebräuchen.

Gastfrei setzten ihm diese Leute gedörrte Fische und Brod, aus Mehl und geriebener Birkenrinde gebacken, in reichlichen Trachten vor. Nie hatte ihm eine Speise zuvor also gemundet, nie die Gastlichkeit der Menschen mehr erquickt.

Wie er sich jetzt gesättiget hatte, brachte der Grönländer eine Flasche Branntwein und eine Tabackspfeife herbei.

Nichts war Georg sonst widerlicher, als Beides. Die Kälte aber stumpft den Geschmack ab und der menschliche Leib bedarf solcher heftiger Reizmittel dagegen.

Er fand den scharfen Trank angenehm. Er nahm die Pfeife zur Hand und las auf dem porzellanenen Kopfe mit roth eingebrannten Zügen geschrieben: Es blühe Deutschland! — Wie wohl thaten seinem Auge diese deutschen Schriftzüge! — Wie reizend kam ihm diese schlechte, so weit in die Einöde verirrte Pfeife vor! ja! sie schien ihm durch diesen frommen Wunsch, welchen sie hier unverstanden an ihrer Stirne trug, einem edlen Genius zu gleichen, welchen seine Umgebung und seine Zeit nicht versteht und nur zum Dampfmachen gebrauchen kann.

„Es blühe Deutschland!" sprach er wehmüthig vor sich hin, streckte sich auf das weiche Mooslager, welches ihm die Leute zubereitet hatten, deckte sich mit warmen Bärenfellen zu und schlief allmälig und sanft ein.

Nachdem er völlig durch Speise und Trank, durch Ruhe und Schlaf sich gestärkt fühlte, brach er nach einigen Stunden wieder auf. Er nahm Abschied von den armen und frommen Menschen, welche an ihm, dem Fremdlinge, Bru-

derpflicht geübt hatten, und trat wieder hinaus in die freie, eiserstarrte Natur.

Viertes Capitel.

Fast gedankenlos und wie in Verzweiflung drang Georg mit geflügelten Schritten dem Nordpole zu.

Fast nur auf Augenblicke verweilte er, indem er einen kleinen Compaß herausbrachte, mit schnellen, scharfen Blicken an den Himmel und dann wieder zurück auf die kleine, zitternde Nadel sah. Sobald er über seine Reiselinie wieder einig war, sprang er gleich einem gereizten Löwen empor und flog dahin über die unermeßlichen, gräßlichen Eisgefilde.

Grimmig schüttelte ihn der Frost, dann aber machte er ihm die Glieder fast fühllos und leckte vampyrartig das Blut durch die Haut vor. Dennoch strebte er vorwärts, wie von einem rettenden Zauber getragen.

Nach einer Weile aber färbte sich die tiefe Nachtbläue des Himmels in eine lichtgelbe, stetige Lohe um; sein Fuß wandelte nicht mehr über Eisfelder, sondern über zornigtosende, entsetzliche Wasserstrudel, in welche zu versinken die Schnelligkeit seiner Bewegung nicht Raum gab. Aber auch diese ewige Quelle des Weltmeeres wurde weiterhin ruhiger, und Heere von Wallfischen lagen und spielten in den durchsichtigen Fluthen und bliesen funkelnde, weiße Wasserstrahlen fröhlich durch ihre Nasenlöcher empor.

Der ganze Himmel stand jetzt blendendweiß, feuerhell,

aber ohne Sonne und ohne Sterne allum. Eine allbelebende Luft, welche aber oft wundersam in sich selbst in hellen Funken aufknisterte, umwehte allmälig den verwegenen Wanderer. Wie eine frosterstärrte Pflanze im frischen Frühlingsthaue ihre Blättlein wieder fröhlich emporrichtet, so fühlte sich nunmehr auch Georg von milderem Himmelsodem erquickt und genesen.

Ohne Zögern eilte er aber vorwärts. Seinen Blicken zeigte sich jetzt ein Land, prangend in weißem Frühlingsscheine.

Wer nie auf dem Meere eine längere Reise gemacht, wer nicht die große, gewaltige Abgeschlossenheit von der lebendigen Welt gefühlt, und noch nicht Tage lang schwankend auf dem trüglichsten Elemente nur den Himmel über sich und des Himmels Trugbild — das Meer mit seinen leichenbegierigen Ungeheuern — unter sich gesehen, wem die furchtbaren, hungrigen Zungen der Sturmwoge noch nicht den Leib geleckt, und wem die düstere Wolkensturmgluth noch nicht in das Auge geleuchtet hat, der kann die Wonne des Seefahrers nicht ermessen, wenn es vom Mastkorbe herunterschallt: „Land! Land!“ —

Dieses Gefühl aber schlug, wie mit Blitzstrahlen, durch Georg’s freudebebende Seele.

Er stand jetzt mit seinen Füßen auf der treuen Erde. Er warf die Ueberschuhe an seine Füße und, aller Gefahren auf einmal vergessend, schritt er hinein in dieses Märchenland.

Schaaren schneeweißer Vögel schwärmten rings durch nie gesehene, hohe, farbenlose Pflanzenbäume. Mächtige, fromme Thiere, elephantenähnlich, schritten bedächtig einher und grasten in den Stauden. Mannshohe Blumengewächse

mit bleichen, großen Blüthen, ohne Blatt und Stengel, gleich Herbstzeitlosen, trieben aus der Erde hervor.

Georg wanderte sinnend und forschend, fröhlich erstaunt und dennoch innig von unbekannter Ursache gerührt, einher, der Lösung des Räthsels seines Lebens immer mehr entgegen.

Nicht länger vermochte er endlich dem Drange seiner Gefühle zu widerstehen. Still und ruhig, wie es ihm nur sonst möglich war in seinen Kinderjahren, betete er, auf die Erde hinknieend, zu dem Vater aller Wesen, dankerfüllt in frommer Begeisterung empor. Immer lauterer wurde sein Herz, klarer und bestimmter, als je, trat in ihm sein eigentliches Sein und Wesen, welches von der langen Irrfahrt des Lebens mit Blumen und Erdschollen zugleich überworfen und bedeckt war, aus der Kruste gleich einer frischen Blume aus zersprengter, starrer Hülle wonnenerfüllt hervor.

Nur erst jetzt spürte er ganz die Kraft des Gebetes an sich und in sich. Kräftig und heiter stand er auf, wie in sich selbst verklärt. Nur erst jetzt glaubte er sich ganz anzugehören, sowie sich ihm die festeste Ueberzeugung in seine Seele drückte, daß er nunmehr bald eingehen werde zur Behausung Aquilina's.

Nach kurzer Frist befand er sich endlich vor einer himmelanragenden Felswand, welche, gleich einer Spiegelplatte, durchaus rein und hell polirt war.

Er sah sich um, ob sich irgend ein Ausgang zeige; aber während er also forschte, bemerkte er ein großes Thor von leuchtendem, bläulichem Stahle fast in der Mitte dieser unermeßlichen Granitwand.

Er drückte die Hände an seine Brust, welche unruhig zu pochen beginnen wollte, und trat vor das Thor hin. An einer Kette hing ein großer Hammer herunter. Er nahm ihn und schlug dreimal fest an das dröhnende Thor.

Alsbald sprangen nach Innen zu die gewaltigen Thorflügel donnernd auf.

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Unter dem hohen Bogen des Felsenthores stand ein Riesenweib, sibyllenartig anzusehen. Ueber ihren Scheitel wallten reiche, silberglänzende Haare, welche unter dem Kinne zusammengebunden waren, lang herunter bis auf die Füße, welche mit eisernen Schuhen angethan waren, und umhüllten die urkräftige Gestalt so ganz, daß man kaum das graue, faltige Gewand noch bemerken konnte. Aber trotz diesem eigenthümlichsten, geisterartigen Ansehen konnte ihre Gestalt kein Grauen oder sonst Furcht einflößen, denn das Gesicht des Weibes war fürwahr, so bleich es auch war, erhaben und schön zugleich zu nennen; wie es denn überhaupt nichts Ehrwürdigeres geben kann, als ein edles, unverzerrtes Antlitz einer Greisin, obgleich nur selten ein solcher Anblick gewährt sein mag. Schon Vater Logau singt davon:

„Ein altes Weib, das schön ist, vereinet selt'ne Gaben;
Auch schweben über solche beständig weiße Raben."

Mit seinem elfenbeinweißen Antlitze, auf welchem nur wenige, weiche Fältchen zu sehen waren, blickte rührend

freundlich aus hellen, blauen Augen das Weib den Ankömmling an.

Wie Georg dieses Weib, welches mehrere Kopflängen höher, als er, emporragte, ob es gleich leicht gebückt da stand, vor sich sah, war es ihm, als stände er vor der Urmutter des Menschengeschlechtes. In kindlicher Ehrfurcht schaute er empor in ihr mildes Mondengesicht.

Das Weib fragte ihn mit sanfter, aber dennoch kräftiger Stimme: „Was suchest du hier, wunderliches Menschenkind? hier, wo vor dir noch kein Mensch dieser Zeit stand?"

„Mutter," versetzte Georg, „ich wünschte zu meiner Braut, der schönen Aquilina, zu gelangen!"

„Verwegenes Kind! was träumst du?" versetzte die Greisin. „Sie, die Königin aller Menschengeister, willst du dir erstreiten? — Zu Ihr willst du wandern? Große Wunder geschehen jetzt freilich dem Menschengeschlechte; darum könnte es wohl auch sein, daß du zu Ihr gelangtest! Tritt in mein Haus, du kühner Geselle! — Vielleicht weiß einer meiner Söhne dir Auskunft zu geben, wenn du so lange hier harren willst, bis einer von seiner Weltreise zurückkommt!" —

„Ja, gönne mir, ehrwürdige Mutter," bat Georg, „so lange Herberge und nimm mich auf, als wäre ich dein Kind!" —

„So komme mit mir!" entgegnete das Weib, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn mit hinein in ihre Wohnung.

Wie das Thor des Felsens, so war auch der ganze Saal, in welchen Georg alsbald eintrat, aus spiegelhellem, fleckenlosem Stahle gebaut und auf gleiche Säulen gestützt. Eine große, runde Tafel, um welche dreiunddreißig Sitze standen — Alles von gleichem Metalle kunstreich geformt —

befand sich in der Mitte der großen Halle. Oben von der Decke, an welcher sonderbar verschlungene Kreise und Zeichen zu sehen waren, hing ein vielfarbiger Ring herunter, in welchem eine große, weiße Eule saß. Aus den leuchtenden Augenrädern des Vogels strömte ein blendendes Licht, welches den ganzen Saal erhellte. Auf der Tafel selbst aber lag ein großes, aufgeschlagenes Buch, worin viele Zeichen in mannigfaltigen, blendenden Farben Georg in die Augen schimmerten.

Das Weib setzte sich hin und las darinnen. Es schien, als bekümmere sie sich wenig mehr um ihren Gast. Georg aber selbst hatte Muse genug, sich alles dieses Geheimnißvolle genau zu betrachten, ob er gleich den Sinn davon nicht zu finden vermochte.

Ein dumpfes Brüllen scholl jetzt von draußen her. „Was ist das?“ rief Georg. „Es wird der West sein!“ versetzte die Altmutter.

Näher heran kam das unheimliche Getöse; jetzt pochte es heftig an das Thor. Die Alte rief: „Wer draußen?“

„Der Tiger aus West!“ versetzte die Stimme.

Durch das offene Thor herein schritt im rothen Mantel, mit Hermelin verbrämt, eine untersetzte Gestalt, auf deren Haupte eine rothe Flammenkrone brannte. Ein Tiger und ein Löwe zogen mit ihm herein.

Mit stechenden, klaren, grauen Augen stierte der Mann finster vor sich hin. Seine schmalen Lippen, über welchen eine Adlersnase trotzig saß, waren eingekniffen. Die tiefen Einschnitte, welche von der Stirne herunter sich zwischen den beiden Augenbrauen hineinsenkten, machten das Gesicht widerlich hart. —

Die Arme übereinander geschlagen, ging er im Gemache

auf und ab. Endlich wandte er sich zum Weibe, welches sich um ihn wenig zu bekümmern schien und im Buche fortlas, und sprach kurz und abgebrochen vor sich hin: „Du hast Gesellschaft? Wer ist es? Woher?“

„Ich heiße Georg Venlot,“ erwiederte Georg, unangenehm von diesen harten Fragen berührt, „und komme, hier oben nach Aquilinens Behausung zu fragen.“

„So? Nichts weiter? Ich weiß Nichts von ihr!“

Wiederum schritt der Unfreundliche im Zimmer auf und ab.

„Was macht dein Bruder, der Samum?“ fragte endlich die Alte, indem sie vom Buche auffsah.

„Eh! qu'importe mon frère?“

„Du kommst aus Spanien?“

„Wohl!“

„Wünschest du Etwas zu essen?“

„Ich weiß zu fordern! Nein!“

Der West warf sich in seinen Stahlstuhl, seine Augen an den Boden geheftet, rechts und links die schnurrenden Katzenthiere neben sich.

Nach einer Weile fragte mit etwas gedämpfter Stimme der Gewalthaber: „Was steht auf dem nächsten Blatte der Weltgeschichte?“

„Viel Blut, und der Untergang derer, welche dir ähnlich sind!“ — versetzte die Sibylle.

„Nein!“ rief dieser zornig dagegen. „Nein! — Ich erschlage das Schicksal, ehe es noch Odem geholt hat.“

„Hast du wieder?“

„Ich habe.“

„Thor! Thor! — du säest Salz aus in's Meer und pflügest in der Luft, dort giebt es keine Frucht und hier

keine Furchen! Thor! — Und was hast du mit dem Schiffe gethan, worauf die Mohrensclaven sich befanden, welche sich gegen ihre Dränger empört und sie über Bord geworfen hatten?"

„Ich ließ sie auf einer Sandbank einander vor Hunger selbst schlachten und verzehren, und ihren Durst zu stillen, eigenes Blut trinken!" —

„Das waren deine Thaten?"

„Nein, — nicht genug! Grimmig haßte ich eine Stadt seit langer Zeit, weil sie sich und das Land gegen den Herrscher, welcher darüber gebot, empört hat. Vergebens sendete dieser gegen die Tollen seine Legionen; — die Empörer vernichteten das schöne Heer in ihrer Wuth. Vergebens sann ich lange auf Mittel, die Frevler zu züchtigen. Endlich aber fand ich Rath. Neulich zog ich sehr müde über Aegypten einher. Um auszuruhen, ließ ich mich eben am Fuße einer Pyramide nieder. Vor meinem Nahen stäubte der Sand ellentief aus einander; mitten in der Sandgrube aber sah ich ein längliches, vielseitig geschliffenes Krystallgefäß herausblitzen. Ich nahm es in die Hand und bemerkte, wie ich hineinblickte, darinnen in einem gelben Wölkchen ein ganz kleines, nacktes, abscheuliches Männlein schwimmen. Ich hielt das Gefäß an mein Ohr; denn es schien drinnen sich eine Stimme vernehmen zu lassen, — und der Krystall schrillte und klang: „Lass' heraus! heraus! ich bin die arme Pest!" — Schnell steckte ich den Krystall zu mir, stieg auf und eilte zur Stadt der Empörer zurück. Hoch oben stand ich alsbald über den Verlorenen.

„Ich warf den Krystall mit Gewalt hinunter auf den Markt der Stadt, daß dieses Glas klingend, wie ein Hohngelächter, in Stäubchen zersprang. Alsbald erhob sich das

gelbe, nackte Männlein und sprang einem Kinde, welches dort sein Spiel trieb, an den Hals und erwürgte es — und ward um Kindeslänge höher; und wie es wieder einen Menschen umbrachte, so wurde es wieder um eine Menschenlänge höher. Das griff um sich heimlich, furchtbar, still, mordlustig und unersättlich. Es erwürgte Jung und Alt, Groß und Klein, und wurde immer riesiger und immer entsetzlicher. Mit tausend Händen griff es nach Opfern, mit tausend Augen sah es sich um nach neuen Opfern. Grimmig zuckte das falbe Leuchten des blutsaugenden Krötengesichts.

„Endlich ragte das Gespenst über alle Dachgiebel der Stadt und über ihre Thürme empor, und sein Giftodem ging in Strömen aus durch das ganze Land. Gleich einer hungrigen, wüthigen Riesenschlange hing es von Oben herunter über die hingestreckten Leichen, über die Sterbenden, welche lagen und ächzten, und über alle Menschen, welche jammernd emporschauten zum vergifteten, ehernen Himmel. Ich hoffe, daß ihr Trotz gebeugt, ihre Kraft gebrochen, und ihr Freiheitsschwindel dahin ist! — Mich aber schauderte selbst bei dem Anblicke des Würgers, und ich machte einen Luftritt zu dir heim!" —

„Thor! — der du nur ein schlechtes Werkzeug der Vorsehung bist! — Armseliges Gift, das in der Hand des Arztes Arzenei wird! — Nicht dir und deinem Sinnen, sondern dem größeren Herrn, der dich gebraucht nach seiner Absicht, mußt du — ein störriger Knecht — so gut dienen, wie der starke Stier dem Pflüger, welcher ihn unter dem Joche zur Arbeit treibt!"

Düster schwieg der Entsetzliche und nagte an seinen Lippen.

Ein Neger kam nicht lange nachher schnell hereingestürzt, und zu den Füßen des Gewaltigen hinknieend, überreichte er ihm einen Brief.

Kaum hatte dieser einen Blick in das Schreiben geworfen, so sprang er auf, stampfte zornig auf den Boden, daß die metallenen Fugen krachten, und schrie: „Unerhört! Was sind dies für Zeiten! — Neger, meine Pferde!" —

Mit diesem Ausrufe ging er, indem er den bebenden Sclaven vor sich herstieß, mit gewaltigen Schritten zur Thür hinaus, und brüllend und heulend folgten Tiger und Löwe.

Das Weib aber sprach für sich selbst:

„So gehet Jeglicher dahin in seinem Sinne! Was der Betrogene meint, das geschieht nicht, und was er nicht will, kommt über ihn, wie ein Dieb in der Nacht. Der Arge schmiedet Waffen Tag und Nacht, und hat viel Bosheit im Herzen, — aber der Herr geht einher, schlägt ihn mit dem eigenen Vorsatze und den eigenen Waffen und der eigenen Thorheit. Er zieht ihm einen Ring durch die Nase und setzt seinen Feind ihm auf den Nacken, daß er diene und gehorche dem Zügel und den Sporen dessen, den er zu vertilgen gewillt war."

„Höre ich nicht ein Waldhorn aus der Ferne hertönen?" fragte jetzt Georg; „was ist das? Donnert es? Wie das braust! Hörst du, Altmutter, das wunderbare Schmettern? Wie es immer mehr wächst! Mir ist es, als wenn die Erde vor dieser Zaubermusik zu hüpfen beginnt! — Was war dies für ein langgezogener, unermeßlich herrlicher Klang? Die Erde geht unter." Mit diesen Worten wankte er auf das Weib zu und faßte es ängstlich bei der Hand, denn der Boden unter ihren Füßen zitterte wirklich.

Das Weib aber sprach gelassen: „Es ist nur mein Sohn Nord!" —

Zweites Capitel.

Die räthselhafte, donnernde Musik schwieg, und ein Riesenjüngling mit einem ungeheuren Waldhorn unter dem Arm schritt herein.

Roth und freundlich war sein Gesicht anzusehen. Die großen, hellen, blauen Augen und das reiche, gelbe Haar, welches ungelockt um seinen Nacken herunterhing, ließen den Nordmann nicht in ihm verkennen.

Ein schwarzes Barett auf dem Haupte, ein großes Bärenfell leicht umgeschlagen, daß die röthlich weiße Brust unbedeckt blieb, übrigens aber in wollenem, ungefärbtem Gewande, stand er stattlich da vor den Beiden.

„Nun, Mutter Hertha," redete er mit heller, klangreicher Stimme die Greisin an, „hat dich meine Musik vom Schlafe aufgeweckt, da du so ernst mich ansiehst?"

Herzlich schüttelte er ihre Hand mit diesen Worten, dann aber wendete er sich zu Georg mit den Worten: „Und wie kommst denn du, neudeutscher Milchbart, in dieses Revier? Es ist mir lieb, daß ich hier Gesellschaft treffe; denn immer draußen in die Nacht einsam hinein zu blasen, wird am Ende ein verteufelt langweiliger Spaß; doch bleibt es ein kräftiges, freudiges Schwimmen und Turnen über Berg und Meer hinüber."

Er rückte sich den stärksten Stuhl zurecht an der Stahltafel und hieß die Beiden zu sich setzen.

„Mutter!“ fuhr der riesige Waldhornist fort, „ich habe bei meiner Fahrt an mich und dich gedacht.“

Mit dieser Rede brachte er unter seinem Bärenfelle einen mächtigen Tornister hervor und fuhr wohlgelaunt fort, während er auspackte: „Hier ist ein Fäßchen Jamaika-Rum, aus der Nordsee eben aufgefischt — und hier ein geräuchertes Schwein und eingepökelte Gänse aus Mecklenburg. Punctum!

„Nun, Altmutter! mache auch ein Feuer und koche einen braven Punsch! Zucker wird der Afrikaner noch hier haben.“

„Bist du doch immer der alte, lustige Knabe,“ versetzte die Greisin, — „wie vor tausend Jahren, so heute.“

„Nun, Jungherr!“ sprach der muntere Nordmann zu Georg, „was machst du so große Augen? — Dir kommt es wohl hier oben etwas wunderlich vor? Tausend Donner! ich will nicht glauben, daß du so ein geheimer Schnüffelhund bist, sonst wollte ich —; doch nein!“ fuhr er, sich begütigend, fort, „ein solches ehrliches Gesicht gehört nur einem braven Jungen an. Nimm mir es nicht übel, aber neugierig wäre ich doch, zu wissen, was du hier bei der alten Mutter zu schaffen hast?“ —

„Ich suche das Land der Aquilina — die allschöne Fee, welcher ich mich geweiht habe!“ versetzte Georg.

„Zu ihr willst du?“ entgegnete der Nordmann; „es ist schon lange her, daß ich sie nicht gesehen habe! Aber minnest du sie so recht treu von ganzer Seele, so muß es dir gelingen, die Braut dir zu erstreiten; denn echtem, frommem Minnethume ist das Unglaubliche möglich. — Ich würde dich gern zu ihr geleiten, wenn mein Weg je zu ihrem Schlosse führen sollte.“

Die alte Mutter brachte jetzt zwei große, silberne Becher und einen gewaltigen Punschnapf herbeigetragen. Lieblich duftete das edle Nordlandsgetränk durch das Gemach.

Der Nordmann kostete, nickte mit dem Kopfe und rief: „Sehr gut! ganz gut! Mutter, ich sage es ja immer, daß du dich darauf verstehst!“ Er schenkte ein; dann hob er seinen dampfenden Becher und rief:

„Das herrliche Kleinod Europa's, der Brunnen, aus welchem sich die Zeit verjüngt hat, das Heldenland, das Land der Deutschen, das immer hochherzig und tapfer, immer unglücklich durch innere Zerspaltung, mit Ruhm und Blut bedeckt, nun dort liegt, hingeworfen, wie ein edles, aber zerbrochenes Gefäß, dieses Land eines Volkes, mit dem ich in so manche Schlacht gezogen bin, mit dem ich einst die Welt erstürmt habe, soll von Neuem leben!“ —

Wunderbar bewegt war der Nordmann bei diesen Worten, Thränen fielen in seinen Becher, er leerte ihn hastig, stand auf und schritt einige Male heftig auf und ab; dann nahm er sein mächtiges Waldhorn, öffnete das Thor, und blies hinaus mit seinen Donnertönen die Melodie des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Die ganze Halle erbebte; die Wände krachten vor den erschütternden Tönen. Heftig fiel ihm die alte Mutter in die Arme und rief: „Ich bitte dich, Sohn, laß' ab! sonst stürzt uns das Stahlhaus über den Kopf zusammen.“

Der Waldhornist setzte ab, wandte sich mit gerührtem und lächelndem Gesicht zurück in die Halle und sagte wie für sich: „Ich bin am Ende doch nur ein weichherziger, und dann zuweilen auch ein rauher und toller Narr!“ —

Georg war von den Tönen betäubt zu Boden gesunken. „Junge!“ sprach der Nordmann, indem er ihn em-

porrichtete, „deine Vorfahren hatten mehr Mark in ihren Gebeinen!“

„Herr,“ entgegnete Georg, den Händedruck des Recken kräftig erwidernd: „wenn du aber auch einen Windesbraus hineinbläsest in das Horn, so muß in solcher Nähe, wenn selbst Eisenbalken zerbersten möchten, ein jeder Erdenmensch betäubt werden. Dieses Waldhorn muß übrigens ein tüchtiger Meister verfertiget haben.“

„Ich habe es mir,“ versetzte der Recke, „in Neukirchen von Zöbisch und Schuster bauen lassen. Sie arbeiteten über Jahresfrist daran; ich bin aber nunmehr auch ziemlich damit zufrieden. Das Mundstück sitzt mir nur etwas unbequem. Komm', braver Kumpan, und laß' uns noch eins trinken!“ —

„Ich trinke nicht gern Punsch,“ erwiederte Georg.

„Wein, wenn man ihn haben kann,“ entgegnete der Nordmann, „hat freilich ein besseres und ächteres Feuer; — aber wenn man von der Kälte draußen herein kommt, so ist auch dieses Getränke nicht zu verachten. Da, iß etwas Schinken dazu!“ —

„Mutter!“ rief er zur Alten, welche wieder im Buche las, „ist noch Etwas von Xeres da?“

„Bist du noch nicht zufrieden, wilder Geselle?“ erwiderte sie nicht übelgelaunt, und brachte einen verschlossenen Krug und andere Trinkbecher. Der Nordmann schenkte ein, es war der trefflichste alte Xereswein!

Der Nordmann trank sehr, und ein röthliches Feuer begann in seinen Augen zu schimmern. Nach einiger Zeit verfiel er aber in ein trübes Nachsinnen. Man merkte es ihm an, daß ein heimliches Leid in ihm sich regte.

Endlich schaute er Georg an mit einem langen, fra-

genden Blicke, und sprach nach einer Weile: „Glaubst du nicht auch, daß der deutsche Adler wieder verjüngt von seinem Horste emporsteigen wird?

„Glaubst du nicht auch, daß der alte Ritter mit der waffengestählten Hand wieder am jungen Freiheitsmorgen in Reihe und Glied in die Weltgeschichte hineintreten wird? — Empor! empor, Scheinleiche!“ —

So schrie der Riesensohn und schlug mit der Faust auf die Tischplatte, daß Funken davon hinwegstoben.

„Kind! Kind!“ rief die alte Mutter vom Herde her, „hast du wieder deine alte Wuth? Aenderst doch Nichts! — deine Zeit ist aus.“

Der Nordmann stürzte mit seinem schweren Haupte nieder auf die sennigen, übereinander gelegten Arme und schwieg.

Georg's Herz blutete. Ein altes Weh — die Vaterlandsliebe überfiel ihn.

Der Nordmann aber hob das trübgewordene Gesicht wieder empor und erzählte in scheinbar gleichgültigem Tone: „In den caucasischen Gebirgen sah ich vor Kurzem zwei mordschnaubende Wölfe und ein bebendes Schaf in ihrer Mitte. Die Todesangst ließ das duldende Thier ruhig zwischen den Würgern einhertrotten. Es getraute sich nicht einmal zu blöken. In heimlicher Felsenschlucht hielten die Wölfe mit Rennen und Treiben ein. Du willst das Ende von der Fabel wissen? — Ach mein Deutschland! mein Deutschland!“

„Kind! Kind!“ rief die alte Mutter vom Herde her, „sei ruhig! Was geschehen soll, geschieht. Fiel doch auch der hörnerne Siegfried am Brunnen und konntest den Mordstich nicht aufhalten.“

Der Nordmann schwieg, aber in seiner Brust arbeitete es hörbar.

„Trink' Söhnchen!“ ermunterte die alte Mutter, „und erzähle von anderen Geschichten — Etwas von der Hunnenschlacht bei Merseburg.“

Seine Augen blitzten in schlachtlustigem Feuer. Der wilde Sohn setzte sich aufrecht empor und ballte die Faust. Er trank und erzählte, trank wieder und sagte von Heinrich dem Finkler und seinen Mannen! —

Aber auch Georg trank und erzählte, und sang alte Lieder.

„Bruder,“ sprach endlich der Nordmann, „schildere mir einmal, was die Leute, welche von der Nordsee bis zum Rheine wohnen, dazu sagen, daß ihre Herrlichkeit so ganz dahin ist, aber gleichnißweise, wie die Väter zu sagen gewohnt waren.“

Georg sann und sprach in gemessenem Tone:

„Es steht schlimm mit alten Leuten.
Wo bist du, mein Eduard?
Wo bist du, mein trauter Uli?
Ich sitz' hier so ganz allein,
Meine Augen sind erblindet,
Sehe nicht, ob's Tag, ob's Nacht ist.
Es steht arg mit alten Leuten.
Taucht nicht eine fremde Hand
Meine in das heil'ge Wasser,
So steh' in geweihter Kirche
Ungeweihet ich allein.
Eduard, stelle dich zur Rechten,
Uli, stell' dich mir zur Linken!
Höret mich, Ihr theuren Söhne!
Immer ärger wird die Welt,
Und das alte Heil geht unter.
Theure Söhne, liebe Kinder!

Herzlich sehn' ich mich zu scheiden.
Habe mich in diesen Tagen
Bitterlich und hart betrübt.
Ihr schweigt stille?
Es hat mich zu Tod gefressen
Hier in meiner alten Brust,
Daß das alte deutsche Reich
Ist zerschnitten, wie ein Band,
Ist zerbrochen, wie ein Stab.
Es steht arg mit alten Leuten,
Haben wunderliche Grillen.
Uli, knie' zu meiner Rechten,
Eduard zu meiner Linken.
Draußen ist der Lenz gegangen,
Herbstwind fähret durch die Bäume
Und sagt an die Sterbezeit.
Warum weint Ihr?
O, vergönnt mir doch den Schlaf
Und die kühle, liebe Ruhe.
Geb' dir Gott, mein herzig' Kind,
Eduard, Eduard, viele Gnade!
Du bist sanft, wie eine Taube,
Ein unschuldig reines Lamm;
Gebe Gott dir allen Segen!
Du warst mir in meinem Alter
Eine Blume aus dem Frühling;
Gott bescheer' dir schöne Tage,
Bess're Zeiten, als die meinen.
Und mein Uli? Weine nicht,
Du viel kecker Herzensknabe,
Du viel wack'rer, junger Held!
Du warst mir ein starker Stab
In den schwachen, alten Tagen;
Gott geb' dir sein größtes Heil —
Auf dem Blachfeld schönen Tod! —
    Also sprach der alte Held,
    Neigt' das Haupt nur ein klein wenig,
    Und der wack're Degen war
    Heimgegangen zu den Vätern."

Der Nordmann war während dieser Erzählung bald aufgestanden, bald hatte er sich wieder gesetzt, aber immer schaute er unverwandten Blicks Georg an. Als aber dieser mit dieser Kunde zu Ende gekommen war, rief er: „Es klang in dieser Weise etwas Fremdes an, aber wenn Allen da drunten es also um das Herz ist, so will ich mich besserer Zeiten getrösten."

Auf einmal hörte man jetzt vor dem Saale ein Roß hell aufwiehern.

„Ah, mein Nebelroß will weiter!" sagte der Nordmann, wickelte sich in sein Bärenfell, ergriff das Waldhorn, schüttelte Georg die Hand und sprach: „Fahre wohl! — Ich werde mich noch oft an dich erinnern!" —

„Lebe wohl, Mutter!" rief er dem Weibe, welches im Buche las, noch unter der Thüre zu. Es hob den Kopf empor, und rief ihm nach: „Kind! Kind! nicht zu wild, und schone mir die Schiffe und die Häuser!" —

Aber noch ehe die Alte ihre Warnung beendet hatte, hörte man ihn schon draußen auf seinem schnaubenden Rosse hinüberreiten. Das Waldhorn begann wiederum zu klingen, und aus der Ferne tönten noch lange allmälig verhallend die heimlichen Donnerklänge herüber.

In der wunderbarsten Stimmung befand sich nun Georg wiederum mit der alten Einsiedlerin allein.

Wie so unerklärlich hatte sich bis jetzt sein Schicksal entwickelt; und dennoch hatte er immer noch kein Wesen gefunden, welches ihm sichere Kunde von dem Lande der Herrlichen hätte geben können! —

Ermüdet saß er an der Tafel. Er legte sein müdes Haupt auf seine Arme. Liebliche Traumbilder gaukelten vor seinen Sinnen, bis ihn ein recht wohlthuender Schlaf umfing.

Drittes Capitel.

Eine kurze Zeit erst mochte Georg geschlafen haben, als ein sonderbares Klingen, welches die ganze Luft selbst im Saale in zitternde Bewegung brachte, sich zu seinem Ohre stahl und ihn aufweckte.

Er horchte auf. Auf ihn her drang ein herzentzückendes Tönen in langgezogenen, anschwellenden Accorden so wunderlieblich, als sängen aus der Ferne herüber in unermeßlichen Wonnen die Chöre der Engelschaaren. Es war ihm, als müßte die ganze Welt vor Entzücken vergehen.

Wie so alle diese Harmonieen bald fast unhörbar in den leisesten Tönen nur zu flüstern schienen, bald aber wieder aufquollen zu den höchsten Jubellauten, wollte sein Herz vor diesen geheimnißvollen Geisterstimmen brechen. Ihm war es, als müsse er nun auf ewig hinüberschlummern in diese selige Tonwelt.

Er sprang auf, breitete seine Arme aus, und rief außer sich: „Ich komme schon! ich komme!“ Die Einsiedlerin aber erhob sich und rief ihm zu: „Laß' dich nicht täuschen; es ist nur die Windharfe des Meister Ost, welcher über das Meer herüberzieht. Er wird bald selbst hier sein.“ —

Kaum hatte sie noch ausgesprochen, so trat ein hoher Mann in blauem, morgenländischem Gewande, eine goldstrahlende Harfe unter dem Arme, zum Thore herein in die Halle.

Auf seiner hohen Stirne schien ein heller Stern zu strahlen. Eine eigene Klarheit und Ruhe goß sich über sein edles Antlitz. In großen Locken fiel sein Haupthaar

um den Nacken und ein schöner, brauner Bart auf seine Brust herab.

„Ich habe dich zeither jeden Morgen erwartet," sprach die Greisin; „schon neun Tage lang bist du nicht gekommen!"

„Ich ging langsamer, als gewöhnlich," versetzte der Harfner, „über die Erde. Der Jammer, welchen ich, wie eine düstere Decke, wie eine sternenlose Nacht, über die arme Menschheit gebreitet sah, machte mein Herz so schwer, daß ich kaum weiter vorwärts gehen konnte. Nur langsam schlich ich über die Berge und Thäler herüber, und so habe ich Zeit gehabt, manche glühende Stirne zu kühlen! — Du hast unterdessen einen Fremdling bei dir aufgenommen — einen Sterblichen?" —

Die Sibylle antwortete: „Der alte Traum und Wandergeist läßt nimmermehr von den Deutschen ganz ab. Dieser hier will in's Land der Aquilina, und bei uns um den Weg dahin nachfragen."

„Aquilina? die ewige Musa der Genien unter den Menschen?" erwiderte der Harfner. „Erst gestern zog ich an ihrem Schlosse vorüber. Gern wollte ich ihn dahin geleiten, wenn es mir gestattet wäre, auf demselben Wege heimzukehren. Warte doch, junger Träumer!" sprach er zu Georg gewendet, „bis der Sirocco hier anlangt. Der führt dich, wenn der Launige sonst mag, geradewegs hin; denn dem magnetischen Gegenpole zunächst wohnt die Herrliche!"

„Wie danke ich dir, Meister, für diese Nachricht!" rief Georg. „Du belebst mit deiner Kunde von Neuem meinen sterbenden Geist."

„Aber — du sehnendes, schmachtendes Menschenkind!" versetzte der Harfner, „viele kräftige Geister wagten den

hohen Gang zu ihr; aber fast nicht Einer hat die Prüfungen des Erdenlebens, welche bei jedem Schritte nach Vorwärts den Strebenden umlagern, also bestanden, daß er seinen sterblichen Theil, den Leib, zugleich mit in die Unsterblichkeit hinüberflüchtete. Wie so Viele sanken matt und verzweifelnd vor der vermehrten Last, welche sich über ihrem Haupte emporhäufte, in die Kniee! Gehört noch irgend dein Wesen dem Irdischen an, so wirst du vergeblich dich abmühen, zu ihrer Herrlichkeit einzugehen; denn nur ungern läßt der Erdgeist vom Genius ab und tausendfältig sind seine Lockungen! —

„Komm', Freund, und laß' uns vor der Halle im bleichen Blumengarten ein wenig lustwandeln.“ Er nahm seine Harfe und ging mit dem träumenden Jünglinge hinaus.

All' die Blätterblumen, all' die Fächerbäume neigten sich vor dem Meister, in dessen Harfe leise Stimmen zu singen begannen.

„Seit all' den Jahrtausenden, daß ich über die Erde hinwandle,“ sprach der Harfner, „bemerke ich dennoch, wie durch die Nacht des Irrthums der Geist der Menschheit sich immermehr zur Klarheit des Selbstbewußtseins trotz allem Kummer, den Aengsten und Thränen emporringt! Nur auf kurze Zeit möchte ich manchmal an mir selbst und an dem Treiben und ziellosen Thun der Menschheit irre werden. Wie so groß und herrlich ist es aber, die Unendlichkeit zu denken! — Wie nun die ganze große Seele der Menschheit nur Ein Selbstbewußtsein endlich werden muß, so wird sie, so muß sie auch, ewiger Freiheit immer mehr hingenähert, immer weiter emporringen, bis so endlich die ganze Schöpfung, Geistgeworden, sich mit dem Ur-

geiste einigend in unermeßlicher Seligkeit des allerhöchsten Bewußtseins in nie gesagter, nie ausgedachter Glorie auftauchen kann! — Wie ist die allerhöchste Wahrheit so herzdurchzückend und allbeseligend!" —

So gingen die Beiden, wie Lehrer und Schüler, zusammen. Diese Rede aber war für Georg wie eine Freundin, welche er früher oft aus der Ferne wieder erblickt und nur erst jetzt mit aller ihrer Innigkeit vor sich stehen sah. Dennoch konnte er nicht sagen, ob er sich wohl oder wehe von ihr berührt fand: denn des Menschen Herz bleibt ein ewiges Räthsel! —

„Es wird Zeit, daß ich scheide!" sprach endlich der Harfner zu Georg. Seine Augen fingen sonnig an zu leuchten und sein Gewand sich in Luft und Blau zu verwandeln.

Er reichte dem staunenden Georg die Hand zum Abschiede und sprach: „Ich sehe dich einst wieder."

Jetzt erhob er die strahlende Harfe, die Luft sauste hinein, ein geheimnißvoller Strom von Tönen drang mächtig hallend hervor.

Eine lichte Silberwolke schien den Tonmeister emporzuheben und hinwegzunehmen.

Noch aus der Ferne her glaubte Georg sein leuchtendes Gesicht mit den großen, dunkelblauen Augen sich zugewendet zu sehen. Er starrte lange nach, bis ihm der letzte Schimmer dieser Gestalt und das letzte, schwache Tönen der Harfe verschwand.

Alles, was er vom Meister aus Osten vernommen hatte, bei sich erwägend, glaubte er Himmel und Erde sich auf einmal näher gerückt, und fühlte über sich eine unnennbare Ruhe kommen.

In dieser Stimmung kehrte er zur Halle zurück.

— — —

Viertes Capitel.

Unter dem stählernen Thore stand Georg vor der Greisin. Sie erzählte ihm von vielen Wundern und dem geheimen Walten der Kräfte in der Erde und von allerlei Weisheit unter dem Himmel. Georg war ganz in ihre Worte versunken, auf einmal rief es neben ihnen: „Eviva Gesú!“

Georg sah sich erschrocken um, und ein langer, hagerer Mann in schwarzem Talare, mit einem eckigen Gesichte, das in Aschgrau und Gelb widerlich wechselte und mit blitzenden Augen Georg musterte, stand lächelnd und in gebückter Stellung hier.

„Ich habe dich, Georg Venlot!“ begann dieser zu sprechen, „schon zu verschiedenen Malen gesehen: einmal in Unteritalien in geistreicher, dann in Berlin in langweiliger und früherhin als einen Knaben auf einem Dorfkirchthurme in gar keiner Gesellschaft.“

„Da du,“ entgegnete Georg, „mich und mein Schicksal zu kennen scheinst, so darf ich dich gewiß bitten, mir den Weg dahin zu zeigen, wo Sie, wo Aquilina wohnt.“

Wie eine Natter, hob er seinen Kopf mit röthlich schillernden Augen empor und sprach: „Wenn du dich getrautest, mit mir gleichen Schritt zu halten, so kannst du mir Gesellschaft leisten. Bis vor die Schwelle ihres Schlosses geht mein Gebiet, und bis dahin möchte ich dieses Mal mich wohl ergehen. Morgen gegen Abend dürften wir dort anlangen. Allein ich mache etwas weite Schritte und unterwegs mag ich mich nicht gern aufhalten. Daher lasse ich dir die Art und Weise, wie du mit mir fortkommen willst, ganz anheim gestellt.“ Sein Gesicht zog sich wäh-

rend dieser Worte zu tausend Fältchen zusammen, wie das einer Schildkröte.

Georg wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Das dunkelgrausige Angesicht des Sirocco schien sich ihm gleich einem zur Rose aufblühenden Distelkopfe zu verklären, indem er in die Täuschung eines Kindes verfiel, welches die Schlange für einen bunten, lebendigen Ring und bewegliches Spielwerk zu halten geneigt ist.

Sie waren während dieser Unterhaltung in den Saal hineingetreten. Finster zog sich Sirocco in einen Winkel zurück, brachte eine Flöte heraus, schraubte sie zusammen und fing an zu blasen in hirnverwirrenden Melodieen so schwermuthschaurig und dann wieder so schneidend hell, wie im Höllentriumphe.

Jetzt bebten die Töne, wie zum Reihentanz der Elfenkinder. Die grünen Tage ferner Zeiten schmachteten zu Georg herüber und flehten ihn wimmernd an: „Uns nicht verlassen! uns nicht verlassen! komme wieder zu uns herunter, wieder zu unseren Quellen, Thälern und Bergen, zu den rauschenden Tannenzweigen!“ Lachende Nixen mit funkelnden, blauen Augen und mit brennend wunden Lippen schauten sehnsüchtig und weich in sein Gesicht, weinten vor Schmerz und Wollust und lachten und kicherten dann wieder, wie liebeswahnsinnig, in den Tönen der Höllenflöte empor.

All' die Fluren, welche ihn einst entzückt mit ihren blühenden Apfelbäumen und summenden Bienen, alle die Kornfelder, im Blüthenrauche duftend, mit ihren blauen Blumensternen, alle die im Silberthaue und Morgenrothe schwimmenden Wiesen des Lenzes mit ihren rieselnden Quellen und Bächen, zauberte der Klang der Zauberflöte zu ihm

heran. Weiße, zarte Hände schienen heraufzulangen und träumerisch bittende Augen zu ihm emporzublicken.

Nach einer Weile steckte Sirocco ruhig seine Flöte wieder ein. Die Einsiedlerin fragte ihn, ob er Himbeersaft oder Limonade wünsche?

„Bereite mir eine tüchtige Limonade zu," erwiederte er, „denn ich bin matt und mich dürstet sehr." Die Alte besorgte den Trank.

„Wie ist dir, Venlot?" fragte er diesen mit spähenden Augen. „Wie Einem," versetzte Georg, „der gern schlafen möchte; übrigens bist du der wackerste Flötenspieler, den ich je gehört habe."

„So?" meinte Sirocco; „wie die Welt doch klug wird! sonst wurde Alles rasend vor dem Klange meiner Flöte, ja! selbst Ratten und Mäuse sprangen tanzend hinterdrein — jetzt aber findet man die Sache erträglich und Schlaf und Verdauung befördernd! Die Menschheit wird immer langweiliger, trocken, wie ein Hauskalender, unbehaglich, wie ein Nebelschauer, und klug, wie eine Rechenmaschine, oder ich bin selbst nur noch ein abgetragener und verschossener Komödiant!"

Er rührte mißmuthig mit einem hölzernen Löffel das mit Zitronensaft und Zucker versetzte Wasser und schlürfte in kurzen, kostenden Zügen den kühlen Trank.

Als sich endlich Georg schlaftrunken zur Ruhe begeben wollte, kicherte er: „Lege dich immer nieder, gefühlvoller Reisegefährte! Wenn es Zeit zur Abreise sein wird, will ich dich ermuntern."

Fünftes Capitel.

Noch lag Georg im sanften Schlafe, als ihn Sirocco aufweckte. Erschrocken schlug er die Augen auf. Sirocco stand vor ihm ganz verändert.

Mit einem feinen, schwarzen Fracke, weißer Weste, grauseidenen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen war er zierlich angethan. Seine schneeweißen, langfingrigen Hände saßen in feinen Manschettennestern. Gleich einer geöffneten Muschel standen zwei Busenstreife mit einem goldenen, durchstochenen Herzen auf seiner Brust. Das Krötengrau seines Gesichts kroch unter angeschminkten Rosen hin, während sein Haupthaar im angepuderten Blüthenweiß stand.

Georg sah ihn betroffen an. „Es wird Zeit, daß wir uns aufmachen, denn der Weg ist weit!“ sprach Sirocco. — „Was starrst du mich so an? Habe ich doch nur meine Wetterhosen an! —

„Ade! liebes Mütterchen,“ sprach er flüsternd zur lesenden Sibylle, „und vergiß mich nicht!“ —

„Gehe nur! Gehe nur! — und führe deinen Gefährten sicher zum Ziele seiner Wallfahrt!“ —

Auch Georg nahte sich ihr.

„Erhabene, mächtige, weise Mutter,“ sprach er, „zürne nicht dem armen Menschen, welcher in das Allerheiligste deiner Wohnung drang, von dem Sporn seiner Sehnsucht getrieben! — In Dank und Demuth beugt sich mein Herz vor dir.“

Gleich einer weißen Regensäule stand die Riesin vor ihm emporgerichtet und sprach: „Du bist fromm und kühn und

dein Stern will dir wohl! — Hochbegnadigt bist du vor vielen Menschengeistern. Hüte dich vor dem Hochmuthe, der sich selbst genug ist, denn der Sturz und das Elend treten ihm nach! — Reise glücklich!"

Das Thor stand weit offen, so daß man in die unermeßlichste Ferne sehen konnte.

„Kind! nun strecke deine Füße aus und hüpfe mir nach!" sprach mit heiserem, höhnischem Lachen Sirocco zu Georg; „siehst du dort fern, fernhin das weiße Wölkchen?"

„Wohl!"

„Es ist eine Bergspitze! Dort triffst du mich!" Und mit einem Schwarme Raben, welcher ihm kreischend hinterdrein flog, fuhr Sirocco dahin über Berg und Thal.

Von sich warf jetzt Georg seine Ueberschuhe, that den Mantel um und schritt auf das bezeichnete Gebirge zu. Bald hörte er vor sich die Flöte des Sirocco schreckhaft gellen und doch wieder so lieblich und lockend, daß ihm thränenweich zu Sinn wurde.

Die Flüsse und Seen zerrissen vor freudigem Erschrecken bei diesen Klängen ihre eisigen Gewänder und gossen ihre Fluthen tosend über die lauschenden Auen. Die fröhlichen Wassergeister tanzten kreiselartig in langen Nebelmänteln durch die Thäler. Die ganze Natur riß wiedererwachend das weiße Leichentuch von ihrem Gesichte und blickte mit froherstaunten Augen empor.

Aber alles dieses Tönen, Ringen, Jammern und Jubeln wurde endlich nur eine weiche, traurige Stimme, welche Georg nachrief: „Du willst nicht bei mir bleiben, und habe es doch so gut mit dir gemeint? Böser Knabe, so gut mit dir gemeint!"

Oben auf dem bezeichneten Berge angelangt, setzte er

sich hin auf ein Felsenstück und schaute schwermuthsvoll und traumselig dem einherwandelnden Flötenspieler entgegen.

„Wo steckst du denn? Venlot! Venlot!" rief es herüber zu ihm. „Ha! Ha! alberner Geselle, wo bist du denn?"

„Hie da!" rief er hinunter.

„Du?"

„Hie da!" Georg that seinen Mantel von sich und Sirocco sprang herauf zu ihm.

„Was bist du für ein wunderbarer Mensch!" rief er erschöpft. „Was ist das, daß du schneller laufen kannst, als ich? Was ist das, daß du neben mir und vor mir einherwandelst, ohne daß ich dich sehe? — Siehst du dort die ferne Bergspitze? Dort triffst du mich wieder."

Sirocco zog mit diesen Worten schnell vorüber. Georg that wieder seinen Mantel um und schritt auf das bezeichnete Gebirge zu

Bald hatte er den wunderlichen Flötenspieler, welcher rings um sich her aus dem Boden Schneeglöckchen und Veilchen und aus den starren Bäumen schwellende Knospen lockte, mit seinen Siebenmeilenstiefeln wieder eingeholt. Blaue Blitze zischten und knisterten über das Gesicht des Erdfahlen, und im furchtbaren Farbenprisma glommen seine Augen.

Georg hatte ihn endlich weit hinter sich zurückgelassen. Auf dem jenseitigen Gebirgsgipfel angelangt, sah er seinen Reisegefährten in einer Wetterwolke, aus deren Mitte sein graues Gesicht hervorstach, flüchtig herüberkommen.

„Venlot! Venlot! wo bist du?" rief es grollend.

„Hie da!"

„Voraus? Wohl!"

Georg öffnete den Mantel und Sirocco stand vor ihm mit seiner Flöte. Er rief: „Ich muß es dir lassen, laufen kannst du auf eine merkwürdige Weise. Du könntest von London einen eben aus dem Tiegel gehobenen Pudding noch so heiß nach Peking bringen, daß der erste, beste Chinese sich den Mund daran verbrennen könnte. Ich wünschte, du bliebst im Thale der Erde, dem du angehörst! Hörst du nicht den Weheruf, der aus der Brust deiner Mutter schallt? Unten auf Ceylon sitzt sie und weint und schluchzt ohne Unterlaß. Bleibe bei ihr und lege dich wieder an ihr bewegtes Herz. Wie ich eben herüberging, sagte sie mir in das Ohr, in Schmerzen vergehend, wie du ihr Liebling vor Allen bist. Sie will dich wiegen und herzen dein Lebelang in ihren Armen und tränken mit ihrer süßesten Milch! — Doch mich bannt dein Ring, den du am Finger trägst, dir zu dienen! Entscheide!"

„Zeige mir Aquilina's Behausung!" sprach Georg entschlossen. „O, was wird dies für Lärm geben," erwiderte Sirocco, „wenn du so mit zwei fleischlichen Füßen dort in die poetische Gesellschaft hineinspringst! Blicke auf! Siehst du in der Ferne den Nebelpunkt? Laß' uns einmal dorthin um die Wette laufen!"

Mit diesen Worten war der Schnelle auf und davon, Georg, in seinen Mantel gewickelt, ihm nach.

„Wo steckst du?" rief Sirocco, hinter sich sehend. „Hie da!" antwortete auf der entgegengesetzten Seite Georg. „Das verstehe ich nicht!" murmelte der Düstere vor sich hin und schritt langsam herüber.

Wie er bei Georg angekommen war, sprach er ermattet: „Nun ist es mir unmöglich, weiter mit dir zu gehen; drei Tage lang muß ich hier im Sonnenscheine liegen, bis

ich mich wieder erhole. Erblickst du nach Nordost hin den weißen Glanz? Es ist Aquilina's Wunderschloß. Ich aber will noch aus der Ferne dir mein schönstes Flötenstück nachblasen."

„Ich danke dir, Sirocco!" rief in bebender Freude Georg und flog, in seinem Nebelmantel verborgen, auf das leuchtende Krystallschloß zu.

Sechstes Capitel.

Das lockende Flötengetön durchzuckte Georg's Nerven mit allen Wonneschauern der Erde. Farbigglänzende Ringe und Schlingen schien es um seine Füße zu werfen; eine schreckliche Gewalt ihn zurückzuziehen. Ein wildes, verzehrendes Leid warf ihn zu Boden. Er raffte sich wieder empor.

Ueber ihm schwebte fortwährend eine Lerche mit ängstlichem, schmerzentzücktem Frühlingsgesange. Todesschweiß träufte von seiner Stirne. In unendlicher Angst erreichte er endlich das Bereich des Schlosses.

Zitronenvögel und tausend andere bunte Schmetterlinge gaukelten vor ihm einher. Himmelhohe Rosenlauben blühten in Lenz und Wonne ihm entgegen. Er that von sich die Zauberstiefel und betrat mit entblößten Füßen das heilige Land seiner Sehnsucht. Inbrünstig weinend warf er sich nieder und küßte den Boden dieser seiner ewigen Heimath.

Unerkannt schritt er in seinem Nebelmantel durch all'

die tönenden Hallen in die Wohnung der Herrlichkeit und Seligkeit.

Nachdem er durch mehrere Gemächer gegangen war, sah er endlich auf einem goldstrahlenden Sesselthrone die Heißersehnte sitzen. Im sternengestickten, blauen Schleiergewande, mit blutglühendem Rosenkranze, um welchen Nachtigallenklänge zu zittern schienen, das milde Haupt bekränzt, war sie wunderherrlich zu schauen! Unaussprechlich fühlte er sich vor den Wonnen ihres Anblickes in Wohl und Wehe beklemmt; denn, ach! vor ihm saß dennoch nur die verklärte Lina, und doch Aquilina selbst in ewiger Urschöne. Er wagte es noch nicht, den Nebelmantel von sich zu thun.

Mehrere himmlische Jungfrauen, welche ihr dienten, standen umher. Die Eine von ihnen sprach zu Aquilina: „Du bist immer noch traurig? Warum gingst du auch hinunter in die trüben Thäler?"

„Ich werde immer trauern müssen!" sprach im verhallenden Flötentone ihr purpurleuchtender Mund. „Ob er mich gleich durch seinen Wortbruch zum Erdenleben hinabgebannt hat, daß ich, meines Selbstes unbewußt, von Neuem für ihn menschlich fühlen und leiden mußte, wenn er endlich in arger Verblendung mein liebendes Herz gebrochen, und mich dem Menschentode hingegeben hat, so muß ich ihn dennoch, dennoch ewig lieben."

Ohne daß sie es merkte, war zu ihrer Seite Georg in die Kniee gesunken und badete sein Auge in Thränen.

Eine Jungfrau brachte jetzt eine mächtige, durchsichtig goldene Weintraube herein. „Herrin!" sprach sie, „die kleinen Feuergenien haben mit ihren diamantenen Eimerlein die Beeren übervoll vom flüssigen Feuer gegossen; ich mußte sie brechen, sollte nicht der köstliche Saft verderben."

„O, wehe mir!“ rief Aquilina, „so ist die Traube, nachdem sie Jahrhunderte lang gereift hat, dennoch nicht zum neuen Unsterblichkeitstranke für ihn, den Einzigen bestimmt? So wird ein anderes Jahrhundert zu schmerzlichem Sehnen beginnen.“ Georg's Gedanken vergingen in Entzücken und Wehmuth.

Während Aquilina in einen Kelch, welchen eine rothglühende Schlange aus Karfunkeln umschloß, den Saft der Traube hineindrückte, ließ Georg den Ring, welchen er einst von ihr erhalten hatte, vor ihren Füßen hinkreiseln.

„Ach!“ rief sie, „er giebt mir das Zeichen, daß er von Neuem als Mensch sterben muß.“ Sie stellte den Becher neben sich und weinte bitterlich.

Georg, noch immer in seinen Nebelmantel verhüllt, nahm den Becher, trank ihn aus und setzte ihn umgestürzt an seine Stelle. Er fühlte eine Gotteskraft durch Seele und Leib beben.

Die Jungfrauen waren vor dem leeren Becher erschrocken zurückgebebt und hatten sich in ihre Schleier gehüllt.

„Laßt mich jetzt allein mit meinem Leide!“ jammerte Aquilina. „Wann wird nun je die Stunde meines Heils nahen?“

Die Jungfrauen verließen die trauernde Herrin. Auf die Lehne des Thronsessels den elfenbeinglänzenden Arm gestützt, saß sie, das edle Haupt mit verschlossenen Augen zu schmerzlichen Träumen geneigt.

Der entzückte Jüngling schlug seinen Arm um ihren Nacken und küßte ihren lieblichen Mund. Sie fuhr erschrocken empor, aber er hatte sich wieder verhüllt. „O, wie ich träume!“ flüsterte sie, neigte wiederum ihr Haupt und schien die Augen zu schließen. Indem sie aber heim=

lich durch die langen Wimpern vorblickte, bemerkte sie, wie der Geliebte den Mantel zurückschlug, lieblich, liebend und sichtbar vor ihr stand, den Arm um sie legte und wiederum seinen Mund zum verrätherischen Kusse neigte.

Schnell schlang sie ihre Arme um seinen Leib und rief: „Georg, wie schlimm hast du gethan! Georg, in unsterblicher Jugend und Liebe bist du mein!“

Der Nebelmantel war zu Boden gefallen und die zwei göttlichen Gestalten umfingen sich im Entzücken ewiger Liebeswonnen.

Um sie herum kreiste in Orgeldonnertönen und mit siebenfarbig zuckenden Blitzstrahlen das Weltall.







